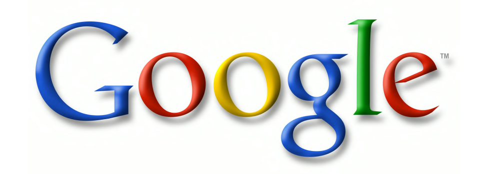
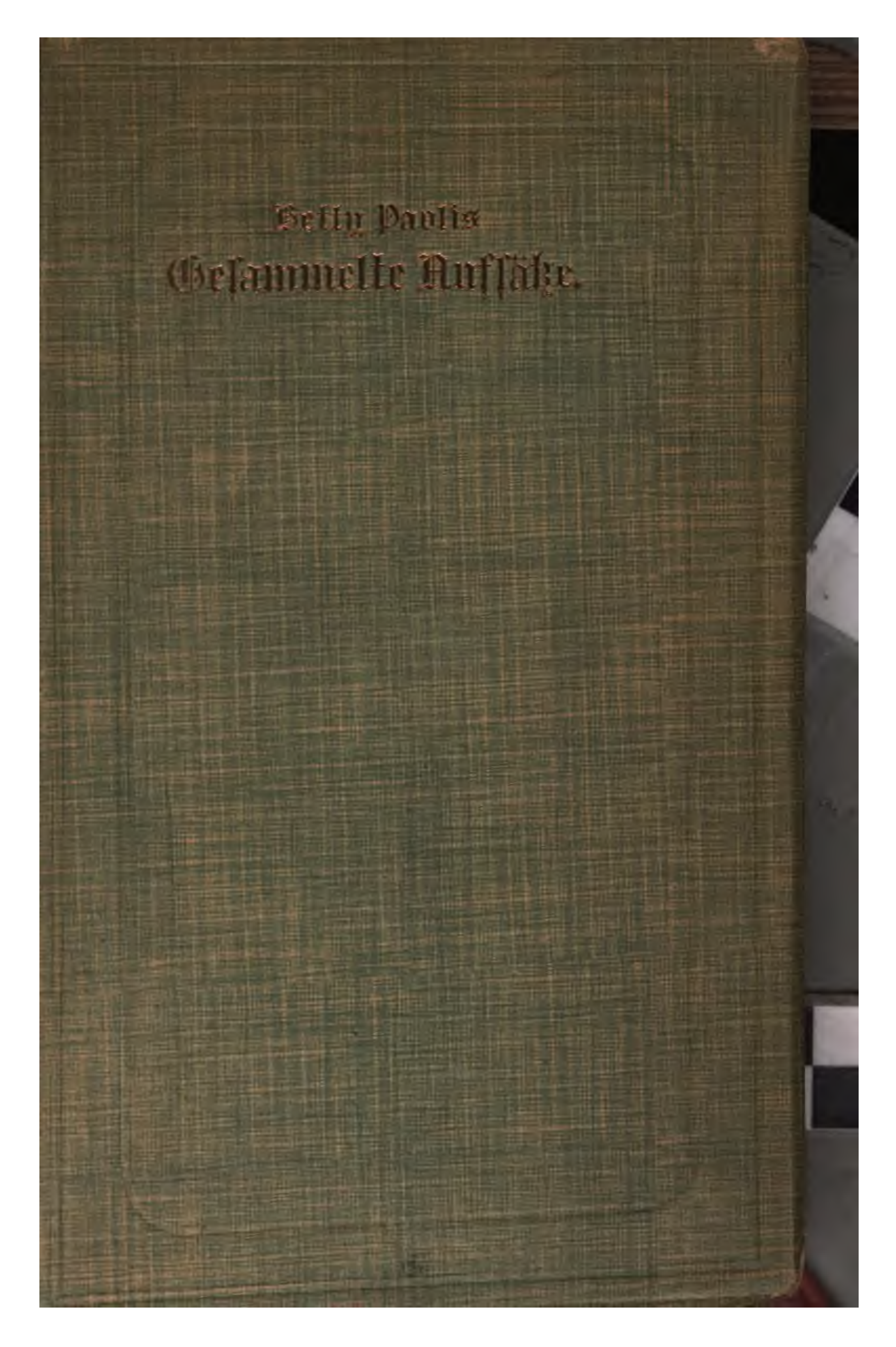



Betty Paolis
Gesammelte Aufsätze.


STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES





Schriften
des
Literarischen Vereins in Wien.

IX.

Betty Paolis
Gesammelte Aufsätze.

Eingeleitet und herausgegeben
von
Helene Bettelheim-Gabillon.

Wien 1908.
Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

Betty Paolis
Gesammelte Aufsätze.

Eingeleitet und herausgegeben

von

Helene Bettelheim-Gabillon.

Wien 1908.

Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

K. u. k. Hof-Buchdruckerei u. Hof-Verlags-
Buchhandlung Carl Fromme in Wien.

Einleitung.

Betty Paoli selbst hatte gewünscht, daß die vorliegenden Aufsätze nach ihrem Tode in Buchform veröffentlicht würden; sie wählte dieselben aus Hunderten von Artikeln, die sie seinerzeit des Broterwerbes halber schreiben mußte. Sie hatte jahrelang für viele der namhaftesten österreichischen und ausländischen Blätter ihrer Zeit das ständige Referat über Literatur, bildende Kunst und das Wiener Burgtheater zu führen; auch ihre ungewöhnlichen Sprachenkenntnisse stellte sie in den Dienst der Publizistik. Selbst die geringeren dieser Arbeiten für den Tagesdienst machen ihrem Namen Ehre, — die bedeutendsten besitzen dauernden Wert. Denn außer der vollendet schönen Prosa, die ihr eigen war — in der die Kraft und das Feuer ihrer hochgestimmten Seele gefangen ward — überrascht darin ihr nie trügender, fast prophetischer Blick für alles Echte und Gesunde. Die, in den seither verflossenen Jahrzehnten bewährte, Treffsicherheit ihres Urteils ging nicht bloß aus einem kritischen Talent

hervor, sondern wurzelte in den Grundelementen ihres Charakters. Es war ihre unbestechliche Wahrheitsliebe, ihr unerschütterlicher Gerechtigkeitssinn, ihre stets wache Begeisterungsfähigkeit für alles Hohe und Edle, ihr tiefes Verstehen und Mitfühlen jedes Leidens und Elends, gereift an den Erfahrungen eigener, schwerer Schicksale, die darin zu Worte kamen.

Schon in ihrer Jugend begeisterten sie Franz Grillparzers Werke zu nimmermüdem Weckruf an ihre teilnahmslosen Zeitgenossen; die beiden Feuilletons, die sie 1872 unmittelbar nach seinem Tode über ihn schrieb und in der „Neuen Freien Presse“ drucken ließ, sollten nach ihrem Willen ebenfalls der Sammlung ihrer Essais eingereiht werden [1]). Der Wiederabdruck derselben mußte jedoch unterbleiben, da sie bereits im ersten Bande der Schriften des Literarischen Vereins, in „Grillparzers Gesprächen und den Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch Zeitgenossen“, ihren Platz gefunden haben. Der Herausgeber, Prof. Dr. August Sauer, belehnt dort in seiner Vorrede Betty Paoli mit des Odysseus Epitheton „Die Umhergetriebene“. Er hat nur allzu recht, auch ihr fiel das Los, den Kampf mit allen Wechselfällen des Glückes, mit Daseins Not und Gefahren zu bestehen. Dafür war sie aber von der Natur

---

[1]) Ihre größere Schrift „Grillparzer und seine Werke“ ist 1875 in dem J. G. Cottaschen Verlag, Stuttgart, erschienen.

für ein wahres Heldentum ausgerüstet, ihrem zarten Körper war ein starker Geist, ihrem weichen Herzen ein zielbewußter Charakter beigesellt, und wo ihre Leidenschaftlichkeit die wildesten Stürme entfesselte, die ihr Lebensschifflein mit Untergang bedrohten, da vermochte sie es im Ernste treuer Pflichterfüllung mit festem Mut an das rettende Ufer zu lenken. Wie lange aber sollte es dauern, eh' sie ihr Ithaka gefunden! Unendlich viel ist an ihr gesündigt worden, am meisten von denen, die ihres jungen Lebens Schutz und Schirm hätten sein sollen. Doch nie beschuldigte sie jene Menschen allein, die, wie sie einmal einem Freunde schrieb: „... ihr Leben gebrochen und aus seinen Angeln gerückt, daß es in kein menschliches Verhältnis mehr hineinpaßte ..." Das stolze Gefühl eigener Verantwortung war bei ihr so mächtig, daß sie zur selben Zeit von sich sagte: „... Als lebte ich mitten in der antiken Welt, so begreife und erkenne ich, was Schicksal heißt; nicht aus dem, was uns widerfährt, gestaltet es sich, es liegt in unserer eigenen Brust, als unser tiefstes Wollen, unser innerstes Bedürfen. Darüber kann keiner hinaus und niemand kann ihn von dem Bann befreien, der mit seinem eigensten Wesen unlösbar verschlungen ist ..."

Elisabeth Glück, wie sie mit ihrem Familiennamen hieß, war am 30. Dezember 1814 in Wien geboren; ihre Mutter, eine Belgierin, hatte den Gatten, der Militärarzt war, früh verloren, mit ihrem Kinde

ein unstetes Leben geführt und ihr beträchtliches Vermögen in unglücklichen Spekulationen eingebüßt. Sechzehnjährig mußte Betty für sie beide sorgen und ging mit der Mutter, von der sie sich nicht trennen wollte, nach Rußland als Erzieherin. Ein Jahr später in gleicher Eigenschaft nach Polen, wo ihre Mutter starb. Zur Armut kam nun noch die Verlassenheit. Über ihre Erziehung klagte sie, sie sei „à la diable" gewesen, gänzlich unausgeglichen, denn ihre Kenntnisse verdankte sie nur ihrem leidenschaftlichen, massenhaften Lesen. Schon in der Fremde dichtete sie ihre ersten Lieder und ließ sie später, wie sie einem Freunde schrieb, einzeln, aus Grille, nicht aus Absicht, unter fremdem Namen — Betty Paoli — erscheinen, den sie fortan beibehielt; 1832 bis 1833 erschienen diese Gedichte in Wiener und Prager Zeitungen. In die Heimat zurückgekehrt, begann sie ihre journalistische Tätigkeit mit Beiträgen für Witthauers[1]) „Wiener Zeitschrift"; da dies für ihren Unterhalt nicht ausreichte, war sie auf Erwerb durch Übersetzungen und Unterrichtsstunden angewiesen, bis sie endlich in einer befreundeten Familie Gesellschafterin wurde. 1841 gab sie einen Band, Lenau gewidmeter Gedichte heraus[2]); sie begründeten ihren Ruf, nach Grill-

---

[1]) Friedrich Witthauer, geb. 1793 in Bremen, gest. 1846 in Meran, Redakteur, hervorragender Theaterkritiker.

[2]) Pest, 1841. Verlag von Gustav Heckenast. Leipzig bei Georg Wigand.

parzers Wort, als „ersten Lyriker Österreichs". In demselben Jahre nahm sie Frau Joseph Wertheimer in ihrem Hause auf. Damit wurde der Keim zu mancher guten Saat gelegt, die in ihrem Leben aufgehen sollte. In diesem neuen Kreise traf sie die bedeutendsten Erscheinungen des literarischen Wiens; Grillparzer, den innig verehrten, lernte sie damals kennen, Hammer-Purgstall, Kompert, Stifter, Feuchtersleben und viele andere noch, vor allem aber Ottilie von Goethe, die wiederum in lebhaftem Verkehre stand mit einer der interessantesten Persönlichkeiten der Gesellschaft, von dessen Erzählungskunst und eigenartigem Wesen auch Hebbel sich oft angezogen fühlte, mit dem Fürsten Friedrich Schwarzenberg, als Schriftsteller „der Lanzknecht" genannt. An Ottiliens Teetisch traf Betty Paoli mit ihm zusammen, zugleich mit Zedlitz und dem Astronomen von Littrow, die bald zu ihren Freunden zählten. Einen ungewöhnlichen Eindruck mußte gerade der geistig hochstehende Fürst auf sie machen, dessen Name nicht nur vom Ruhme seines Vaters umstrahlt war, sondern der im Glanze des eigenen romantischen Heldentums von sich schreiben durfte: „. . . . Unser Einer, den die Mutter unter dem Donner der Kanonen einlullte, an dessen Wiege die Riesenschatten der napoleonischen Kaiserzeit vorüberwandelten, der in der damaligen eisernen Epoche mit der Feuertaufe sub invocatione

Schills, Hofers, Körners getauft wurde, dem ist und wird nicht wohl in dieser Aktienwelt."

Bald sollte eine glückliche Lebenswendung Betty Paoli an die Seite dieser „Mutter" führen; 1843 wurde sie Vorleserin bei der Witwe des Feldmarschalls, der Fürstin Marie Anna Schwarzenberg,[1] deren Geistes- und Charaktereigenschaften so groß waren wie ihre Schicksale, eine Frau, über die Betty Paoli 1856 in selbstbiographischen, für Leopold Kompert bestimmten Angaben schrieb: „Groß war der Gewinn, den ich aus dem beständigen Verkehr mit dieser wahrhaft außerordentlichen Frau zog. Ich gewann namentlich an geistigem Überblick und Verständnis der Menschen und Dinge, wie an innerem Halt .... Es ist wenig Gutes in mir, dessen Ausbildung ich nicht ihr verdanke. Was die Erziehung in mir versäumte, hat der Verkehr mit diesem ganz großen und reinen Charakter nachgeholt." Lange vorher gab die Dichterin gleichen Gesinnungen für die Feldmarschallin bewundernden Ausdruck in vielen, ihrer unten folgenden Briefen an den Fürsten Fritz Schwarzenberg. Das Verhältnis der Dichterin zur Fürstin hat überdies aus

---

[1]) geb. 2. Mai 1767, gest. 2. April 1848. Von Geburt eine Gräfin Hohenfeld, in erster Ehe am 9. August 1785 mit Paul Anton Fürst Esterházy vermählt, dessen zweite Gemahlin sie war. Nach dessen Tod, 1794, mit Fürst Carl Philipp Schwarzenberg 1799 vermählt.

eigener Anschauung sehr fein Adalbert Stifter, einstmals der Mathematiklehrer des ältesten Sohnes der Feldmarschallin, geschildert. Er schreibt [1]: „... Es lebte eine alte, edle, verwitwete Fürstin in unserer Stadt, deren zu früh verstorbener Gemahl den Oberbefehl in den letzten großen Kriegen geführt hatte. Sie war häufig mit ihm im Felde gewesen und hatte da die Verhältnisse von Kriegsheeren und ihre Bewegungen kennen gelernt; sie war in den größten Städten Europas gewesen und hatte die Bekanntschaft von Menschen gemacht, in deren Händen die ganzen Zustände des Weltteiles lagen, sie hatte das gelesen, was die hervorragendsten Männer und Frauen in Dichtungen, in betrachtenden Werken und zum Teil in Wissenschaften, die ihr zugänglich waren, geschrieben haben und sie hatte alles Schöne genossen, was die Künste hervorbringen. Einstens war sie in den höheren Kreisen eine der außerordentlichsten Schönheiten gewesen und noch jetzt konnte man sich kaum etwas Lieblicheres denken, als die freundlichen, klugen und innigen Züge dieses Angesichts ...

Von dem, was in den Verhältnissen der Staaten vorging, wollte sie beständig unterrichtet sein. Sie empfing daher von manchen ihrer Verwandten und Bekannten Briefe und die vorzüglichsten Zeitungsblätter mußten auf ihren Tisch kommen. Weil aber das viele

---

[1] Im „Nachsommer".

Lesen, das sie sich hatte auflegen müssen, bei ihrem Alter doch hätte beschwerlich werden können, hatte sie eine Vorleserin, welche einen Teil, und zwar den größten, des Lesestoffes auf sich nahm und ihr vortrug. Diese Vorleserin war aber keine bloße Vorleserin, sondern vielmehr eine Gesellschafterin der Fürstin, die mit ihr über das Gelesene sprach und die eine solche Bildung besaß, daß sie dem Geiste der alten Frau Nahrung zu geben vermochte, so wie sie von diesem Geiste auch Nahrung empfing."

Die Fürstin lebte einen Teil des Jahres in Worlik, ihrem Schloß in Böhmen, sonst in Wien im Jakoberhof und ihre Reisen, auf denen die Dichterin ihre stete Begleiterin war, führten sie damals nach Holland, Hamburg, Helgoland und Berlin.

An den Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt mahnt Betty Paolis „Romancero", 1845 Bettina von Arnim gewidmet, mit den Worten: „... in Erinnerung an die Tage, die ich in Berlin mit Ihnen verlebte, weil jene Tage wie eine heitere Glückseligkeitsinsel aus meinem Leben emporragen . . ." Ludmilla Assing erzählte nach Jahren noch von dem Eindruck, den Betty Paolis Erscheinen bei ihrem Onkel Varnhagen hervorbrachte. „Sie trat unter uns wie eine Muse."

Fürst Friedrich Schwarzenberg teilte selten den Wohnsitz seiner Mutter; voll Tatendrang, aben-

teuerfroh und ritterlichen Sinnes, war er nach einem Worte des Erzherzogs Johann zu Metternich, „überall zu sehen wo geschossen wird". Doch mitten im bewegtesten Treiben fand er Muße und Stimmung zu schriftlichem Verkehr mit seinem Freundeskreise und so pflegte er auch fast ein Menschenalter hindurch, vom Anfang der vierziger Jahre bis zu seinem Tode 1870, einen regen Briefwechsel mit Betty Paoli. Eine hier folgende Auswahl ihrer Antworten an den „Lanzknecht" malt besser, als jedes fremde Wort ihr Wesen und ihren Werdegang.

Diese, dem Archiv zu Worlik entnommenen und mir freundlichst anvertrauten Briefe danke ich der Güte Sr. Durchlaucht des Fürsten Adolf Schwarzenberg, sowie Se. Durchlaucht des Fürsten Carl Schwarzenberg und seiner Gemahlin Fürstin Ida Schwarzenberg-Hoyos:

„Worlik, 5. Juli 1843.

Von jeher hegte ich die Ueberzeugung, daß uns, was wir recht innerlich und wahrhaft wünschen, über kurz oder lange wird, und daß die Seelengewalt, die sich im tiefsten und geheimsten Wunsch des Menschen concentrirt, allen Rest nach ihrem Willen und Bedürfnis gestalten kann. Muß es mich nicht in dieser Ueberzeugung bestärken, daß ich nun mit einem Male,

fast ohne mein Zuthun, das Ziel erreichte, nach dem ich schon so lange begehrte, nähmlich in irgend eine persönliche Beziehung zu Ihnen, theuerster und wahrhaft geehrter Fürst! zu treten. Eine Eigenthümlichkeit meiner Natur steigerte diesen Wunsch manchmahl bis zum Schmerz: ich kann nichts genießen ohne dem Spender dieses Genußes, wenn er auch gar nichts von mir weiß, gleich aus frohdurchrauschtem, überströmendem Herzen heraus danken zu wollen, und wenn ich das nicht kann, drückt es mich wie eine Schuld. Nun haben Sie mir aber schon seit Jahren so viele Freude gemacht und ich konnte weiter nichts thun als sie hinnehmen; wie ein edler, alter, vielbewährter Freund haben Sie oft zu meinem Geist gesprochen und ich konnte Sie nicht einmal wissen lassen, wie sehr ich Sie verstand und, mag ich auch in der Rangordnung der Geister tief unter Ihnen stehen, die Verwandtschaft unseres Wesens fühlte. Begreifen Sie, welche Bedrängniß dieß für mich war. Hundertmahl war ich auf dem Punct, Ihnen zu schreiben und immer hielt mich die Furcht vor möglicher Mißdeutung zurück; nicht um eine Welt hätte ich gewollt, daß Sie glauben, es gelte dem Fürsten, was in meinem Sinne dem großartigen Talent, dem hohen und liebenswürdigen Menschen galt. Von der ersten Zeile, die ich von Ihnen las (es waren Fragmente, von der Allgemeinen Ztg. 1836 oder Anfang 37 mitgetheilt) bis zu der letzten (der schwere

Gang)[1]) habe ich nichts von Ihnen gelesen, was mir nicht erhebend, kräftigend, erfreuend, erhellend durch die Seele gegangen wäre. Ermessen Sie denn nun, theuerer Fürst, wie sehr ich Ihnen verpflichtet bin und wie großes Recht ich habe, Sie meinen Freund zu nennen, selbst auch, wenn Sie gegen *meine* Freundschaft protestieren wollten.

Worlik gefällt mir überaus wohl, nur weiß ich nicht, ob hieran der Ort oder nicht vielmehr Ihre Durchlaucht Schuld, und ich bin sehr geneigt, das Letztere zu glauben, Geist und Güte! Das sind die ewig strömenden, ewig erquickenden Lebensquellen und an diesen darf ich mich jetzt erfrischen. . . .

Gestern hatten wir endlich den ersten schönen Tag und benützten ihn zu einem größeren Spaziergang. Ich weiß nicht ob Sie, Fürst, die Topographie von Worlik gut genug kennen, um mich zu verstehen wenn ich Ihnen sage, daß wir im *Thalhaus* und am *Wasserplätzchen* waren. Bisher hatte das gar zu schlechte Wetter unsere Ausflüge sehr beschränkt und uns kaum weiter als bis zu dem Teich, an dem *Bettina* steht, kommen laßen; doch die Bäume bis dahin kenne ich schon so ziemlich und wenn ich zu dem komme, der Ihren Namen trägt, sag' ich immer ganz

[1]) Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechtes. I. Theil. Als Manuscript gedruckt. Wien 1844.

laut: „Da ist Fürst Fritz!“ und freue mich, als wenn dem wirklich so wäre, was doch leider! nicht ist.

— — — — — — — — — — — — — —

Ihre Durchlaucht trägt mir tausend herzliche Grüße an Sie auf; ich empfehle mich Ihrem Andenken, Ihrem Wohlwollen und Ihrer Feder. . . .

Worlik, 22. Juli 1843.

. . . Ich muß mich neulich schlecht ausgedrückt haben, weil Sie sagen, daß mir mein Leben hier, in mancher Beziehung zuzusagen scheine; das war es nicht, was ich sagen wollte, sondern: daß ich mich hier in der Nähe der Fürstin von einer Ruhe, einem Frieden, also einem Glück durchdrungen fühle, wie es in meinem Leben noch selten geschah. Seit Jahren war Einsamkeit mein Wunsch und mein Verlangen, wie schön ist es aber und wie beglückend, daß mir das einzige Werthvolle des Weltlebens nun auch in die Einsamkeit gefolgt ist: geistige Anregung, bildender, ergänzender Umgang, Veredelung des eigenen Selbsts durch die Einsicht in eine edle Persönlichkeit. Schwer zu erkennen mag die Fürstin sein, wie es ja alles Ungemeine und Hohe ist; aber sie zu verkennen halte ich kaum für möglich, denn es ist ja eben Wahrheit der eigentliche Grundzug ihres Wesens und gegen diese kann man sich nur freiwillig verblenden; wer aber dieß

thut, an dem ist nichts gelegen. Mit solcher Verehrung und Neigung hänge ich an der Fürstin, daß ich keinen innigeren Wunsch habe, als in diesem edlen Leben für etwas zu zählen. —

Wie wohl, wie ganz verstehe ich Ihr Wort: „Es ist mir manchmal Bedürfniß, die Ergebniße und Bilder meines bewegten, bunten Lebens zu fixiren.“ Das glaub ich gerne, denn Ihr Leben ist nicht, wie bei so vielen Anderen, etwas Ueberkommenes, es ist das notwendige Resultat einer gewaltigen Natur und weil Sie über ihm stehen, drängt es Sie, es zum Kunstwerk zu gestalten, ja nur dadurch wird es Ihnen möglich. Und freudig bewegt hat es mich, daß Sie meine heiligste Ueberzeugung theilen: es sei in dem, was wir denken, fühlen, thun, schon an und für sich aller Segen enthalten und weiter kein Lohn anzusprechen. Traurig kann dieß nur Jenen scheinen, die nicht wissen, daß es keinen höhern Lohn gibt, als den unser eigener Geist uns spendet. Eines aber muß ich Ihnen doch verdenken, daß Sie uns von Ihrem Reichthum nur so selten mittheilen. Ich möchte Einfluß auf Sie besitzen nur um Sie zu größerer, äußerer Thätigkeit zu veranlassen. . . . Ich gehe heute nach Prag, bis in drei Tagen gedenke ich wieder zurück zu sein. Ich freue mich sehr, die mir ganz fremde Stadt kennen zu lernen. . . .

Worlik, 18. August 1843.

Wo Sie dieser Brief treffen wird, theuerster Fürst, ist mir zwar unbekannt, doch wünsche ich vom ganzen Herzen, es möge im Gebirge sein, weil ja doch nur die Natur reich genug ist, Ihnen die Freude zurückzuzahlen, die Sie mir mit Ihren, mein ganzes Sein ernst und tief bewegenden Briefen machen. Ungetrübt war zwar meine Freude an dem letzten nicht, denn Manches, was Sie darin von sich sagen, konnte mich nicht anders als schmerzlich berühren, doch der Gedanke, daß dieß Alles so kommen mußte, wenn Sie zu dem werden sollten, was Sie sind, hat Gewalt über allen Rest zu erheben. Sie gelähmt? Sie gebunden? Wie kommen Sie zu dieser unbegreiflichen Täuschung? Wer ist freier als Sie? oder vielmehr: wen hat eigne Kraft herrlicher befreit? Wer steht siegreicher als Sie auf dem Drachenknäuel Vorurtheil, Lüge und Kleinheit? Sie sagen, Sie seien zum Mann der That geboren; ist aber nicht jeder Gedanke eine innerliche That und ist es durchaus nothwendig, daß der Geist einen irdischen Leib annehme?

Uns müssen wir fördern, uns weiterbringen, dazu kann uns nichts Äußerliches helfen, so wenig wie wir der Welt helfen können. Es war mir lange ein finsterer Schmerz, jetzt aber fühl ich's milder: daß alle Helden und Märtyrer, die sich je für das Heil der Welt hingaben, nichts erreicht haben, als ihre eigne

Vergöttlichung. — Der Gedanke steht hoch über der That und unser Ziel soll nur ein geistiges sein. Das schönste Ziel ist aber mit sehenden Augen zu leben, trotz allen Einsturzes von sich selber nichts zu verlieren, mit offnen Sinnen und offnem Geist die Welt in sich aufzunehmen und doch in ihr eine eigne Welt zu bleiben. Und dieß Alles, was Andre kaum ahnen, das haben Sie, theurer Fürst, errungen. Mit staunender Erhebung blick ich auf Ihre Persönlichkeit und Ihr Leben, nicht als regelrechtes Kunstwerk betrachte ich es, sondern als gewaltige, großartige Naturerscheinung voll geheimnisreichen Waltens, dunkler Gefahr und reichen Segens.

Nachdem ich mir nun die Brust davon befreit habe, will ich Ihnen, lieber Fürst, von Worlik erzählen und wie das Leben hier sanft und unmerklich hingeht. Die Morgenstunden ausgenommen, verbringe ich den ganzen Tag mit Ihrer Durchlaucht zu, Vormittags meistens lesend, den Nachmittag zu Spaziergängen verwendend. Die Fürstin ist (unberufen!) wohl und heiter; ich spreche nur davon, denn wie gütig, wie tief, wie klar und mild sie ist, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen.

... Neulich waren wir zu meinem großen Jubel in Klingenberg;[1]) gewiß die interessanteste und

---

[1]) Zur Majoratsherrschaft Worlik gehörend.

merkwürdigste Ruine, die ich in meinem Leben gesehen habe. Der Kreuzgang und die Kapelle mit den Fresken könnten mich allein tagelang beschäftigen. Auch die Form und sozusagen Physiognomie der Ruine von unten gesehen finde ich ungemein frappant. So entfernte Ausflüge gehören indessen zu den Seltenheiten und gewöhnlich ist der Annahof unsere weiteste Fahrt. Aus zwei Gründen gehe ich gerne hin 1. weil ich den Weg durch den Wald sehr angenehm finde und 2. weil ich dort einen protégé habe, nämlich einen halbverhungerten Hund, dem ich immer was zum Eßen mitbringe. Jugez donc de la réception qu'il me fait!

— — — — — — — — — — — — — —

Nun von Prag „der wunderschönen Stadt“ wie's im „Schwerinlied“ heißt. Sie verdient diesen Namen und ich kenne wenige Städte, die im gleichen Maße imponirten. Der Hradschin, das Äußere der Veitskirche, die Steinbrücke laßen den Blick nicht von sich weichen. Der Hradschin, den ich in allen Details sah, hat einen großen Eindruck auf mich gemacht, den die Öde, Stille, Ausgestorbenheit vermehrte; ich hätte selbst nicht das Gras im Hofe vermissen mögen. Sehr merkwürdig war mir auch das Rathhaus am Altstädter Ring. Ich konnte mich von dieser verhängnisvollen Stelle nicht trennen, die Erinnerungen, die hier erwachen, sind zu überwältigend. Wenn es erlaubt wäre, sich selbst zu citiren, würd' ich fragen:

„Und ist die Erde minder schmerzversunken
Seitdem sie jenes edle Blut getrunken?“

Das alte historische Prag nahm mich so sehr in Anspruch, daß ich mich um das moderne wenig kümmerte. Selbst das Theater und die Färberinsel besuchte ich nur aus Gewissenhaftigkeit. Im Theater spielte der Berliner Beckmann im „Vater der Debütantin“ und da ich allen Spaß leidenschaftlich liebe, unterhielt ich mich königlich. — Drei Tage blieb ich in Prag und freue mich schon jetzt darauf, wenn eine Reise nach Leipzig, die ich doch über kurz oder lang werde machen müßen, mich wieder durch diese Stadt führen wird.

Sie hätten gewiß Recht, bester Fürst, sich über Espartero's[1]) Déconfiture zu freuen, wenn nur diejenigen, die an seine Stelle traten, irgend besser oder größer wären, als er; das sind sie aber gewiß nicht und so hat Spanien nichts gewonnen als neue Uebung in émeuten. Vielleicht war Espartero der Mann, der dem Lande für den Augenblick Noth gethan hätte, die jetzige Partei hat nicht einmal den Moment für

[1]) Der bekannte spanische Parteiführer, gegen den in der Armee des Don Carlos Fürst Fritz Schwarzenberg 1837 gefochten hatte. — S. über ihn: Rückblick aus Spanien. Aus den Papieren eines verabschiedeten Lanzknechtes. 5. Theil. Manuscript, 1848.

sich. Mich dauert die arme kleine Königin (wie schade, daß sie so häßlich ist!), die man sich wie einen Fangball zuwirft. . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Prag, 18. Okt. 1843.

Theuerster Fürst! Ich schreibe Ihnen aus Prag, wohin ich mich für ein paar Tage geflüchtet habe; vor einem großen Kummer, mit dem ich gegen meine Gewohnheit auf keine andre Weise fertig zu werden wußte. Sie finden in diesen Worten auch die Erklärung des sonst gewiß unbegreiflichen Umstands, warum ich so lang blieb, ohne Ihren lieben, theueren, innig werthen Brief zu beantworten. Es war unmöglich. Alles in mir war verdumpft, verstockt, ich hatte Mühe genug, mein äußeres Wesen zu bewachen, mit meinem Geist, meinen Gedanken konnte ich nichts anfangen, die saßen finster in der finstern Höhle. Was mich traf, war nichts von dem, was die Menschen Unglück, es war das, was ich eine Losschälung nenne. Unvermeidlich ist es und soll darum mit möglichster Grazie ausgehalten werden; überdauern läßt sich's auch, nur daß das letzte arme Restchen Jugend und Lebensmuth darauf geht. Sei's drum. — So lang die theuere, unvergleichliche Frau, die Sie Mutter zu nennen so glücklich sind, allein war, blieb ich bei ihr, als aber

Fürstin Josephine[1]) mit ihrer Familie kam, bat ich um die Erlaubniß auf ein paar Tage nach Prag zu fahren und erhielt sie auch. Was ich hier will? Gewaltsam von dem abgelenkt werden, was mich beschäftigt, neue Eindrücke in die Seele zu bekommen. . . . Worlik wird nun bald so belebt sein, als es bisher stille dort war. Heute geht die Familie Dietrichstein dahin ab, die Grafen Colloredo, Fürstenberg, Khevenhüller rc. rc. werden erwartet. Fragte man mich um meine Meinung, so würde ich wie ein Engländer sagen: 'Tis handsomer than handsom, dennoch halt ich's für gut, manchmal zu Menschenverkehr gezwungen zu werden, weil man dadurch nicht zu der furchtbar isolirenden Überzeugung gelangt, daß sich Menschen ganz wohl entbehren lassen. Gott! wie düster schreibe ich Ihnen heute! Es ist aber daran nicht bloß mein eigenes Weh Schuld, sondern auch der Brief, den Sie an ihrem Geburtstag an die Fürstin schrieben und den diese mir mittheilte. Tief ins Herz haben mich diese Worte getroffen und es wie Blitze erhellt. Schon früher hatt' ich's empfunden, und Ihnen darum zum Geburtstag nicht geschrieben. Hätt' ich Ihnen Glück wünschen sollen, daß Sie geboren wurden? Für uns, die Sie kennen, ist dieß ein Glück, doch wie theuer müssen

---

[1]) Gemahlin des Fürsten Carl Schwarzenberg, geb. Gräfin Wratislaw-Mitrowitz.

Sie's bezahlen! Mir kommt überhaupt Alles Liebe, das man einem Menschen an solchem Tage erweist, immer nur so vor, als wollte man ihn darüber trösten, daß er den ungeheueren Fall auf diese Erde that. Sie wollt ich aber nicht trösten, denn dazu sind Sie mir zu groß, dazu halte ich Sie zu hoch, dazu weiß ich endlich selbst zu gut, was Schmerz heißt. Man darf ihn nicht kennen, um ein guter Tröster zu sein; drum sind Kinder und ganz unbefangene, harmlose Naturen die besten. . . .

Worlik, 13. November 1844.

„Wer dem Fürsten Fritz nicht von ganzer Seele zugethan ist, der ist nothwendig ein dummer und schlechter Mensch." Das hab' ich schon oft gesagt, aber nie mit größerer Überzeugung und Wärme als bei Empfang Ihres lieben Briefes vom 21. v. M., der mich bei meiner Rückkunft von Berlin hier in Worlik, wie ein werther Freund begrüßte. Theuerster Fürst! wenn ich Ihnen nur sagen könnte, welch große Freude Sie mir damit gemacht haben? Ich war gerade recht betrübt, ich hatte in Berlin und Leipzig so unvergeßlich schöne Tage verlebt, daß mir die Seele noch weh that von der schmerzlichen Losreißung und wie ich mich so von aller Freude und von allem Wohlwollen abgeschnitten glaubte, da empfing ich Ihre lieben Zeilen, und sah meinen Irrthum ein. Und was mir diesen

Brief noch ganz besonders werth gemacht, ist, daß ich daraus entnehme, wie Sie nicht zweifeln an meiner tiefen und wahrhaften Ergebenheit für Sie. Es wäre dieß gewiß auch das größte Unrecht, das Sie mir anthun könnten, denn wenn mich etwas stolz macht, so ist es meine Befähigung Ihre edlen und seltnen Eigenschaften zu erkennen. Erkennen heißt aber würdigen.

In der Voraussetzung, Gräfin Theta,[1]) der ich gestern schrieb, werde Ihnen, mein Fürst, das Wesentlichste über unseren Aufenthalt in Berlin mittheilen, erwähne ich davon nichts mehr, als daß die Fürstin die ganze Zeit über, vollkommen wohl und ungewöhnlich heiter war. Dagegen habe ich Ihnen Verschiedenes aus Leipzig zu berichten, was Sie vielleicht interessieren wird. Vorerst von Kühne, der sich Ihnen aufs Beste empfehlen läßt; ich lernte ihn in seiner Häuslichkeit kennen und muß gestehen, daß ich mir keine reizendere zu ersinnen wüßte. Seine junge Frau ist die Anmuth und die Lieblichkeit selbst, ihre Verwandten sind Menschen von ebenso großem Ansehen als innerem Werth, die Verhältnisse scheinen ungemein günstig, kurz es ist eine Stellung, wie man wohl eine ähnliche für sich selbst erbeuten möchte. Auch Laube lernte ich kennen und sah ihn häufig; mit großer Lebhaftigkeit

[1]) Gräfin Therese Pálffy, 1805 als Gräfin Rossi geb., Nichte der Feldmarschallin. — Schwägerin der berühmten Sängerin Henriette Sonntag, vermählten Gräfin Rossi.

erkundigte er sich nach Ihnen, mein Fürst und ich wünschte sehr, daß ein günstiger Zufall Sie mit ihm zusammenführte.[1]) Er ist ungemein anregend, geistvoll, belebt und würde Ihnen ganz gewiß gefallen. Mir machte er einen höchst angenehmen Eindruck, und an seine Frau, da habe ich erst recht mein Herz verloren. Sie ist heiter, sicher, fest und im höchsten Grade bedeutend. In diesen beiden Familien, wie im Hause des Buchhändlers Wigand fand ich die freundlichste Aufnahme und lernte daselbst die meisten Notabilitäten Leipzigs kennen. Von allen Seiten ward ich mit Fragen nach Ihnen bestürmt, mein Fürst, ob Sie denn nicht auch wieder einmal nach Leipzig zu kommen gedächten. Wenn es Ihnen gefiele, mich zu Ihrem Hofrath zu ernennen, so würde ich Ihnen rathen: Machen Sie doch ja gewiß diese Reise. Mich hat sie unendlich erfrischt; ich will gerne zugeben, daß auch dort Manches anders und besser sein könnte, doch gewiß ist, daß in diesem raschen, lebhaften Gedankenaustausch sich vieles ent-

---

[1]) Betty Paoli wußte nicht, daß der Fürst Laube bereits 1832 in Karlsbad kennen gelernt hatte. S. sein Sendschreiben an Heinrich Laube von der Abtenau im Salzburgischen am 13. Oktober 1841. Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechtes. Wien 1844, als Manuskript gedruckt. Nach dem Tode des Fürsten widmete Laube dem Lanzknecht, im XIV. Abschnitt seiner „Erinnerungen“, eine glänzende Charakteristik. Laubes Ausgew. Werke, Leipzig, Hesse. Bd. VIII. S. 173—176.

wickeln muß, was in der Stagnation unseres Wiener Lebens einen ewigen Murmelthierschlaf fortschläft. Grillparzer hat wahrlich Recht, wenn er Wien das Capua der Geister nennt; das merkt man erst recht, wenn man in jene frische, scharfe Luft hinauskommt und sie mit unserer drückenden Salonatmosphäre vergleicht.

Nur ein Leid hat mir meinen Aufenthalt in Leipzig verbittert, aber dieß war ein großes und schweres. Gleich am Tage nach meiner Ankunft erfuhr ich die Nachricht von Lenaus Unglück. Ich habe um mich und Andere schon viel Kummer getragen, aber selten einen herberen; diesen Geist, zu dem ich seit Jahren mit bewundernder Liebe emporblickte, nun vom Wahnsinn verdunkelt zu wissen, ist mir um so schrecklicher als ich keineswegs physische Ursachen als Grund dafür annehme, sondern die Seelenkämpfe ahne, die dem Ausbruch vorhergegangen sind. Das unglückselige Heirathsprojekt war an Allem Schuld; wahrscheinlich hat er sich in jene junge und wie man sagt, sehr hübsche Frankfurterin verliebt und darüber vergessen, daß eine solche flüchtige Neigung eine wahre, echte Liebe nicht auf die Dauer zu ersetzen vermag. Als er nun im August nach Wien zurückkehrte, die Löwenthal wiedersah, die früheren Verhältnisse sich zurückzauberte, da mag er wohl empfunden haben, daß sein Herz unwiderruflich der Vergangenheit angehöre und die Unmöglichkeit, diese mit den neu eingegangenen

Verpflichtungen zu vereinigen, erzeugte den fürchterlichen Conflict, dem seine Vernunft zum Opfer fiel. Was mich betrifft, so kann ich Lenau nichts Anderes wünschen als ein schnelles Ende; nicht als ob ich die Heilung für unmöglich hielte, aber weil ich ihn genug kenne um zu wissen, daß nach der Heilung erst das gräßlichste Elend für ihn beginnen würde. Ihm das Vorhergegangene zu verheimlichen wäre unmöglich, der Gedanke wahnsinnig gewesen zu sein, würde ihn wie ein dunkles Gespenst nie verlassen und endlich wieder in das alte Verderben stürzen. So sehe ich die Sache an; Gott wolle, daß ich mich irre! Daß mit Lenau ein guter Theil meiner Kraft und meines Muthes dahingegangen, fühle ich am besten . . .

Wenn ich nur wüßte, ob wir hoffen dürfen, Sie, theuerster Fürst, heuer in Böhmen zu sehen! Ich wünsche es sehr, aber ohne Zuversicht der Erfüllung. So wird es denn in Wien sein, freilich etwas später, doch dafür um so länger. Ich liebe Wien nicht besonders, darum freue ich mich aber nicht weniger herzlich auf die Rückkehr und die stillen, heiteren Abende, wie wir im vorigen Winter einige hatten, wo Niemand im Salon war als Sie, mein Fürst, Gräfin Theta und Fürst Edmund [1]. Lauter Menschen und gar keine Leute . . .

---

[1] Jüngster Bruder des Fürsten Fritz Schwarzenberg, 18. November 1803 in Wien geb., 17. November 1873 auf Schloß Worlik gestorben.

Wien, 19. Mai 1846.

Theuerster Fürst! Sie haben mich dermaßen daran gewöhnt, meine Zuflucht stets zu Ihrer Güte zu nehmen, daß sich mein Blick zuerst und ganz unwillkürlich nach Ihnen wendet, wenn ich eines Vermittlers und Fürsprechers bedarf. In diesem Falle befinde ich mich jetzt und so komme ich denn zu Ihnen, bester Fürst, Sie bittend, sich meiner Angelegenheit anzunehmen. Die Sache ist diese:

Ich bin so leidend und auch geistig so gestört, daß ich das dringende Bedürfniß fühle, Etwas zu thun um meine Gesundheit wieder zu erlangen und mich wieder auf mich selbst zu besinnen. Eine, wenn auch nur kurz dauernde Reise würde mich diesen Zweck wohl am sichersten erreichen lassen und darum bitte ich Sie, mein Fürst, mir einen Urlaub von einigen Wochen zu erwirken. Ich möchte einen Ausflug nach Venedig machen und dann, will's Gott, daß ich dort die physische und geistige Stärkung finde, die ich hoffe, erquickt und erfrischt zurückkehren, um meinen Pflichten besser zu genügen, als mir's in meinem jetzigen krankhaften Zustand möglich wäre. So wie ich jetzt bin, kann mein Umgang Niemandem auf der Welt zur Zerstreuung und Erheiterung dienen, und was mich betrifft, so habe ich die Überzeugung, daß ich nur in neuer Umgebung, bei der Möglichkeit ganz nach meinem Sinn und Bedürfniß zu leben, wieder werden kann, was ich

vordem war . . . Seien Sie so gütig mein Fürsprecher bei der Fürstin zu sein; Ihnen gegenüber gehe ich gern und freudig eine neue Schuld der Dankbarkeit ein . . ."

Diese Äußerung tiefen Mißmuthes stammt nur aus persönlichem Leid und vorübergehender Krankheit Betty Paoli's; die Schriftstellerin Mariam Tenger[1]) will zwar von Stifter gehört haben, daß die Marschallin durch Einflüsterungen Fremder, gegen ihre Vorleserin eingenommen worden war. Ob Stifter in Angelegenheiten der Dichterin mit der Fürstin correspondiert hat, wie dieselbe Erzählerin meint, wissen wir nicht; die Angaben von M. Tenger sind mit Vorbehalt aufzunehmen: ihre Behauptung, daß Betty Paoli zwar den Menschen Stifter sehr verehrt, für seine Kunst dagegen wenig Verständnis gehabt haben soll, wird unwiderleglich durch das wundervolle Gedicht entkräftet, das sie ihm gewidmet hat[2]) und durch jene Briefe der Dichterin an ihn, die uns noch erhalten geblieben sind.[3]) Gewiß ist, daß der Briefwechsel der Dichterin mit der Marschallin keine Unterbrechung erfahren hat; auch ihre Beziehungen zu den andern

---

[1]) (Marie von Hrussoczy) an Anton Schlossar. „Deutsche Arbeit", Adalbert Stifter-Heft. Jahrgang IV, Heft XII, 1905.

[2]) „Neue Gedichte" II. Auflage 1856, S. 46.

[3]) „Österreichische Rundschau"; herausgegeben von Anton Edlinger, 1883. Briefe an Stifter, mitgeteilt von Eugen v. Andrassy.

Mitgliedern der Familie blieben jederzeit vollkommen ungetrübt, wie gleich ihre folgenden Briefe an den Fürsten Fritz und dessen, mir gleichfalls anvertrauten Antworten (deren Veröffentlichung einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleibt) bezeugen[1]):

---

[1]) Diese Zeilen waren bereits im Druck, als mir durch die Güte der Witwe Moriz Hartmanns Einblick in die an ihn gerichteten Briefe der Dichterin ermöglicht wurde. Das auszugsweise folgende Schreiben Betty Paolis an Hartmann, vom 15. Jänner 1847, bekräftigt in einer, jeden Zweifel ausschließenden Weise, die im Text gegebene Auffassung: „.... Von meinen Irr- und Leidensfahrten werden Sie vielleicht durch Frau v. Wertheimer gehört haben; wenn nicht, so mögen Sie wißen, daß ich Ende Juni v. J. Wien verließ, um eine Reise nach Italien zu machen. An Geist und Körper gleich schwer erkrankt, fühlte ich, daß ich fort müßte; es war mit mir dahin gekommen, daß ich die Möglichkeit des Weiterlebens nicht mehr begriff. Die Reise war ein letzter verzweifelter Versuch: sie sollte mich entweder tödten oder neu aufleben machen. Ich ging nach Florenz .... nach zwei Monaten nach Venedig. . . In Venedig ging mirs Anfangs etwas besser, auch hatte ich gute, größtenteils aus Deutschen bestehende Gesellschaft. Stieglitz benahm sich gegen mich so vortrefflich, daß mich die Dankbarkeit zum Schweigen über seine übrigen Faxen und Geschichten verpflichtet; wir speisten täglich mitsammen und brachten jeden Abend miteinander zu, wobei er mich manche interessante Bekanntschaft machen ließ. Durch ihn lernte ich den Maler Rottmann, Rudolf Marggraff, Professor Laßow aus München u. A. kennen. . . . Durch einen Ausflug gegen Riva hin erkrankte ich neuerdings so heftig, daß ich glaubte

Florenz, 19. Juli 1846.

Aus der Aufschrift dieses Briefes ersehen Sie, theuerster Fürst, daß ich meinen ursprünglichen Plan verändert habe, und statt in Venedig zu bleiben, nach Florenz gewandert bin. Aus dieser schönen Stadt schreibe ich Ihnen nun, um Ihnen, besser als mir's im schmerzlichen Moment des Abschieds möglich war, für all Ihre Güte und Theilnahme zu danken, deren Wirkungen sich bis auf die gegenwärtige Stunde erstrecken, da ich ja nur Ihrer Anempfehlung,

---

zu sterben. . . . Ich konnte es in dem Land, wo ich so unendlich viel gelitten, nicht länger aushalten, trotz meiner Schwäche beschloß ich die Rückreise . . . . ich nahm die Post und kam nach einer Fahrt von drei Tagen und drei Nächten am 2. Jänner gesund in Wien an!! So gelingt denn stets das Tollste und Unwahrscheinlichste, ... aber weil ich das Schicksal herausgefordert hatte, hatte es Respekt vor mir. Freilich mußte ich es später bezahlen und bin auch jetzt noch nicht ganz wohl. . . . Geistig bin ich genesen, nur erschüttert, nicht gebrochen. Ich denke mir oft, solch gewaltiger Ruck that mir Noth, um mich aus meiner Lethargie aufzudonnern. Ich war so versumpft, so untergegangen in den Nichtigkeiten unseres gesellschaftlichen Lebens, daß ich Schmerz und Einsamkeit brauchte, um wieder zur Besinnung zu gelangen; auf andere Weise war mir nicht zu helfen, Feuer und Schwert bewährten sich als sichere Heilmittel. Gott nimmt sich recht sichtbarlich meiner Erziehung an; mit der Zeit wird er vielleicht noch was Rechtes aus mir machen. Wie ich nur Miene mache, in schläfrige Apathie zu versinken, gleich schickt er mir ein großes Weh, das

die freundliche Aufnahme schulde, die ich hier in Dr. Taußig's[1]) Haus fand. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie wohlthuend und beruhigend es auf mich wirkt, einen Menschen in meiner Nähe zu haben, der Sie kennt und verehrt und mit dem ich so von Ihnen, liebster Fürst, sprechen kann, wie mirs das Herz gebietet. Seine Frau ist artig und angenehm, Beide scheinen mir den Aufenthalt in Florenz möglichst erfreulich machen zu wollen und gewiß würde ihnen dieß in höherem Grad gelingen, wenn ich nicht physisch

---

mich weckt, indem es mir das Herz blutend aufreißt und weil ich dann wenigstens nicht umsonst gelitten haben will, so ernte ich, wie Simson, Honig aus dem verschlingenden Rachen des Löwen. So bin ich auch dem Schicksal gegenüber zum wahren Raufbold geworden; der Kampf schreckt mich nicht, in ihm entwickeln sich meine Kräfte, der Quell der Lieder strömt aufs neu und als mein eigener Hofpoet besing ich meine Thaten. — Meine Verhältniße sind die alten; ich fand bei meiner Rückkehr dieselbe Freundschaft, dasselbe Verständniß. Die Fürstin ist (unberufen!) geistig frischer und regsamer als je; man muß staunen über die Unverwüstlichkeit dieser großartigen Natur. Sie ist die einzige Person, mit der ich in wahrhaftem Verkehr stehe; sonst hab ich in ganz Wien Niemanden mit dem ich mehr als plaudern könnte, nur in ihr erkenne ich ein Mitglied der unsichtbaren Kirche, zu der ich mich bekenne. Im Uebrigen ist es still und einsam um mich her; die Freunde sind alle fern, Tod und Leben haben gewetteifert, sie mir zu entrücken. . . . ."

[1]) Deutscher Arzt.

heruntergekommen und dabei unendlich bedrängten Herzens wäre. Der Riß, der mich von der Fürstin trennte, zuckt mir noch blutend in der innersten Seele nach, und das einzige, woran ich mich aufrichte, ist die Hoffnung der Rückkehr.

Sie wissen, Fürst, daß Phrasen meine Sache nicht sind; nicht nur, daß es mir geradezu unmöglich, ein Gefühl zu heucheln, ich kann selbst dem, was ich empfinde, nicht immer Worte geben und gegen die Menschen, die mir am theuersten sind, vermag ich am wenigsten auszusprechen, was sie mir gelten. Aber Kummer macht beredt, er löst auch mir die Zunge und so mag ich Ihnen wohl sagen, daß nur die Rückkehr in die altgewohnten Verhältnisse, dieß peinliche Vermissen zu stillen, die qualvolle Leere in mir auszufüllen fähig wäre. Ich werde zurückkehren, sobald mir die Möglichkeit dazu geboten wird, d. h. sobald ich mich genesen und erstarkt fühlen werde. So wie ich jetzt bin, bin ich Allen, die mich umgeben, eine Last, wenn auch keine so schwere wie mir selber. Das wird hoffentlich nicht immer so bleiben und im Voraus sei der Tag gesegnet, der mich zu meiner über Alles geliebten und verehrten Fürstin zurückführen wird . . .

An Fürst Edmund das Innigste und Herzlichste, nebst der Bitte, mir geneigt zu bleiben . .

Venedig, 26. September 1846.

... Ich bin seit vier Wochen in Venedig. Florenz, daß mich zu einer andern Zeit und vor Allem in einer andern Stimmung vielleicht entzückt hätte, war mir durch das Uebermaß dessen, was ich dort zu leiden hatte, geradezu unerträglich geworden; ich konnte es nicht länger mehr aushalten und flüchtete mich nach Venedig. Ein Hauptgrund, der mich bestimmte, diese Stadt zu wählen, statt nach Lucca oder Pisa zu gehen, wie ich es anfänglich beabsichtigt hatte, war die Nachricht, die ich von der Fürstin erhielt, sie wolle nach Meran gehen; da hoffte ich dann auf ein rendez-vous in Riva und das ganze Herz ging mir bei dem Gedanken auf, die über Alles geliebte und verehrte Frau wiederzusehen. Ich machte mich auf den Weg und nachdem ich dem heiligen römischen Eilwagen den gehörigen Tribut an Martern entrichtet hatte, kam ich ohne weiteren Unfall hier an. Auch waren die ersten Wochen meines hiesigen Aufenthaltes ganz erträglich, ich fühlte mich wohler und gab schon allerhand extravaganten Hoffnungen Raum, bis der mit ungewöhnlicher Heftigkeit eintretende Sirocco mich wieder ganz in meinen vorigen Zustand zurückwarf, ja wenn möglich mein Nervenleiden noch erhöhte. Noch immer geht mir's elend; ein gastrisches Uebel hat sich zu den übrigen gesellt und bringt mich vollends um das letzte Restchen von Kraft. Und bei diesen physischen Misèren auch

nicht ein Lichtblick für die Seele, die schmerzliche Gewißheit, daß die Fürstin ebenfalls mit tausend Bedrängnissen in ihrem Innern zu kämpfen hat, das Gefühl, daß eben in diesem Augenblick mehr als je mein Platz an ihrer Seite wäre und dabei die Unmöglichkeit diesem ungeduldigen, heißen Bedürfniß meines Gemüthes, Genüge zu leisten. Dazwischen eine Todesnachricht nach der anderen: Witthauer im Sterben . . . Ich selbst fühle mich vom Leben gänzlich abgelöst; trüge ich nicht das Bild Ihrer theueren Mutter treu und innigst im Herzen, so müßte ich mich fragen, was ich denn noch auf Erden soll. Mich fristet und beseelt einzig und allein der Gedanke zu ihr zurückzukehren; wie stark die Bande sind, die mich an sie fesseln, habe ich eben durch unsre Trennung vollkommen einsehen gelernt. Solche innere Nothwendigkeiten werden am stärksten empfunden, wenn äußere Hemmnisse sich ihnen entgegenstellen. Eines beunruhigt mich heftig: wird auch die Fürstin es noch mit mir wagen wollen? Daß sie gütig für mich gesinnt ist, weiß ich, und ihre Briefe, die ich nur unter heißen Thränen lesen kann, sind mir das theuerste Unterpfand ihres unveränderten Wohlwollens.

In dieser edlen, trotz allem scheinbaren Schwankens urkräftigen Natur ist jedes Gefühl ein dauerndes, nachhaltiges . . . So ist denn mein ganzes Hoffen darauf gerichtet, Sie in Wien wiederzusehen und Ihnen

dort im blauen Salon, beim Lampenschein, am Kamin von meiner italienischen Campagne zu erzählen; die jedoch, was die Reize und Annehmlichkeiten betrifft, ungemeine Aehnlichkeit mit Napoleon's Feldzug nach Rußland hat. Die Frage ist nur, ob mein Rückzug glücklicher sein wird als der seine . . .

Venedig, 3. Dezember 1846.

Theuerster Fürst! Ihr lieber, für alle Ewigkeit unvergeßlicher Brief war mir eine wahre Seelenspeise, eine Mahnung, daß es noch Freude auf der Welt giebt. Erst heute erhielt ich ihn, meine längere Abwesenheit von Venedig trägt die Schuld dieser mir so schmerzlichen Verzögerung, aber Gutes kommt immer zur rechten Zeit und zu dem besten, das mir je geworden, zähle ich diesen Brief. Gleich allen wahrhaft Großmüthigen wissen Sie selbst nicht, wie viel Sie geben und erst der Dank des durch Sie Bereicherten muß Sie auf den Werth Ihrer Gabe aufmerksam machen. Könnte ich Ihnen sagen, theuerster Fürst, welche Zuversicht mir Ihre Worte einflößen, wie stolz und froh mich Ihre Theilnahme macht und wie lebhaft es mich danach verlangt, durch Thaten zu beweisen, daß ich die Größe meiner Verpflichtungen Ihnen gegenüber ganz ermesse. Gottlob! die Zeit meiner Rückkehr naht heran und mit ihr die Möglichkeit jener Beweisführung.

Hoffentlich wird mir das Glück gewährt, das Weihnachtsfest in Ihrer Mitte zu feiern und so wird dieses Fest der Kirche auch eines in meinem Privatkalender sein, ja das größte in der langen Jahresreihe, Weihnacht und Ostern zugleich, Wiedergeburt und Auferstehung.

Vielleicht hat es dieser Trennung bedurft, um mich ganz empfinden zu lassen, wie tief ich mit allen Herzensfäden und Fasern in jenem Boden wurzle, der mir mehr als Heimath geworden; jetzt weiß ich es, wo Trost und Friede und Freude zu suchen. Dieß der Ertrag einer langen bittern Zeit, auf die ich nicht zurückblicken mag, um nicht wie Loth's Weib zu erstarren. Doch auch ein anderer Gewinn ist mir geworden, der: an meine eigene Unverwüstlichkeit zu glauben. Schmerz, Unglück, Krankheit konnten mich nur erschüttern, nicht brechen; lebend, d. h. denkend, empfindend, hoffend und strebend kehre ich in das Leben zurück. Manches ist in diesem Kampf zu Grunde gegangen, aber da ich mich nicht selbst verloren, so hoffe ich fester und gekräftigter als ich früher war, daraus hervorzugehen und mag auch hin und wieder eine wunde Spur zurückbleiben, es sind ja nicht alle Narben entstellend . . .

. . . Und so schließe ich diesen Brief mit einem hoffnungsfrohen: auf baldiges Wiedersehen! Der Jakoberhof ist das Mecca, nach dem sich mein Angesicht

hinwendet; um dahin zu gelangen hab ich wohl vorher noch die Wanderung durch die winterliche Wüste des Karst zurückzulegen, allein der Gläubige kommt zuletzt doch ans Ziel. Unendlich begierig bin ich auf Sibylle [1]). Es soll eine Selbstbiographie sein; Gott, wer hat den Muth eine solche zu schreiben? und verdient es die Welt, daß ein Mensch, sie mit dem Zucken und Beben seines Herzens, mit dem Bericht seiner inneren Schlachten, amusire? Hier wird es aber wohl kaum so ernst gemeint sein. Jedenfalls bin ich äußerst begierig dieses Buch zu lesen und bitte Sie sehr, es ja nicht vor meiner Ankunft ins Exil nach Mariathal [2]) zu schicken. Meine besten Empfehlungen an Fürst Edmund. Ich weiß mich vor Freude kaum zu fassen, wenn ich denke, daß ich Sie Alle bald wiedersehen soll! . . ."

Betty Paoli's Wiedersehensfreude sollte keine allzu lange Dauer mehr beschieden sein, kaum anderthalb Jahre nach ihrer Rückkehr in den Jakoberhof, mußte sie dort den Schmerz erleben, die unendlich verehrte Fürstin für immer zu verlieren. — Sie starb am 2. April 1848. — Während in Wien die Stürme der Revolution losbrachen, wurde sie in der Gruft zu Worlik beigesetzt, wie ihr Sohn Fürst Fritz seinem

[1]) Roman von Gräfin Hahn-Hahn. (2 Bde. Berlin 1846.)

[2]) Der Lieblingssitz des Fürsten, in den Karpathen unweit Preßburg, aus einem ehemaligen Paulinerkloster von ihm aufgebaut.

Freund Kühne[1]) mit schmerzlicher Bitterkeit geschrieben:

„... Voriges Jahr verließen Sie mich als einen ganz glücklichen Menschen — den Ort wo, will ich gar nicht sagen, wer weiß, was man schon unter dem Namen desselben Verfängliches wittern würde. Seither bin ich ein Bettler, und was mehr ist, ein Familien-, sozusagen Heimathloser Bettler geworden, denn mein Mütterlein röchelte aus, während der Krawall auf der Straße tobte, und als sie entschlafen war, begrub ich sie in der vaterländischen Erde bei treuen Leuten, die noch kein Verdienst darein setzen, erhaltene Wohlthaten mit brutalem Undank zu vergelten. ..."

Auch Betty Paoli hatte eine Heimat verloren; nicht nur ihr eigenes Schicksal hatte sich jäh gewandelt, als sie aus dem stillen Sterbegemach der Fürstin trat, — eine neue Weltordnung sah sie unter Ringen und Kämpfen, unter Lärmen und Blutvergießen vor sich entstehen, von der ihr gequältes Gemüt, nach der ersten, rasch enttäuschten Begeisterung nichts empfand als die Schrecken des Augenblicks. — — Einen Monat nach dem Tode der Feldmarschallin schrieb sie an den Fürsten:

Wien, 8. Mai 1848.

„Theuerster Fürst! Längst wollte ich Ihnen schreiben und vermochte es nicht; körperliches Unwohlsein und

[1]) Gustav Kühne, sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen. Herausg. von Edgar Pierson. Dresden 1889, S. 89.

unsägliche Traurigkeit lagen lähmend auf mir. Wie es hier zugeht, können Sie daraus entnehmen, daß ich aus tiefstem Herzen sage: Gottlob, daß Sie nicht hier sind. Es ist nicht abzusehen, woher uns das Heil kommen kann, schon ist es dahin gekommen, daß Mäßigung und Billigkeit für Verrath gilt und nur die extremsten Ansichten durchgreifen. Wenn mich nicht Alles täuscht, so gehen wir größeren Zerwürfnissen entgegen, als sich selbst Jene träumen lassen, die an der Spitze der Bewegung stehen. Die Nachrichten aus den Provinzen lauten mit jedem Tag betrübender: in Ungarn hat der Aufstand begonnen, in Prag ist Blut geflossen, für Galizien steht das Aergste zu befürchten, da man einen Theil der dort stationirten Truppen nach Ungarn verlegen will. Auch hier wird die Anarchie nicht lange mehr so friedlich bleiben, wie sie es bis jetzt war. Von einer Regierung ist schon längst nicht mehr die Rede, der juridisch-politische Leseverein hat, soweit er die Bewegung eindämmen will, seinen ganzen Einfluß verloren und auch schon die Ovation einer Katzenmusik empfangen, die Studenten allein herrschen und werden, wenn ihr Vortheil es erheischen sollte, schwerlich vor einer Allianz mit den Arbeitern zurückschrecken. Vor drei Tagen, wo eine Demonstration gegen die Kaiserin Mutter und Erzh. Ludwig verabredet war, sah man auf der Universität eben so viele Proletarier als Studenten; zum Glück trat das massenhafte

Erscheinen der Nationalgarde, die alle Thore besetzt hielt, hindernd dazwischen, ob dieß aber auch das nächste Mal wieder der Fall sein wird, ist die Frage. Scenen, die eine neue Terreur anbahnen, fallen täglich vor; der Zufall ließ mich neulich einem solchen Auftritt beiwohnen. Man hatte in der Aula einen Polizeispion aufgefunden und brachte ihn in einer Art Hundekarren nach dem Zeughaus. Ich begegnete dem Zug unter den Tuchlauben; keine Beduinenhorde kann ein ärgeres Geschrei und Geheul ausstoßen. Nur mit äußerster Anstrengung gelang es der Nationalgarde, den Gefangenen vor der Wuth des Volkes zu schützen, das ihn aufhängen wollte. — Vorgestern wurde am hellen Mittag auf dem Stefansplatz ein offener Aufruf zur Plünderung der Klöster gepredigt. Daß die Studenten neulich am Abend in den Salon der Fürstin Gabi Dietrichstein eindrangen, um dort den ihnen mißliebigen Dr. Schmidl,[1]) der vor ihrer Wuth entflohen war, zu suchen, wissen Sie vielleicht schon. Der

---

[1]) Dr. Adolf Schmidl, geb. Königswart 1820, gest. Ofen 1863. Adjunkt der philosophischen Lehrkanzel in Wien. Dann ein Jahr im Bücherrevisionsamt. 1833 Erzieher bei Fürst Lobkowitz. 1844 gründete er die „Österr. Blätter für Literatur und Kunst", 1848 wirkte er für Ruhe und Ordnung, vom 1. Juli an, anderthalb Monate Herausgeber der „Wiener Zeitung", von 1857 an, als Professor am Polytechnikum in Ofen. S. Wurzbach und A. D. B.

Aufenthalt in Wien ist geradezu unleidlich geworden; auch wäre ich wohl schon in Malaczka[1]) wenn die Nachrichten aus Ungarn nicht eben so trüb lauteten. Selbst in Stampfen[2]) soll schon eine émeute ausgebrochen und für das ganze Preßburger Komitat Schlimmes zu befürchten sein; so hört man von allen Seiten. . . . Ich will nun noch einige Zeit warten; tritt wider Erwarten etwas Beruhigung ein, so gehe ich, wohin mich mein Herz zieht, nämlich nach Malaczka, wenn nicht, so gehe ich vielleicht nach dem von aller Welt vergeßenen Winkel Anhalt, um dort den Sommer ruhig zuzubringen. Verschiedene Gründe laßen mir dieß Project als vernünftig erscheinen: 1. wird dort wohl keine Revolution zu befürchten sein. 2. lebt man in diesen kleinen Landstädten um gar geringes Geld. 3. wird dort hoffentlich, die zu jeder geistigen Arbeit erforderliche innere Ruhe zu finden sein, zu der man hier nicht gelangen kann. Vorderhand bin ich nur zu gewiß, hier nichts zu versäumen; ich habe nicht die entfernteste Aussicht, eine für mich passende Stelle zu finden, Alles schränkt sich ein, und da ist leider keine Nachfrage nach einem solchen Luxusartikel wie ich, ebenfalls leider! einer bin. Vielleicht wird es im

[1]) Gräflich Pálffysches Schloß und Fideikommiß im Preßburger Komitat.

[2]) Marktflecken und gräflich Karolyisches Gut, angrenzend an Malaczka.

Herbst besser, wenn sich die Verhältniße etwas consolidiren . . .

. . . Das einzige Gute, das wir genießen, ist das wunderbar schöne Wetter, aber selbst in diesem Genuß liegt ein Schmerz für mich verborgen, denn er mahnt mich an unsere theuere Hingeschiedene und die Sonne freut mich nicht, weil sie diesem geliebten Haupt nicht mehr leuchtet. Ich brachte den gestrigen Morgen im Schwarzenberg'schen Garten zu, wo ich so oft mit Ihrer verklärten Mutter war; ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie unendlich elend und verlassen ich mich fühlte. — Von Irene Prokesch erhielt ich einen Brief, den ich sogleich beantwortete; sie scheinen Alle sehr trüben Sinnes und von bangen Ahnungen erfüllt. Und doch wissen sie nur die Hälfte von dem was hier vorgeht. Ich bin sehr froh, daß Niemand daran denkt, Prokesch [1]) hier zu verwenden, es wäre ein Unglück für ihn. Mit schwerem Herzen sag ich Ihnen Lebewohl. Wenn es sein kann, so antworten Sie mir einige Zeilen; erzeigen Sie meiner Seele diese Wohlthat! Es ist ein banges Scheiden, wenn man nicht weiß, ob und wann man sich wiedersehen wird, aber

---

[1]) Freiherr Anton v. Prokesch-Osten, österr. Staatsmann, geb. Graz 10. Dez. 1795, gest. Wien 26. Okt. 1876. 1845 in den Freiherrn- und bei seinem Rücktritt in den Ruhestand 1871 in den Grafenstand erhoben. Irene von Prokesch seine Gemahlin, geb. Kiesewetter von Wiesenbrunn.

ich hoffe auf die Gnade Gottes und daß Sie nie eine gleichgiltige Fremde in mir sehen werden, das fühl ich im innersten Gemüth. . . .

Malaczka, 24. Mai 1848.

. . . Seit einigen Tagen bin ich hier, wo ich aufathme und wieder zur Besinnung komme: die letzte Zeit, die ich gemartert in Wien zubrachte, mag mir getrost als Bruchtheil der dereinst zu bestehenden Purgatoriumstrafe angerechnet werden. Da mir Gott die Gnade verlieh, nicht besonders schreckhaft zu sein, so fürchtete ich mich zwar nicht, wie viele Andre, doch wurde dieß durch fortwährende schmerzliche Entrüstung mehr als aufgewogen. Im Grunde galt mein Zorn vielleicht weniger den Tumultuanten, als der Regierung, (oder, wie unser Nestroy sagt, was man so zu nennen pflegt) die schwach und pflichtvergessen genug war, eine solche Janitscharenwirtschaft zu dulden. Jetzt ist diese, gottlob, gebrochen und die Möglichkeit zur Herstellung geordneter Verhältnisse wieder vorhanden; ob man diese Möglichkeit benützen wird, ist freilich noch zweifelhaft, doch dürfte es geschehen, denn so viel merken Alle, die nicht ein Interesse haben, sich darüber zu verblenden, daß der bisher eingeschlagene Weg nur zum Ruin führen könnte. Ich hoffe viel von Wessenberg und seinem bereits im Geist von mir designirten Nachfolger Franz Stadion. Polnische Intriguen

haben den Letzteren für den Augenblick unmöglich gemacht, später aber, denke ich, wird er mit der Kraft seines starken und reinen Charakters durchdringen. Wären nur erst die unseligen, italienischen Angelegenheiten geschlichtet! Wie ein Fels liegen sie mir am Herzen; kaum daß ich mich der günstigen Nachrichten zu freuen vermag, denn während ich sie empfange, denke ich mir auch schon: Gott weiß was seitdem wieder vorgegangen ist. Wenn ich mir vorstelle, daß es eine Zeit gab, wo man nicht fürchten mußte, in jedem Zeitungsblatt gleichsam sein eigenes Todesurtheil zu finden, so scheint mir dieß ein paradiesischer Zustand, dessen ich nie theilhaftig gewesen. Und dennoch: trotz der quälenden Sorge, in der ich Sie, mein Fürst, und Ihre edlen Brüder, tausendfältigen Gefahren ausgesetzt sehe, ist mir dieß lieber, als wenn Sie hier wären. Nie fühlt ich dieß lebhafter als am 15. Mai, wo ich im Augenblick der dringendsten Gefahr, Gott dafür dankte, daß er Ihre theuere Mutter, diesen Schrecken entrückte und es Ihnen ersparte, die Schmach dieses Tages mit anzusehen. Ich gab Alles für verloren, und das wäre es auch gewesen, wenn des Kaisers Flucht die Berauschten nicht plötzlich nüchtern gemacht hätte. Nie war Wien merkwürdiger als am 18. Mai, was die Zeitungen von der Ruhe und Ordnung melden, die nun wie mit einem Zauberschlag eintrat, ist nicht übertrieben. Es ist bei Völkern wie bei Indi-

viduen: der Moment höchster Bedrängniß ist auch der höchster Kraft. Gewiß giebt es auch vortreffliche Elemente im Volk; benützt man diese, so sind wir gerettet. Die alten Verhältnisse können freilich nicht wieder hergestellt werden, aber wenn sich neue gestalten, die Ordnung und Sicherheit gewähren, so wollen wir mit festem Muth der Zukunft entgegenschauen. — Am Abend des 19. verließ ich Wien und bin seitdem in dem lieben Malaczka, wo ich mit rührender Güte aufgenommen wurde. Ich fühle mich hier so befriedigt, als ich es überhaupt noch sein kann; das Beste in meinem Leben ist ja doch unwiderbringlich dahin, aber ich hab es so tief in mein Herz gepreßt, daß ich selbst das Entschwundne noch besitze. Ich weiß, daß, was ich an der Fürstin besaß, mir nie wieder ersetzt werden kann, und bei aller Trauer, welche dieß Bewußtsein erweckt, verleiht es doch zugleich auch jene Ruhe, die man empfindet, wenn man mit dem Schicksal abgeschloßen hat. Nicht was Ihre herrliche Mutter für mich t h a t, sondern was sie w a r, hat zwischen uns ein selbst von dem Tod nicht gelöstes Band geknüpft. Früh in die Welt hinausgestoßen, den Kampf aller Art gewöhnt, scheine ich mir nun, da ich sie verloren, in meinen alten Tagen hilflos und verwaist wie ein Kind. Dafür gibt es keinen Ersatz, folglich auch keinen Trost, als den eben der Schmerz biethet. — —

Malaczka, 27. Mai 1848.

Meinen innigsten Dank, theuerer Fürst, für Ihre lieben, gütigen Zeilen vom 19. d. M. Sie sind wohl, das ist die Hauptsache, es erleichtert das Wirken, wie das Ertragen und Beides ist, ach! wie nothwendig. Ich schreibe Ihnen in großer Bestürzung, denn soeben erhielten wir durch Fürstin Tiny Pálffy sehr schlechte Nachrichten aus Wien. Zwei Ursachen hatten eine furchtbare Aufregung hervorgebracht: 1. Das Manifest des Kaisers aus Innsbruck, neben welchem man perfiderweise die frühere Proklamation vom 16. Mai angeschlagen hatte, 2. der Beschluß, die Universität zu schließen und die Studenten zu entwaffnen. Fürstin Pálffy schreibt unter gestrigem Datum, daß unter dem Läuten der Sturmglocke, an vielen Teilen der Stadt an Barricaden gearbeitet wird, auch in der Schauflergasse ist eine, auf welche man zwei rothe Fahnen aufgepflanzt hatte, die jedoch wieder heruntergenommen wurden. Für die Barricaden in der Bischofsgasse wurden aus den Fenstern des erzbischöflichen Palais, (das also erstürmt worden sein muß) Meubles, Matratzen usw. heruntergeworfen. Am ganzen Kohlmarkt ist das Pflaster aufgerissen, die Fensterbrette liegen voll Steine. Das Volk besteht darauf, die Truppen sollen entfernt werden; noch weigert sich die Regierung, wird aber endlich wohl nachgeben müßen, denn in einem Straßenkampf würde das Militär wahrscheinlich den kürzeren ziehen. So

geschah es in Berlin, wo die Truppen ebenso brav und viel zahlreicher waren; erwägen Sie dabei noch mein Fürst, daß die engen winkligen Straßen Wiens die Aufständischen in bedeutenden Vortheil setzen und daß man sich auf die Artillerie, der in solchen Fällen entscheidenden Waffe, durchaus nicht verlassen kann. In den Straßen treiben sich Arbeiter mit Schaufeln, Äxten und Krampen herum; die Post ist ausgeblieben und der Expeditor in Angern erhielt den Befehl, auf der Eisenbahn kein Militär mehr zu befördern. Die Zahl der in Wien befindlichen Truppen übersteigt, wie ich höre, nicht 8000; was läßt sich damit gegen eine Stadt von solcher Ausdehnung unternehmen? Beim Rothenthurmthor soll bereits Blut geflossen sein; Gott weiß, was in diesem Augenblick geschieht . . . Unter solchen Aspecten tritt Wessenberg in das Ministerium; vor 14 Tagen hätte er uns vielleicht noch retten können, jetzt fürchte ich, ist es zu spät.

Verzeihen Sie, theuerster Fürst, daß ich Ihnen so verwirrt und unzusammenhängend schreibe; ich bin meiner Sinne kaum mehr mächtig. Glücklich ist zu preisen, wer diese Tage nicht erlebte . . .

Wien, 21. Juli 1848.

Theuerster Fürst! Ich schreibe Ihnen wieder aus dem heißen, dumpfigen, staubigen Wien, und möchte

damit anfangen, Ihnen Glück zu wünschen, daß Sie nicht hier sind. Vor 6 Tagen habe ich Malaczka verlassen, mit schwerem Herzen, denn mir wurde dort mehr Güte und Freundlichkeit zutheil, als sich sagen läßt, aber ich befinde mich in einer jener Lagen, in denen es nicht erlaubt, seine Neigungen zu Rathe zu ziehen. Das dringendste für mich besteht jetzt darin, meine Zukunft einigermaßen sicher zu stellen und zu diesem Zweck, will ich mich nach Deutschland verfügen, wenn auch nur für einige Zeit, nämlich für so lange als nöthig, um Verbindungen mit größeren Journalen anzuknüpfen. Einige Aufsätze, die ich der Augsburger Allgemeinen zuschickte, verschafften mir von Seiten der Redaktion die Aufforderung zu ferneren Beiträgen, ich will nun versuchen, ob ich nicht ein fixes Engagement bei ihr finden könnte, was sich mündlich leichter abmachen läßt als schriftlich. Gelingt es mir, so kehre ich nach Wien zurück; wenn nicht, nun so wird sich Anderes finden. Das Unerwartetste trifft am häufigsten zu und in Zeiten wie die unsren, hat man an der Gegenwart schwer genug zu tragen, um sich nicht noch mit vielleicht unnützen Sorgen abzuquälen . . . Wien ist jetzt ruhiger und der Aufenthalt daselbst leidlicher als zur Zeit, da ich es verließ. Daraus folgt aber noch keineswegs, daß alle Berge geebnet und wenn ich mich nicht sehr täusche, wird der Spektakel binnen kurzem wieder losgehen. Der Anfang dazu wurde schon

gestern gemacht, als man den Deputierten Dr. Rieger gröblichst insultierte, weil er auf eine Verschiebung des Reichstags drang, in dem die andern böhmischen Abgeordneten noch nicht vollzählig hier seien. Bei Dr. Riegers bekannter Czechomanie witterte man hinter diesem Antrag besondere Absichten und verwahrte sich dagegen, auf eine, nichts weniger als parlamentarische Weise. Ein schönes Prognostikon für den Reichstag! Man wird am Ende gezwungen sein, jeden einzelnen Deputierten unter militärischer Escorte in die Sitzungen zu schicken. Was bei der ganzen Geschichte herauskommen wird, läßt sich schon heute mit ziemlicher Gewißheit voraussagen. Leider haben es die Wiener Bürger noch nicht einmal bis zu diesem sehr bescheidenen Grad von Clairvoyance gebracht und glauben allen Ernstes, der Reichstag werde mit einem majestätischen „Quos ego“ alle Stürme im Nu beschwichtigen. Die Rückkehr des Kaisers wünscht man, ohne jedoch besonderen Werth darauf zu legen; gegen die Erzherzogin Sophie besteht eine große Erbitterung, was aber die Furcht vor der Reaction betrifft, so steht hierin die Absurdidät in ihrer reichsten Blüthe. Jeder Tag heckt einen andern Unsinn aus; bald soll Fürst Windischgrätz verkleidet hier sein, um die Stadt zu recognoscieren (vermuthlich weil er sie nicht kennt), bald heißt es wieder in den Catacomben unter der Stefanskirche sei eine große Truppenzahl versteckt. Es gibt nichts komischeres, als diese

stupide Angst vor dem Militär; wenn ein Bataillon ankommt, werden die Köpfe zusammengesteckt und die Gesichter verlängern sich um ein Bedeutendes. Unsere hiesigen Helden von der Nazi-Garde möchten, daß ganz Italien erobert würde, nicht eben par humeur belliqueuse, sondern um dem Feldmarschall und seinen Schaaren noch für eine gute Weile Beschäftigung zu geben. Sie haben über diesen Punkt allerlei Apprehensionen. Erst gestern sagte mir einer meiner Bekannten mit sehr bedenklichem Gesicht: Ist einmal der Krieg in Italien beendigt, was werden wir dann mit der Armee anfangen? Le fond de sa pensée war aber: was wird dann die Armee mit uns anfangen? Inzwischen hat unser Freund Nestroy ein neues Stück geschrieben,[1]) worin, ungeachtet einiger Flagornerien für die Studenten, ganz hübsche Ohrfeigen nach beiden Seiten hin ausgetheilt werden; auch haben sich mehrere der hiesigen Journale bereits indigniert melden lassen, daß Nestroy es wagte, ihrer Helden zu spotten.

Fürstin Palffy soll in einigen Tagen hereinkommen, um der Eröffnung des Reichstags beizuwohnen; mir ist für diese Feierlichkeit ein Platz im Journalistenwinkel versprochen worden. Dagegen habe ich mein Wort gegeben, mich ganz anständig zu benehmen und nicht einmahl dem Herrn Häfner[2]) ins Gesicht zu

[1]) „Die Freiheit im Krähwinkel".

[2]) Der berüchtigte Hetz-Journalist.

spucken. In den letzten Tagen dieses Monats oder in den ersten des nächsten reise ich von hier ab; vorerst nach München und Augsburg, von da nach Leipzig. Es wird mir fürchterlich sein aus diesem Haus[1], aus diesen Räumen zu scheiden, in denen ich soviel Freudiges und Schmerzliches erlebte. So bricht das Leben Stück für Stück zusammen und wir können nichts als überrechnen was wir verloren! Nun kommt auch ein schmerzlich theuerer Gedächtnißtag heran; der 26. Juli[2]). Wir werden uns an diesem Tage zwar nicht sehen, aber unsere Geister werden sich begegnen in einem Gedanken und einer Trauer . . .

Wien, 1. August 1848.

Theuerster Fürst! Soeben erhielt ich Ihr liebes Schreiben. . . . Gottlob, daß Sie wohl sind! das ist und bleibt ewig die Hauptsache. Gräfin Theta's Absicht nach Innsbruck zu gehen, beschäftigt mich sehr; ich glaube, das Ganze unterbliebe besser und habe doch nicht den Muth ihr enschieden abzurathen, da ich wohl fühle, wie die Hoffnung, Sie mein theurer, guter Fürst wiederzusehen, ihr alle andern Rücksichten geringfügig muß erscheinen laßen. — Die Weigerung des Kaisers, nach Wien zurückzukehren, hat sehr böses

---

[1]) Jakoberhof.

[2]) Der Annentag.

Blut hervorgebracht; ich fürchte er wird es noch bitter bereuen, den unseligen Einflüsterungen seiner Umgebung größere Macht über seine Entschlüße eingeräumt zu haben, als dem Rath des edlen Wessenberg, der auf der Rückkehr als einer absoluten Nothwendigkeit bestand. In Prag ist die Stimmung sehr schlecht, in Lemberg war für gestern (31. Juli, dem Todestag Wisniowski's) ein Aufstand angesagt; es giebt nicht einen Punkt, auf den man mit einiger Ruhe und Zuversicht hinblicken möchte. Das Einzige, was man bei diesen erschütternden Vorgängen gewinnt, ist, daß man sich und seine eigne Existenz als etwas ganz Geringes und Unwichtiges betrachten lernt. Es fällt Niemandem ein, inmitten solchen gewaltsamen Umsturzes glücklich sein zu wollen. . . .

Mir ist seit Monaten keine freudige Empfindung ins Herz gekommen, als der Jubel über die Siege unserer herrlichen Armee. Ist Ihnen Grillparzer's schönes Gedicht an Radetzky zugekommen? Ich erlaube mir Ihnen hier 2 Nummern, der Ihnen wahrscheinlich noch unbekannten „Presse" zuzusenden; dieses Blatt ist ohne Vergleich das bedeutendste unter den in Wien erscheinenden und hat sich selbst Stadions Anerkennung erworben. Lesen Sie vor Allem den Aufsatz: Ein Minister — Redacteur. . . .

Zerbst, 21. August 1848.

... Vor vierzehn Tagen verließ ich Wien; ich that es mit sehr schwerem Herzen, denn unter den gegenwärtigen Verhältnißen ist die Rückkehr, die doch eigentlich le fond de mes projets bildet, wohl sehr in Frage gestellt. Ich ging über Breslau nach Leipzig, wo ich von den Torturen einer 34stündigen Eisenbahnfahrt so erschöpft ankam, daß ich mir ein paar Rasttage gönnen mußte. Ich war zu angegriffen, um Besuche zu machen oder deren empfangen zu können und habe von meinen Bekannten Niemanden als meinen alten Freund Kaufmann[1]) gesehen; überdieß waren Kühne's auf dem Lande und Laube in Frankfurt. Nachdem ich mich ein bischen erholt hatte machte ich mich auf den Weg hierher, wo ich nun seit 10 Tagen wie auf einer Insel im stillen Ocean sitze. Die Ruhe, die ich hier genieße, ist nach der Wiener Gewitterluft eine unbeschreibliche Wohlthat für mich; hier sehe und höre ich nichts von all den verhaßten Thorheiten und Schlechtigkeiten, die mich in einem solchen Zustand von Aufregung hielten, daß manche meiner Bekannten christfreundlich meinten, man

[1]) Jakob Kaufmann, Schriftsteller; in Leipzig Redacteur der „Grenzboten" unter Gustav Freytag. Verfasser der „Bilder aus Oesterreich 1848—1849", zuletzt Mitherausgeber der „Englischen Correspondenz." S. G. Freytags Nachruf. Ges. Werke Band XVI.

thäte wohl daran, mich in einen Käfig zu sperren. Nur eines bedauere ich: nicht mehr in Wien gewesen zu sein, als die Nachricht von Radetzky's Einzug in Mailand dort eintraf. Diesen Jubel hätt' ich miterleben, diesen Freudenrausch theilen mögen, statt ihn hier in der Fremde in's einsame Herz zurückdrängen zu müßen, wie jede heilige Empfindung, die den Blick fremder gleichgültiger Augen scheut. Wie ein fünfzehnjähriges Mädchen die Briefe des Geliebten, so lese ich die Berichte in der Augsburger Allg. zehnmal durch, bis ich sie auswendig weiß. Ich wußte, bei Gott! früher nicht, mit welcher Zärtlichkeit mein Herz an meinem Vaterland hängt. — . . . Gestern ging ich nach Wörlitz, dem Ort treuer, theuerer Erinnerung. Vor vier Jahren brachte ich auf der Reise nach Hamburg mit Ihrer verklärten Mutter einen schönen, heitern Tag in Wörlitz zu; mir war noch jeder Weg erinnerlich, den ich mit ihr betreten hatte und jeder Baum, vor dem sie in freudiger Betrachtung verweilte. Sie war in den 90er Jahren da gewesen und sah nun nach fünfzig Jahren die seitdem zu seltner Pracht gediehenen Anlagen wieder; nie werde ich vergeßen wie glücklich sie damals war und, wenngleich in Freundesgeleit fühlte ich mich dennoch einsam und traurig da ich bedachte, wie all das Schöne, das sie so dankbar genoßen nun nicht mehr zu ihr dringen könne. . . .

Wien, 29. November 1848.

Theuerster Fürst! . . . Jede Zeile Ihres Briefes ist von wahrem und köstlichem Werthe für mich, am liebsten sind mir aber doch die, denen ich zu entnehmen glaube, das bewegte, poetische Lagerleben sei nicht ohne günstigen Einfluß auf Ihre Stimmung geblieben. Um diesen Preis will ich, so schwer es mir fällt, selbst der Freude entsagen, Sie so bald hier zu sehen, wo, trotz der momentanen Ruhe, die Sachen so stehen, daß Roger Bontemps selbst seine gute Laune darüber verlieren müßte. — Von mir und meinen Schicksalen, will ich Ihnen, theuerster Fürst, in möglichster Kürze berichten; ich habe aber so viel nachzutragen, daß es demungeachtet lang genug ausfallen wird und wenn ich mich des Lapidarstils des Königs von Bayern befleiße. Ich hatte den 11. Oktober zu meiner Abreise nach Malaczka bestimmt; am Tag vorher, als bereits meine Koffer gepackt standen und ich mich bei der fürstlichen Familie verabschiedet hatte, erhielt ich noch spät am Abend Nachricht von den gräßlichen Vorgängen in Wien, aus denen mir mittelbar die Unmöglichkeit hervorzugehen schien, mich nach Malaczka zu begeben. Ich schrieb deshalb an Gräfin Theta, daß ich nicht kommen würde, indem sie ja selbst zur Flucht genöthigt werden könnte und ich in diesem Fall nur eine Last mehr für sie wäre, da mir Wien unter den damaligen Verhältnißen kein Asyl

hätte bieten können. Mein Vorsatz war, mich in Dresden zu etabliren, wo ich größere Hoffnung hatte eine für mich passende Wirksamkeit zu finden als in unsrem armen, zerrütteten, erschöpften Oesterreich. Trotz meiner Absage erhielt ich von Malaczka wiederholt so viele und so dringende Einladungen dahin zu kommen, daß zwischen meiner Erkenntniß und dem Bedürfniß meines Herzens der peinlichste Zwiespalt entstand. Als nun endlich Fürst Windischgrätz in Wien eingezogen war, glaubte ich mein früher gegebenes Versprechen halten zu können und verließ Dresden mit der Absicht, mich ohne weiteren Verzug nach Malaczka zu verfügen. Ich wollte mich in Prag nur einen Tag aufhalten, aber Fürstin Josephine ließ es nicht zu und hielt mich zurück. . . . Pour comble d'agrémens wurde ich endlich auch krank; kaum wieder hergestellt, mais cependant déjà occupée à faire mes paquets erhielt ich von Comteße Resi[1]) einen Brief, worin sie mir schrieb: „Vous allez nous croire folles, denn gestern noch baten wir Sie zu kommen, und heute schreibe ich Ihnen nicht zu kommen, da die kaiserliche und magyarische Armee einander bei Ungareiden gegenüberstehen und wahrscheinlich nächstens eine Schlacht geliefert werden wird. Warten Sie also erst diese Entscheidung ab.“ Zwei Tage nach Empfang dieses

---

[1]) Tochter der Gräfin Theta Pálffy.

Briefes reiste ich nach Wien ab, wo ich nun sitze und warte und bitter bereue, Dresden verlaßen zu haben. . . . . Freude hab ich hier auch keine gehabt außer der einen, freilich großen, meinen theueren Fürsten Edmund wiederzusehen; er brachte gestern zwei Stunden bei mir zu. Der Fürst sieht vortrefflich aus und freut sich der Aussicht, Wien nächstens zu verlassen, um gegen Ungarn zu ziehen. Man hofft dort bald fertig zu werden; eine Truppenabtheilung nach der Andern geht zu uns über, und die Stimmung im Lande ist bereits derart, daß man Kossuth wie einen Gefangenen bewacht, um seine Flucht zu verhindern.

Die nothwendigsten Besuche ausgenommen, lebe ich in meiner Klause wie der Dachs in seinem Bau; so viel als thunlich vermeide ich jede Gesellschaft, denn ich mag ebenso wenig mit den Schafen blöcken als mit den Wölfen heulen. Welcher Cretinismus und welche mauvaise foi hier floriren, läßt sich nicht beschreiben; das Unheil, das eine acht Monath lange Anarchie in Wien heraufbeschwor, wird nun auf Rechnung der Militärherrschaft gesetzt und der Haß der Besiegten mästet sich an diesem Gedanken. Ich glaube nicht daß die Ruhe hier länger dauern wird als der Belagerungszustand. . . .

Liebster Fürst, Sie klagen sich in Ihrem letzten Briefe an, bei Gelegenheit unserer politischen Diskussionen zu heftig gewesen zu sein; was würden Sie

sagen, wenn Sie mich jetzt sähen! Mit mir, in meinem gegenwärtigen Zustande verglichen, waren Sie immer eine sanfte Taube. Erst vor wenigen Tagen hatte ich eine solche Scene mit Kaufmann, der jetzt hier bei Kuranda's Blatt[1]) angestellt ist; zum Glück trug ich eine Haube, sonst wären wir einander in die Haare gerathen. Während meines kurzen Hierseins hab ich mir bereits den Ehrentitel einer schwarz-gelb gefleckten Hyäne erworben[2]). . . .

Schloß Dahlen (Adresse: über Dresden), 28. Juli 1849.

Theuerster Fürst! Als günstigste Vorbedeutung muß ich es betrachten, daß Ihr lieber, lieber Brief der erste war, den ich in Dahlen empfing, wie ich Ihnen dafür und für die rührenden herzvollen Worte, an denen er

---

1) „Ostdeutsche Post".

2) Betty Paoli hat nicht immer so gedacht, erst die Ausschreitungen der revolutionären Bewegung haben sie — gleich Grillparzer — in diese extreme Richtung gebracht; wie aus einem Briefe an Stifter vom 18. Oktober 1848 hervorgeht. Sie schrieb aus Zerbst: „.... Erinnern Sie sich noch wie ich am Morgen des 15. März zu Ihnen kam und wie wir uns der neu gewonnenen Freiheit freuten? Ich werde es nie vergeßen, denn dieser Tag gehörte zu den seltenen, an denen wir das Ideal zur Wirklichkeit verkörpert sehen; jetzt ist aber die Zeit gekommen, wo uns die Caricatur dieses heiligen Ideals in blutiger Scheußlichkeit entgegentritt ...."

so reich ist, genugsam danken soll, weiß ich wirklich nicht; vielleicht kann es nur dadurch geschehen, daß ich jedes einzelne desselben zutiefst in meine Seele aufnehme und als reinen mir von Gott gewährten Segen betrachte. Die Neigung, die ich für Sie und Ihre herrlichen Brüder hege, ist meine stärkste und wahrste Empfindung und der Wunsch, dereinst noch in Ihrer Nähe zu leben, mich wieder an Ihrem Umgang zu erheben, zu erfreuen, das einzige Ziel, auf welches mein, Gott weiß wie resignirtes Herz nie Verzicht leisten wird. Die Erinnerung, von welcher Sie sprechen, ist die heiligste, reinste, theuerste meines Lebens, das läuternde Element aller meiner Gedanken und Gefühle, eine beständige Aufforderung dem nachzustreben, was ich in Ihrer verklärten Mutter über Alles liebte und verehrte. Und dieses Streben unterhält meine, durch den Tod nur scheinbar abgebrochene Gemeinschaft mit ihr; sie ist und bleibt die Magnetnadel, der sich die besten Kräfte meines Innern zuwenden. Wie innig hab ich am 26. Juli der geliebten Hingeschiedenen und Ihrer mein Fürst, gedacht! O gewiß haben unsere Gedanken sich begegnet! ....

Doch auch von der Gefühlsseite ganz abgesehen, bietet mir Ihr lieber Brief des Merkwürdigen und Interessanten so viel, daß ich Ihnen nochmals lebhaft dafür danken muß. Ihre Schilderungen des Kriegslebens in Ungarn sind ganz prachtvoll, man glaubt

dem erschütternden Schauspiel beizuwohnen; ich hätte dabei mit Clärchen singen mögen:

Welch Glück ohne Gleichen
Ein Mannsbild zu sein!

Denn gewiß trotz aller Schrecken und Greuel des Kampfes ist der daran Theilnehmende glücklich zu preisen, im Vergleich mit Jenen, die müßig zu Hause sitzen müßen, während doch ihrem Herzen keine Qual, keine Angst, keine Wunde erlaßen bleibt. Je puis vous en donner des nouvelles. Gestern erhielt ich einen Brief einer alten Freundin; welche Nachrichten! Hat denn Kossuth wirklich einen Pakt mit dem Teufel geschloßen und ist die Hölle wirklich mächtiger als der Himmel? ich bin ganz geschlagen und gedemüthigt nur eines Umstands froh: daß ich in meiner hiesigen Einsamkeit wenigstens nicht das Frohlocken des radikalen Gesindels in Wien und anderwärts mit anzusehen brauche. Die deutschen Zeitungen mit Ausnahme meiner immer treu geliebten Augsb. Allg. machen mir schon Ärger genug. . . .

Mit meinen jetzigen, leider nur provisorischen Verhältnißen bin ich ganz zufrieden, Gräfin Bünau[1]) ist ebenso gut als liebenswürdig und da nichts kleinliches in ihrem Charakter liegt, so findet sich dergleichen auch nicht in der von ihr angenommenen

---

[1]) geb. Gräfin Einsiedel.

Lebensweise. Sie scheint Vorliebe für mich gefaßt zu haben; dennoch darf ich nicht hoffen, unsre gegenseitigen Beziehungen zu einem solchen Seelenbund werden zu sehen wie jener war, in dem ich mit Ihrer verklärten Mutter stand und trotz unsrer irdisch-ewigen Trennung noch stehe. Das Unglück, das Gräfin Bünau vor Jahren traf (der Verlust ihres Mannes) hat sie gebrochen, ihr Herz hat darüber die Fähigkeit energischen Empfindens verloren und selbst Menschen, die ihr angenehm sind, duldet sie eigentlich mehr, als sie ihrer bedürfte. Wie sie mich mit der größten Freundlichkeit behandelt, wird sie mich dennoch ohne lebhaftes Bedauern gehen sehen. . . .

Da Gräfin Bünau übrigens ganz edel und gut ist, flößt sie mir dennoch Neigung ein und ich freue mich unserer, wenn auch nur flüchtigen Verbindung. Jedenfalls bleibe ich bei ihr bis Mitte Oktober, d. h. bis zu ihrer Abreise nach Nizza, wohin sie sich mit ihrem Vater begiebt. Diese Begleitung wird ihr die meine überflüßig machen. . . .

Leben Sie wohl, theuerster Fürst. . . . Was mir auch widerfahren mag, ich werde mich nie für ganz unglücklich halten, so lange Sie — laßen Sie mich das kühne Wort wagen, — mein Freund bleiben. . . .

Dahlen, 28. September 1849.

. . . Ihrem werthen, lieben Schreiben vom 20. August entnehme ich, daß Sie im Begriffe waren sich zu Fürst Carl [1]) nach Bregenz zu begeben; gewiß wird Ihnen, mein Fürst, ein solches Zusammenleben mit Ihrem Bruder unendlich wohl thun und ich freue mich der Befriedigung, die für Sie Beide daraus hervorgehen wird. Es fällt mir nur schmerzlich auf die Seele, daß Fürst Edmund in Ihrem Kreise fehlen muß . . . Wenn ich Dahlen verlasse, was gegen den 20. Oktober geschehen soll, will ich nach Berlin gehen. . . . Mein eigentlicher Wunsch wäre in Berlin, wo man mit dem russischen Hofe in unausgesetzter Verbindung steht, eine Stelle als Vorleserin bei einer der Großfürstinnen zu finden; Gräfin Ficquelmont machte mich zuerst darauf aufmerksam und ließe es sich erwirken, so wäre es allerdings ein großer Glücksfall für mich. Ist es damit nichts, so habe ich Grund zur Hoffnung, daß Gräfin Bünau mich nach ihrer Rückkehr aus Italien wieder zu sich nehmen wird.

Durch die Zeitungen haben Sie, theuerster Fürst, wohl Feuchterslebens Tod erfahren; mich hat er mit tiefer und wahrhafter Trauer erfüllt, obgleich ich

---

[1]) Zweiter Bruder des Fürsten Fritz Schwarzenberg, Militär- und Civilgouverneur in Siebenbürgen, Feldmarschall-leutnant, geboren Wien, 21. Jänner 1802, gestorben Wien, 25. Juni 1858.

in den letzteren Jahren außer alle persönliche Berührung mit dem, nun Dahingeschiedenen gerathen war, nicht als ob eine Entfremdung zwischen uns eingetreten wäre, sondern weil wir in verschiedenen Kreisen lebend, uns der Strömung derselben bequemen mußten. Mir scheint die Welt minder reich, das Leben minder edel, seitdem dieser durch Geist und sittliche Größe hervorragende Mensch daraus geschieden ist. Eigentlich fiel er auch als ein Opfer des vorigen Höllenjahres; dessen Aufregungen und Erschütterungen ihm die Krankheit zuzogen, der er nun erlegen ist[1]). Wer kann diese Opfer zählen? Und büßten sie auch nicht alle mit dem Leben, so hat es sie doch um alle Lebensfreudigkeiten, um den unbefangenen Genuß des Daseins gebracht . . .

Deßau, 12. Dezember 1849.

Theuerster Fürst! Den innigsten, herzlichsten Dank für Ihr gütiges Schreiben vom 24. Oktober, das mir am Tage nach meiner Ankunft in Berlin zukam. Ich hätte es längst beantwortet, wenn nicht der Wunsch Ihnen wenigstens über meine nächste Zukunft Bestimmtes mitzutheilen, hemmend dagegen getreten wäre. Es fand sich bald, daß ganz, wie Sie mein Fürst es vorhergesehen hatten, Berlin nicht der Ort war, an

---

[1]) Betty Paoli widmete Feuchtersleben einige Jahrzehnte später eine in unserer Sammlung wiederholte Würdigung.

dem meine Projekte zur Reise kommen konnten. Prokesch, die in jeder Beziehung rührend gut für mich waren, konnten mir gerade in dem wesentlichen Punkte nicht von Nutzen sein, denn sie leben sehr isoliert, stehen durchaus in keiner näheren Beziehung zur Berliner Welt . . . In geistigen Beziehungen hatte Berlin zwar mannigfachen Reiz für mich, allein noch immer nicht genug, um die zahlreichen materiellen Übelstände aufzuwiegen . . .

. . . Ich trug mich lange mit dem Gedanken, den Winter in Malaczka zuzubringen . . . und inmitten dieses Schwankens und Überlegens, brach diese furchtbare frühe Kälte herein, die mir den Muth zu einer weiteren Reise benahm. Um nun nicht in Berlin bleiben zu müssen, stellte ich an Fräulein Olivier in Dessau die Anfrage, ob sie wohl so gut sein wolle, mich für einige Zeit in Pension zu nehmen; zu meiner großen Befriedigung willigte sie ein und so befinde ich mich seit vorgestern in der Haupt- und Residenzstadt der Anhalt'schen Lande, wo ich einen ruhigen Winter zu erleben und sehr viel zu arbeiten hoffe. Mir ist nämlich von meinem Buchhändler, die sehr erfreuliche Nachricht zugekommen, daß eine neue Auflage des zweiten Bandes meiner Gedichte nothwendig geworden sei; diese will ich nun um ein Beträchtliches vermehren, und den Rest des Winters der Beendigung einer Arbeit widmen, die seit Jahren angefangen in meinem Portefeuille

liegt . . Es wäre möglich, daß ich im nächsten März nach Paris ginge . . . Ich komme nun auf Berlin und unsere dortigen Bekannten zurück. Prokesch sind wohl und Ihnen in alter Treue zugethan. Seine äußere Stellung ist keine erquickliche, er ist mit unangenehmen, oft peinlichen Geschäften überhäuft; innerlich aber hat er, seit ich ihn nicht sah, sehr gewonnen und ist um vieles weicher, milder, ich möchte fast sagen großartiger geworden. Der Jammer unserer Zeit ist ein Prüfstein für die Charaktere: Edle Naturen werden dadurch immer gütiger und einsichtsvoller, während andere ganz und gar in gemeinen Leidenschaften untergehen. Frau von Prokesch ist lieb, anmuthig und anziehend, wie immer, die Kinder sind ganz prächtig, doch fürchte ich, wird die kleine Smyrniotin Irene [1]), den harten Winter in Berlin schwer ertragen.

. . . Ich habe mich recht schwer von ihnen getrennt, sie sind gut in innerster Seele, dabei voll Geist und Verständniß fremden Wesens. Savignys waren recht freundlich für mich, doch besuchte ich sie nicht oft; ce sont de très bonnes gens mais qui tombent parfois dans le radotage. Ihn finde ich bedeutend gealtert, sie ist so ziemlich dieselbe geblieben. Varnhagen ist, wenn Sie mir diesen Kraftausdruck erlauben wollen, ganz und gar des Teufels geworden und ver-

[1]) Späterhin vermählt mit dem k. k. Legationsrath Freiherrn von Reyer.

göttert jetzt das „große, majestätische“ Volk, ganz ebenso wie früher Titel und Ordensbänder, die Bitterkeit über Jahrelange Zurücksetzung von oben her hat sich in ihm Luft gemacht und eine ganze Explosion von Schlamm zum Vorschein gebracht. Ich lernte in Berlin mehrere angenehme Persönlichkeiten kennen, darunter eine wirklich bedeutende Gräfin Ahlefeldt; tiefen, nachhaltigen und erhebenden Eindruck haben aber nur zwei Menschen auf mich gemacht: der Maler Cornelius und der Prediger Krummacher. Leider kam ich mit dem Letztern in keine persönliche Berührung, aber es genügt mir an seinen Kanzelreden, die gewiß das Erschütterndste und Begeisterndste sind, was jemals durch mein Ohr in mein Herz gedrungen. Es sind wahrhaft Worte des ewigen Lebens; allein sie scheinen nicht auf alle Gemüther gleichförmig zu wirken, denn während ich seiner letzten Predigt beiwohnte, wurde mir meine Börse aus der Tasche gestohlen. Zum Glück waren nur einige Groschen darin. Cornelius nahm mich auf mein ehrlich Gesicht hin auf das Liebevollste auf und zog mich in den Kreis seiner Familie; er ist ein ganz wunderbarer Mensch voll Größe, Tiefe und Wärme, von einer Gluth erfüllt, der die Jahre nichts anhaben können. Wie mild und liebenswürdig er für mich war, kann ich nicht genugsam beschreiben; mir ist auch seitdem, als hätte ich den Ritterschlag erhalten . . . Wie und wo gedenken Sie den Winter zuzubringen? Wie geht

es Fürst Edmund? Ist Fürst Carl bereits nach Italien zurückgekehrt? Ach noch viele Fragen schweben auf meinen Lippen, aber ich dränge sie mit Gewalt zurück, um nicht eine Fragmaschine zu werden, wie Frau von Savigny, die Einem ordentlich das Mark auspreßt . . ."

Den ganzen Winter lebte die Dichterin, wie sie schrieb, einsam aber ganz vergnügt in einer Art Gartenpavillon des Oliviersehen Hauses in der Cavalierstraße, fleißig an der Arbeit, in ihre Gedanken- und Erinnerungswelt eingesponnen. Für die ersten Frühlingstage plante sie eine Reise nach Paris. Die Kosten wollte sie mit Zeitungsberichten decken — von denen die vorliegenden uns heute noch ein erfreuliches Zeugniß ihres künstlerisch angeregten Daseins geben — freilich hat sich auch ihre Prophezeiung bewahrheitet, die sie sehr besorgt im stillen Dessau ausgesprochen, wie peinlich für sie das Alleinreisen und das „Rennthierleben" sein werde, das sie dort erwarte. Die Empfehlungen an Madame Viardot die ihr den Weg zu der schwer zugänglichen G. Sand anbahnen sollte und an Jules Janin erhielt sie vom Fürsten Fritz, während Varnhagen ihr einen Gruß an Heine mitgegeben. Im Uebrigen führte sie sich überall selber am besten ein. Der Spätherbst fand sie wieder bei Gräfin Bünau, bald in Dahlen bald in Dresden. Dort hatte sie schon im vergangenen Winter eines der interessantesten Mitglieder

des Künstlerkreises von Elb=Florenz kennen gelernt; den Maler und späteren Kunstschriftsteller, ihren künftigen Collegen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Friedrich Pecht. Ihr, wie ihm war kein dauernder Aufenthalt in Dresden bestimmt gewesen, aber die Freundschaft, die sie geschlossen, währte bis an ihr Lebensende — und darüber hinaus — denn mit dem Blick des Malers und der feinen Kritikerfeder hat er ihr Bildniß folgendermaßen festgehalten[1]: „. . . Ein in der Richtung aufs Pathetische Geibel verwandtes Talent sollte ich auch bald darauf in Betty Paoli kennen lernen, die im Jahre 49 nach Dresden kam, in dessen Nähe sie sich bei einer Gräfin Bünau als Gesellschaftsdame aufhielt. Während man sich die Dichterinnen nach alter Tradition gewöhnlich häßlich vorstellt, war diese im Gegentheil bildschön und ebenso verführerisch liebenswürdig, als überdieß mit dem köstlichsten Humor gesegnet, der sie in Gesellschaft zu einer wahren Perle machte, wenn sie nicht vorzog, sich als unheilweissagende Kassandra zu geben, was ihre entschiedene Liebhaberei war. Eine glänzendere Vertreterin der Wiener Frauenart wäre aber unmöglich zu finden gewesen, und das Romanhafte ihrer bisherigen Schicksale trug nicht wenig dazu bei, ihre Anziehungskraft

---

[1] „Aus meiner Zeit“, Lebenserinnerungen von Fr. Pecht. München 1894.

zu vermehren. Groß und schlank, mit Augen wie getränkt in Schwarz, vollkommen regelmäßigen Zügen, feinem, sammtartig brünettem Teint und reichem nachtschwarzem Haar, machte sie selbst damals noch, wo sie bereits im 33. Jahr stand, einen bezaubernden Eindruck und schien noch mehr geeignet, Romane zu erleben, als sie zu schreiben . . ."

In gleicher Empfindung fanden sich Friedrich Pecht und Betty Paoli für den großen Dichter und Dulder Otto Ludwig, wenn sie ihm auch einige Jahre später als Jener, näher getreten war. Wie treu sie dem Schöpfer des Erbförsters zugethan geblieben, davon spricht nicht nur der Nachruf[1]), den sie bewegten Herzens ihm gewidmet hat, sondern so mancher Bericht, den sie den Freunden daheim gesandt, wann immer sie ihr Weg wieder nach Dresden geführt hatte. In einem mir von Herrn Geheimrath Hänel freundlichst mitgetheilten Brief, schrieb sie 1864 an Heinrich Laube: „. . . Ich bin hier sehr fleißig, und genieße in vollen Zügen die Unabhängigkeit von geselligen Pflichten und Rücksichten, die Einem doch nur in der Fremde zutheil werden kann. Nur Ludwig besuche ich manchmal, nie ohne mit seltsamen Gedanken über die sogenannte gütige Vorsehung wieder heimzukommen. Sein Zustand hat sich furchtbar verschlimmert; man begreift nicht, wie

---

[1]) In unserer Sammlung wiederholt.

ein Mensch so grimmiges Leiden auszuhalten vermag. Bewundernswerth ist die Geduld und Langmuth, mit der er es trägt, sein Geist scheint wie losgetrennt von dem gemarterten Körper, so klar und objektiv sind seine Anschauungen, so rege sein Interesse für das Ewige in der Welt der Vergänglichkeit: die Kunst . . ."

Von besonders anregendem Verkehr wußte Betty Paoli zu Beginn der fünfziger Jahre nicht viel zu erzählen, mehr von angestrengter Arbeit; um Neujahr 1851 schrieb sie an den Fürsten Fritz: „. . . Meine einzige Zerstreuung und Unterhaltung besteht darin, daß ich in allen meinen freien, nicht nur Stunden, sondern selbst Minuten mit angestrengtem Eifer das Studium des Russischen betreibe. Ich habe damit erst seit meiner Rückkehr vom Lande begonnen, stecke daher noch tief in den Schwierigkeiten des Anfangs, die bei dieser Sprache wirklich ungeheuer sind. Namentlich macht mir das fremde, aus 35 Buchstaben bestehende Alphabet viel zu schaffen; das Lesen geht bereits erträglich, aber was das Schreiben betrifft, so bin ich noch ganz und gar Abc schütz und par un surcroît de stupidité insbesondere durchaus unvermögend, meine eigene Schrift zu lesen. Die Worte behalte ich ohne große Mühe. Es ist seltsam: ich habe polnisch nie anders als sehr mittelmäßig gesprochen, und außerdem ist seit 15 Jahren kein polnisches Wort über meine Lippen gekommen, dennoch wecken die verwandten Laute des Russischen die alten Erinnerungen

in meinem Gedächtniß wieder auf und diese sind mir von wesentlichem Nutzen bei dem neuen Studium.

Die Vortheile, die ich mir davon verheiße, sind sowohl innerer als äußerer Art, abgesehen von jenen, die schon in jeder Bereicherung unseres Wissens liegen, glaube ich auch auf positive und palpable hoffen zu dürfen. Die russische Literatur ist eben so reich und originell, als sie wenig bekannt ist; ich glaube, daß sorgliche, mit Sinn und Geschmack ausgearbeitete Uebersetzungen russischer Schriftsteller zu einer Quelle gesicherten Einkommens werden dürften, dieser Gedanke gibt mir Muth und Ausdauer, und wenn mir meine Trägheit mitunter zuflüstern will, ich sei schon zu alt, um noch eine fremde Sprache zu erlernen, so repliciere ich dagegen, daß Alfieri über 40 Jahre war, als er anfing, sich aufs Griechische zu verlegen. . . . Viel Vergnügen machte es mir, Prokesch während seines kurzen Aufenthaltes in Dresden zu sehen, ich fand ihn beinahe unverändert, seine elastische Natur hat auch die Stürme der letzten Monate überstanden, ohne eine Spur davon zu bewahren. . . .

Dresden, 2. April 1851.

. . . Was mich betrifft, so ist mir der Winter ruhig und friedlich vergangen, . . . meine Gesundheit hat sich bedeutend gebessert. . . . Nur selten gehen wir in Gesellschaft, doch traf ich es einmahl glücklich

genug, um bei Gräfin Kuefstein mit Fürst Felix[1]) einen vergnügten und interessanten Abend zuzubringen. Er war ungemein liebenswürdig für mich; ich weiß wohl, daß ich dieß nicht auf meine Rechnung zu setzen, sondern nur der Beziehung, in der ich zu Ihrer unvergeßlichen Mutter stand, zu verdanken habe, aber eben darum freute es mich doppelt, indem ich darin die späte Blüthe einer schönen Zeit erkannt. . . . Es freut und beruhigt mich, daß Sie, mein Fürst, meine russischen Studien approbiren. Ich habe mir damit eine ganz furchtbare Arbeit aufgeladen, doch bin ich fest entschloßen, nicht davon abzulaßen, wie hart es mir auch fällt, mich in meinen alten Tagen mit Vocabeln und grammatikalischen Regeln zu plagen. Meine Fortschritte sind ganz anständig und wären noch größer, wenn ich nicht eine Art Faulthier zum Lehrer hätte. . . ."

Am 13. August teilte Betty Paoli dem Fürsten mit, daß Gräfin Bünau sich verlobt habe, daß im Spätherbst die Hochzeit sein werde und sie selbst wieder vor neuen Zukunftsplänen und -sorgen stehe. Am 16. Dezember schrieb sie: „ . . . Um Ihnen, mein Fürst, zu einem historischen Ueberblick meiner Lage zu verhelfen, will ich damit anfangen, Ihnen zu berichten,

---

[1]) Ministerpräsident Fürst Felix Schwarzenberg, Vetter des Fürsten Fritz Schwarzenberg.

daß ich am 18. v. M. mit Gräfin Bünau nach Leipzig ging, wo sie am 19. mit Herrn von Sahr getraut wurde, unmittelbar danach trennten wir uns wie Abraham und Loth . . . ich meinerseits begab mich nach Dresden, um daselbst die Winterquartiere zu beziehen. Die Trennung von Gräfin Bünau ist mir sehr schwer gefallen, denn sie war ungemein gut und rücksichtsvoll für mich; nicht minder schwer fiel es mir, aus einer Stellung zu scheiden, die doch den Vortheil hatte, die peinlichste Sorge, die um meine Existenz, von mir entfernt zu halten. So kam ich denn ziemlich zerschlagenen Herzens hier an, und bin auch jetzt noch in einer Stimmung, die mich mentalement beständig die sieben Bußpsalmen recitiren heißt.

Mit welchen Worten soll ich Ihnen, theuerster Fürst, meinen wahrhaften Herzensdank für Ihre gütigen Anerbietungen aussprechen? In tiefster Seele empfinde ich den Werth Ihres stets hilfbereiten Wohlwollens, dasselbe aber wirklich in Anspruch zu nehmen, erspare ich mir auf eine spätere Zeit. Im Augenblick hat Gräfin Bünaus Güte für das Nothwendigste Sorge getragen. . . . Schmerzlich betrübt mich, was Sie mir von Ihrer Gesundheit sagen und schwerlich wird es Sie trösten, wenn ich Ihnen dagegen berichte, daß auch die meine schlecht genug ist. . . . Mein Leben hier ist ein sehr aschgraues; ich habe keinen andern Freund als meinen allerliebsten, kleinen schwarzen Hund,

Namens Midnight, in weicheren Momenten aber Pizzichi genannt . . .“

Auch die nächste Zukunft wollte der Dichterin noch immer keine befriedigende Lösung ihrer Existenzfragen bringen, ihr Brief vom 31. August 1852 weiß von vielen schmerzlichen Erlebnißen zu berichten, und nur in ferner Zukunft erscheint ein schwacher Hoffnungsschimmer, der aber diesmal wenigstens nicht trügen sollte. . . .

„Doblbad.

Theuerster Fürst! Nach einem so langen und an mir ungewohntem Schweigen mögen Sie wohl mit Recht zweifelhaft sein, ob ich denn noch zu den Lebendigen zähle. . . . Erinnern Sie sich noch, wie Sie mich einst in einer bittern Stunde mit wehmüthigem Scherz einen braven Soldaten nannten? Jetzt fange ich selbst an, mich für einen solchen zu halten, denn wäre ich es nicht, so hätte ich nothwendig zum Ausreißer werden müßen, an einem der zahllosen Schlachttage, die mir in der letzteren Zeit, nicht nur vom Schicksal, sondern weit mehr noch von fremder Narrheit und Unerträglichkeit bereitet wurden. . . . Der erste Gebrauch, den ich von meiner Freiheit machte, war hierher zu kommen, um meine, von tausend peinlichen Gemüthsbewegungen schier zerstörte Gesundheit nach Möglichkeit zu repariren. Seit 19. Aug. bin ich hier,

bade in der kalten Stahlquelle, gehe viel spazieren und fange bereits an, die guten Folgen dieses régimes zu verspüren. Ich seh zwar noch immer aus wie ein Beichtzettel, so schmal und so dünn, aber ich fühle mich doch viel wohler. . . . Den Morgen absorbirt meine Kur, später geh ich täglich zu Baronin Bonar (einer Schwester Wüllerstorff's, den Sie vermuthlich aus Venedig her kennen) . . . die mich eingeladen, auf ein paar Wochen ganz zu ihr nach Schloß Dobl zu ziehen . . . und ich habe ihre freundliche Einladung dankbar angenommen . . . und werde so lange dort bleiben, als die Verhältniße es mir gestatten. Wahrscheinlich wird ein Brief von Frau von Sahr darüber entscheiden, diese beabsichtigt nämlich nach Wien zu kommen und wünscht dort mit mir zusammenzutreffen. Mir selbst wird es eine tiefe Herzensfreude sein, sie wiederzusehen . . . die mir in den dritthalb Jahren unseres Zusammenlebens nichts als unsägliche Liebe und Güte erwies. . . . Was ich später beginnen werde, steht noch nicht als bestimmter Plan vor mir, doch hoffe ich, daß mir Warrens[1]) eine Anstellung

[1]) Eduard Warrens (Wolf Arens), geb. 1820 in Altona oder Stockholm, gest. Wien 5. Jänner 1872. Begründer und Herausgeber des „Oesterr. Lloyd", der „Oesterr. Zeitung", des „Botschafter", des „Wiener Tagblattes" und der „Wochenschrift für Politik und Volkswirtschaft". S. Allg. deutsche Biographie 41. Bd.

in seinem Blatte geben wird, wenn wir uns nämlich über die Bedingungen vereinigen können. Vielleicht wäre ein solcher Wirkungskreis für meine Individualität am passendsten, an Arbeit und auch an Verdruß und Ärger wird es darin nicht fehlen. . . . Von Ihnen, mein Fürst, wage ich wohl kaum zu hoffen, daß Sie sobald Ihre Winterquartiere in Wien beziehen werden, da Sie aber doch häufig hin und her wandern, schmeichle ich mir auf einem Ihrer Durchzüge wieder einmal einen jener Morgen bei Ihnen zuzubringen, an die mich Ihre Güte gewöhnt und verwöhnt hat. Der Tag, an dem ich bei Ihnen frühstücken durfte, war mir immer ein Festtag für die ganze Woche. Ich erkenne Ihre ganze geistige Bedeutung, ich ehre die edle Schwungkraft Ihres Charakters, aber lieben thu ich Sie um Ihres tiefen, warmen, raschen Herzens willen. Sie müßen sich diese etwas verspätete Declaration schon gefallen laßen, die Ihnen im Grunde doch nichts Neues sagt . . ."

Wien, 18. Nov. 1852.

Theuerster Fürst! Werden Sie mir zürnen, wenn ich es wage, die Hilfe, die Sie mir, als ich Gräfin Bünau verließ, anboten, für jetzt in Anspruch zu nehmen? Sie kennen mich hinlänglich, bester Fürst, um zu errathen, daß ich von einer harten Nothwendigkeit gedrängt sein muß, um Ihnen mit einer solchen Bitte

lästig zu fallen. Meine Stellung war nie derart, daß ich Ersparniße hätte machen können, meine gegenwärtige Lage ist geradezu mißlich, denn Warrens will erst später ein bestimmtes Übereinkommen mit mir treffen. Dabei laufen aber die, im Winter noch vermehrten Ausgaben beständig fort, und ich sehe keine Möglichkeit, die mich bedrückenden Sorgen zu beseitigen, eine günstige Wendung der Verhältniße abzuwarten, wenn nicht Ihre Großmuth sich ins Mittel legt. . . .

„Wien, 29. November 1852.

Von ganzem Herzen danke ich Ihnen theuerster Fürst, für die Hilfe, die Ihre Güte mir zugewendet hat und die mich aus einer, durch ihre Ungewißheit peinlichen Lage, in die ungleich tröstlichere versetzt, eine definitive Gestaltung meiner Verhältniße hoffend und arbeitend, abwarten zu können . . .“

Betty Paolis Beschäftigung bei Warrens' Zeitung „Wiener Lloyd“ bildete sich nach allerhand Kämpfen, zu einer, viele Jahre dauernden festen Stellung heraus, und als dieses Blatt aufhörte, schrieb sie ihre Literatur- und Kunstberichte, für die, gleichfalls von Warrens geleitete „Oesterreichische Zeitung“. Zudem wurde sie wieder Gesellschaftsdame einer Aristokratin. Es war Elisabeth Bagréeff-Speransky, die Tochter des russischen Ministers, Grafen Michael Speranski,

des bekannten Günstlings von Kaiser Nikolaus, der grundlos und jählings vom Hofballe weg in die Verbannung nach Sibirien geschickt worden war. Die Beziehungen Betty Paolis zur Gräfin sollen durch Dr. Preyß, der sowohl ihr, wie Grillparzer's Arzt und Freund gewesen, angebahnt worden sein. Frau v. Bagréeff liebte es, sich mit Berühmtheiten zu umgeben. Grillparzer, Kompert, Bauernfeld, Zedlitz verkehrten bei ihr mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten aus Wiens Künstler- und Gelehrtenwelt. Ein Kreis, der für Betty Paoli reich genug war an Anregung und Gedankenaustausch. Diese geselligen Pflichten hemmten sie aber niemals in der Erfüllung ihrer journalistischen Aufgaben; mit besonderer Vorliebe führte sie das Referat über das Burgtheater, in dem sich während ihrer Abwesenheit die größten Wandlungen vollzogen hatten. Ihr Leipziger Freund Heinrich Laube war seit 1850 dort unumschränkter, das Repertoire von Grund aus erneuernder Direktor. Sorgsam pflegte er das französische Salonstück, für Übersetzungen zog er aus guten Gründen Betty Paoli heran. Unter dem Namen „Branitz" hat sie mit überlegener Sprach- und Sachkenntnis eine große Auswahl jener Stücke bearbeitet, die durch Jahrzehnte das Wiener Publikum ergötzten. Auch auf ihre unbefangenen kritischen Berichte legte Laube besonderen Wert. So schlugen ihre freundschaftlichen Beziehungen immer

tiefere Wurzeln, zumal ihre Übereinstimmung mit Frau Iduna, zu deren Intimen sie gehörte, von wärmster Herzlichkeit erfüllt war. Selten fehlte sie am berühmten Cafétisch, um den die liebenswürdige und begabte Frau jeden Nachmittag Dichter, Künstler und Theaterfreunde versammelte. Hier lernte Betty Paoli die meisten Schauspieler persönlich kennen, die lauten Anhänger sowohl, wie die stillen Widersacher Laubes. Zu den nächsten Freunden der Dichterin zählten sogar jene, die später als seine offenen Gegner galten: z. B. Rettichs, Laroche, Gabillons. Die Erstgenannten fand Betty Paoli schon vor, als sie 1852 nach Wien zurückkehrte, während Ludwig Gabillon und seine künftige Frau, Zerline Würzburg, erst im Oktober 1853 an das Burgtheater kamen. Die Dichterin und Kritikerin lernte den jungen Künstler — der auch bei Frau v. Bagréeff ein gern gesehener Gast war —, und vorerst als ausgesprochener Liebling des Laubeschen Ehepaares viel im Hause des Direktors verkehrte, bei ihnen kennen; bald verband die Dichterin und den Schauspieler eine unerschütterliche, bis an ihr Lebensende währende Freundschaft.

Nicht so dauerhaft erwies sich ihre Beziehung zur Gräfin. Diese Dame quälte die Dichtergrößen ihrer Bekanntschaft mit dilettantischen Versuchen, von denen keine Spur geblieben ist, als die Kundgebungen des Unmuts ihrer berühmten Zuhörer.

„. . . Was mir sonst meinen Aufenthalt verkümmerte, so schrieb Grillparzer 1853 an Kathi Fröhlich, war die bekannte Gesellschaft der Garamßeger [1]). Kaum war ich, vor allem aber der Spaßmacher Reinwald [2]), angekommen, als Dr. Preyß fand, daß seiner Frau von Bagréeff die Bäder in Szliacs, die ihr vor drei Jahren schadeten, heuer recht gut thun würden. Nachdem ich den Antrag in Garamßeg zu wohnen und alle Tage ins Bad nach Szliacs zu fahren, abgelehnt, sowie den weiteren Vorschlag täglich in Garamßeg zu essen und zu dem Ende gleichfalls täglich hin- und zurückzufahren, nahm sich die Exzellenz ein Zimmer in Szliacs . . . Wenn ich allein in Szliacs sein könnte, es gefiele mir unendlich, aber dieses ewige Hetzen bringt mich um. Dazu habe ich noch einen neuen Roman der Bagréeff lesen hören müssen, der mich einerseits sehr langweilte, andererseits aber in Verlegenheit setzte, da ich nicht wußte, wie ich ihr diesen Eindruck auf die schonendste Art beibringen sollte. Kurz, es war so arg als vor zwei Jahren, ja noch ärger, da sie schon damals merken konnten, daß ich kein Freund von derlei Dingen bin . . .“

Von noch tieferer Gereiztheit erfaßt, schrieb über das gleiche Ungemach Betty Paoli an den Fürsten:

---

[1]) Garamßeg, Besitzung des Dr. Preyß, auf der Grillparzer mit Frau von Bagréeff in den 50er Jahren wiederholt zusammengetroffen war.

[2]) Dr. Karl Reinwald, Regimentsarzt.

„Baden, 26. Juli 1855.

... Es sind nun 2 Monate, daß ich Frau von Bagréeff verlassen habe, um mit einer Freundin, die den Sommer über meine Gesellschaft wünschte, nach Baden zu ziehen. Meine Beziehungen zu Frau von B. waren in der letzten Zeit so peinlich, ihr Benehmen gegen mich so entschieden feindselig geworden, daß mir die Trennung von ihr zur wahren Erleichterung gereichte. Wenn Sie mich befragten, theuerster Fürst, was diesen Zwiespalt herbeiführte, so müßte ich darauf entgegnen: Der böse Geist, der in die allermeisten Frauen fährt, sobald sie sich's einfallen lassen, Literatur, Politik, Theologie 2c. 2c. zu treiben. Dieser schwarze Teufel hat denn auch von Frau von B. Besitz ergriffen und treibt sie zum cordialsten Haß gegen Jedenmänniglich, der ihren Werken nicht ein constantes Hallelujah singt: Nun kenne ich zwar in dem köstlichen Gil Blas die Geschichte des Erzbischofs von Toledo zu gut, als daß ich mir's hätte beikommen lassen, Frau von B. freimüthig mitzutheilen, wie grauenvoll langweilig ich ihre opera finde; aber wenn ich auch schweigen kann, so besitze ich doch leider nicht die edle Verstellungsgabe und kann nicht loben, was mich gähnen macht. Das brachte die erste Erkaltung zwischen uns hervor; daß aber eine in ihrer Eitelkeit verletzte Frau es nicht leicht bei der bloßen Kälte sein Bewenden haben läßt, wissen Sie, und so ging es denn auch hier de mal en pis,

bis es geradezu unmöglich länger zu ertragen war. Auch habe ich es als einen Glücksfall betrachtet, daß mir eine Freundin ein Asyl in ihrem Hause anboth. Ich nahm es an und habe hier gefunden, was ich lang und schmerzlich genug entbehrt habe: Theilnahme und wahre Herzlichkeit . . ."

Diese Freundin war: Ida von Fleischl[1]); als ihre stete Hausgenossin erfuhr sie, wie Marie Ebner treffend bemerkte: „. . . was wohl die Erfüllung des Traumes eines jeden Schaffenden ist; alle Annehmlichkeiten, alles Behagen des Familienlebens ohne eine seiner Verpflichtungen." Wie tief sie dieses, bis an das Ende ihrer Tage währende Glück empfunden, das ihrem Leben endlich Frieden und Harmonie verliehen, sprach sie oft in Versen aus, deren Leitmotiv immer wieder Worte des Dankes waren[2]) . . .

Wie schwer das Leben damals auf ihr gelastet, geht aus einem Briefe vom September 1855 an den

---

[1]) Ida Fleischl von Marxow, Gattin des Wiener Großkaufmannes Carl v. Fl.-M., geb. 5. September 1824, gest. 5. Juni 1899. S. Biogr. Jahrbuch und deutscher Nekrolog, Band IV, 1900.

[2]) Am 5. September. An Ida, Neueste Gedichte. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1870, S. 81.

„. . . Du treuer Arzt! so hast, als wüst und wirr
Das Feuer mich der Leidenschaft bezwungen,
Du mich gepflegt, und liebest nun in mir
Die Beute, die dem Tod du abgerungen! . . ."

Fürsten hervor, in dem sie schrieb: „. . . Ich bin so müd und erschöpft, daß ich an mich selbst keine rechte Theilnahme mehr wenden kann. Man interessiert sich für sich selbst nur so lange, als man etwas zu erreichen zu erstreben hoffen darf; muß man sein Leben einmal als ein verpfuschtes und verfehltes betrachten, dann läßt man das Weitere über sich ergehen, ohne sich noch viel darum zu kümmern. Durch welche Kämpfe muß aber ein von Natur heftiges und heißes Gemüth gegangen sein, um zu dieser stumpfen Resignation zu gelangen und zu wie Wenigem ist es dann noch nütze! Genug davon."

Ihr Naturell voll unbeugsamer Willenskraft und ewig jugendlicher Begeisterungsfähigkeit konnte solchen Stimmungen, zum Glück nur vorübergehend, erliegen; sobald ein großer künstlerischer Eindruck auf sie wirkte, jubelte sie auf, in freudiger Lebensbejahung. Ein solcher Moment war es, als sie die Ristori zum ersten Male sah. Sie schrieb darüber an Ludwig Gabillon, den Krankheit damals zu Hause hielt: „14. Februar 1856. . . . Lassen Sie sich von diesem Abend erzählen, den ich im Leben nicht vergessen werde. Armer Freund! was haben Sie versäumt! In dieser Zeit trostloser Dürre, staubiger Prosa, kommt endlich eine Erscheinung, die mit der Stimme, dem Blick des Götterboten zur Seele spricht und Sie, der sie aufzufassen vermöchte wie Wenige, der für ihren Glanz, ihren Zauber das

Auge und das Ohr der Liebe, der Verwandtschaft hätte, Sie müssen durch ein elendes körperliches Leiden verhindert sein sie zu begrüßen! . . . Ich bin den ganzen Abend kaum zu mir selbst gekommen; während kalte Schauer durch meine Nerven flogen, durchdrang mein Geist jene geheimnisvolle Wonne, die nur reine Schönheit zu spenden vermag. Die Ristori ist weitaus das Größte, was ich jemals auf der Bühne sah und vielleicht hat die Rachel nicht weniger Talent und technische Vollendung, aber sie besitzt nicht diese große erhabene Seele, nicht diesen lichtvollen Adel des Gemüthes, der die Ristori zur Muse verklärt. Daß sie ungeheuer studiert haben muß, ist keine Frage; so hat man z. B. nicht zufällig Bewegungen und Stellungen, die an die edelsten Gebilde der antiken Kunst erinnern, und doch den Eindruck der vollsten Natürlichkeit machen. Aber das Staunenswertheste bleibt mir doch immer diese gewaltige innere Begabung, diese Seele, in welcher der ewige Grundton der Leidenschaft vibrirt, dieser Blick, der durch alle Qualen unserer verkünstelten, lügenhaften Verhältnisse hindurch Liebe und Schmerz in ihrer heiligen Urgestalt zu erfassen vermag. Und zu einer solchen Seele mußte sich noch das außerordentlichste Schauspielertalent gesellen! O die Natur ist doch gütig! — Mir scheint diese Welt reicher, seit ich diese Frau gesehen. Während ich schreibe, fließen mir Thränen über die Wangen: Thränen der Bewunderung, des

Entzückens. Wie der Pharisäer möcht ich Gott dafür danken, der mir diese Empfänglichkeit verlieh, daß mich das Schöne beglücken, daß ich das Große mit empfinden kann. Vieles hat er mir versagt, aber um dieser einen Gabe willen, die mich im innersten Zusammenhang mit einem höhern Reich erhält, will ich es verschmerzen. Vor Einem graut mir aber: daß ich morgen über diese wunderbare Frau schreiben soll, muß. Indem man sich die Miene gibt, ein Genie zu beurtheilen, spricht man gewißermaßen die Prätention aus, sich ihm gleichzustellen. Wie wird einem nun dabei zu Muthe, wenn man den Cultus des Genius so tief im Herzen trägt wie ich! Mir zittert noch das Innerste von all den gewaltigen Eindrücken und jetzt soll ich sie mir säuberlich zurechtlegen und in wohlgesetzten Worten darthun, wieso Signora Ristori eine ganz vortreffliche Schauspielerin ist. Elendes, schmähliches Handwerk! Man sollte den Leuten lieber sagen: geht hin und seht sie an; wenn ihr dann ihre Größe nicht begreift, so wird sie euch kein Mensch begreiflich machen. Eine Künstlerin, wie die, bedarf keines Dolmetschs. Ich muß aber auch dieß über mich ergehen lassen und mich nur ja hüten, etwa begeistert zu scheinen, denn das dumme Volk wird in Ewigkeit nicht capiren, daß man ohne Liebe und Begeisterung das Große nun und nimmermehr aufzufassen im Stande ist".

— — — — — — — — — — —

Nicht zum ersten- und letztenmale verwünschte hier Betty Paoli das, von ihr so redlich und segensvoll geübte, journalistische „Handwerk". Am 29. Sept. 1857 schrieb sie dem Fürsten aus Baden „. . . Wir werden hoffentlich in den ersten Tagen der nächsten Woche in die Stadt ziehen. Wie sich meine Verhältnisse dort gestalten werden, weiß ich noch nicht, da mit der „Oesterr. Ztg." große Veränderungen vorgegangen sind. Der bisherige Redacteur, der sich enorme Veruntreuungen hatte zu Schulden kommen lassen, mußte abtreten, und an seiner Stelle fungirt nun eine mir gänzlich unbekannte Größe. Es ist die Frage, wie wir uns miteinander vertragen werden; an gutem Willen meinerseits soll es nicht fehlen, denn nothgedrungen muß ich trachten, mir meine Stellung bei dem Blatte zu erhalten, obgleich ich das ganze journalistische Treiben mehr als satt habe. Wenn man auch sich selbst rein weiß, ist es doch peinlich, einer Gilde anzugehören, die alles Erforderliche thut, um bei dem Publikum den letzten Rest von Achtung einzubüßen.

Die skandalöse Polemik zwischen Zang und Warrens hat die Journalistik auf Jahre hinaus discreditirt und da sie in ihren Reihen nur sehr wenige Persönlichkeiten von unbeflecktem Charakter und wahrhafter Bildung zählt, so werden diese mit den übrigen in einen Topf geworfen. Wahrlich! wenn ich Hüte und Hauben zu fabriciren verstände, sollte mich keine Macht

auf Erden dazu bringen, für eine Zeitung auch nur eine Zeile zu schreiben[1]) . . ."

Trotz dieser aufrichtig gemeinten Entrüstung übte sie ihr „Handwerk" freudigst aus, wo sie für Dichtwerke und schauspielerische Leistungen eintreten konnte, die sie begeisterten; auch die Lectüre der gewohnten

---

[1]) Fast mit den gleichen Worten als das journalistische Handwerk, hatte sie zehn Jahre früher die Frohn des Broterwerbes verwünscht, die sie, so ganz gegen ihre Überzeugung zur Novellistin gemacht. Wie sehr sie sich einzig und allein im Reiche der lyrischen Poesie heimisch fühlte, entnehmen wir einem Briefe an Moriz Hartmann vom 18. Februar 1847: „. . . Ich bin jetzt sehr beschäftigt, namentlich mit einer neuen Auflage des zweiten Bandes meiner Gedichte. . . . Es sind eben jetzt wieder tausend Liederstimmen in mir laut, mein Inneres gleicht dem Meer, wenn der Sturm vorüber, die Wellen aber noch immer hoch gehen. Ich möchte nichts als Gedichte schreiben und geh an jede andere Arbeit wie der Bauer zur Robot. Ich komme mir oft vor wie Aschenbrödel: die Poesie ist die gute Fee, die mir Diamanten und goldstoffne Kleider leiht, um damit zum Königsfest zu fahren; aber das dauert nur kurze Zeit und dann muß ich wieder zurück und in der Küche am Herd mit der vermaledeiten Prosa hantiren. Die Kritik über meine Novellen könnte sich Jeder füglich ersparen, so wie mich langweilen sie doch keinen Menschen. Laßen Sie mich nur erst das große Loos gewinnen und Sie sollen sehen, ob ich noch eine einzige schreibe, aber bis dahin muß ich's wohl forttreiben, da ich, geklagt sei's Gott! nicht verstehe, Hüte und Hauben anzufertigen . . ."

Blätter entbehrte sie in der Fremde ebenso schwer, wie das heimathliche Theater, von dem sie im äußersten Falle wenigstens das Repertoire kennen mußte! War sie aber gezwungen, eine wichtige Vorstellung zu versäumen, so verfolgte sie deren Verlauf aus der Ferne mit größter Spannung. Ein Brief an ihre Freundin Zerline Gabillon über eine Neueinstudirung von „Des Meeres und der Liebe Wellen“ sieht fast wie eine Besprechung aus:

„Saros-Patak[1]), 26. Oktober 1860: ... Empfangen Sie meinen Glückwunsch zur Hero, die Sie, wenn uns Vater Anschütz keinen Strich durch die Rechnung macht, heute spielen sollen. Ich bin gewiß, daß die Rolle Ihnen gelingen wird, denn sie gehört recht eigentlich in den Kreis, in dem sich Ihr Talent am glücklichsten bewegt. Jeder Anflug von Sentimentalität muß hier vermieden werden, wenn der Charakter nicht seine ganze Eigenthümlichkeit verlieren soll. In dem ersten Akt treten die Grundzüge dieses Charakters bis zur Herbheit deutlich hervor; verkennt man sie hier, so wird die ganze Gestalt unwahr und unrichtig, oder im besten Falle auf das Maß einer gewöhnlichen Liebhaberin zurückgeführt. Eine solche ist aber Hero nicht, vielmehr liegt in dem Sieg der Leidenschaft über ein starkes, auf sich selbst beruhendes und das gemeine

---

[1]) Besitzung der Fürstin Bretzenheim in Ungarn.

Loos des Weibes verschmähendes Gemüth der eigentliche Reiz der Dichtung". Ende November 1863 schreibt sie, ebenfalls an Gabillons: „... Mit schmerzlicher Theilnahme lese ich von Hebbels, wie es scheint hoffnungslosem Zustand. Ich erinnere mich sehr wohl, wie er mir im vorigen Winter bei Kompert's sagte, er fürchte sich vor seinem fünfzigsten Geburtstag und habe die Ahnung, er werde ihm Unheil bringen. Kein Grund zu solcher Besorgniß schien damals vorhanden, aber die ahnende Seele täuschte sich nicht. Kurz vor seinem Geburtstag äußerten sich die ersten Symptome des Uebels, dem er nun erliegt. Und was muß seine Frau dabei leiden! ..."

Im Sommer 1864 richtete Betty Paoli an ihre Freunde in die Sommerfrischen manchen Stoßseufzer; an den Fürsten schrieb sie: „... Ich sitze noch immer in Wien, arbeite wie ein Lastthier und werde nur von dem Gedanken, daß endlich Alles ein Ende nehmen muß, aufrecht gehalten; so wird auch dieses Buch, mit dem ich mich abquäle, zuletzt doch fertig werden.

Anfangs August hoffe ich soweit zu sein, daß mir der fortgesetzte Besuch der Gallerien nicht mehr nöthig ..." Es war das Buch über „Wien's Gemälde-Gallerien", das sie so sehr beschäftigte und das im Frühjahr 1865 erschienen ist[1]). Jahrelang hatte

[1]) Wiens Gemälde-Gallerien in ihrer kunsthistorischen Bedeutung. Dargestellt von Betty Paoli, Wien. Carl Gerolds Sohn 1865.

zu ihren publicistischen Pflichten das Referat über bildende Kunst gehört. Ihren Leistungen auf diesem Gebiete zu folgen, würde hier zu weit führen, doch sei gesagt, daß ihre großen Kenntnisse ihr auch dabei zu statten kamen, wie ihr gesundes Urtheil, das sich in künstlerischen, so wenig wie in literarischen Fragen, jemals von der herrschenden Modeströmung oder der geschäftigsten Cameraderie hatte beeinflussen lassen.

Jedes Jahr verbrachte Betty Paoli, den alten Beziehungen treu, einige Zeit bei Frau von Sahr in Dahlen und bei Fürstin Bretzenheim[1]) in Saros-Patak; sie schrieb kurz vor ihrer Reise dahin am 28. September 1866 an den Fürsten: „. . . Ich freue mich sehr darauf, Fürstin Bretzenheim wiederzusehen, und freue mich nebenbei auch, dem jetzt wirklich nicht erquicklichen Wien für einige Zeit zu entrinnen. Wenn ich an unsere Zustände denke — und bei wem ist dieser Gedanke jetzt nicht zur fixen Idee geworden? — fällt mir immer die Stelle in der Litanei ein: „Vor Krieg, Pest und Hungersnoth bewahre uns, o Herr!“ Vor den beiden ersten Übeln hat er uns nicht bewahrt und das dritte droht uns wenigstens in einer andern Gestalt heimzusuchen. Die trostlose Verarmung, die mehr und mehr einreißt, ist eben auch eine Art

[1]) [illegible] ...chwester des Fürsten Felix Schwarzenberg, Prinzessin [illegible] geb. 15. Januar 1806, 1831 vermählt mit Ferdinand [illegible] ...enheim, gest. 5. Mai 1875.

von Hungersnoth ..." Einem Briefe aus Dahlen vom 26. Dezember 1866 entnehmen wir: „... In weniger als acht Tagen schreiben wir bereits 1867 ... Meine Hoffnungen auf die Zukunft sind zwar durchaus nicht glänzend, wenn uns aber auch nur eine Frist zum Aufathmen gegönnt wird, will ich schon dafür dankbar sein ... Die jetzige Festzeit stimmt mich sehr wehmüthig, immer muß ich an die Vielen denken, die sie mit dem Schmerz um einen unwiderbringlichen Verlust begehen. Diese bedauere ich mehr als die Opfer, um die ihre Thränen fließen. Auch hier hat man nur zu viele Gelegenheit, an sie erinnert zu werden ..."

So niedergedrückt sie sich selber durch die Kriegsereignisse fühlte, fand sie dennoch Kraft genug, den anderen Mut zuzusprechen, und was noch besser war — den Weg zu zeigen, auf dem zu helfen wäre, wo noch Hilfe möglich — indem sie ihren wundervollen Artikel[1]) „Ein Wort Pombal's" unter dem frischen Eindrucke tiefster Erschütterungen schrieb. Auch da wußte sie sogleich auf jene brennende Frage hinzuweisen, — die Niemand besser als sie, die rastlose Kämpferin im Lebensstreite, beurteilen konnte: — die Frauenfrage. — Gerecht und klug nach jeder Richtung hin abwägend, verstand sie schon zu Beginn, an alle Bestrebungen den richtigen Maßstab

---

[1]) 12. August 1866.

anzulegen, und das, für ihre eigene Tatkraft so charakteristische und für die Sache prophetische Wort zu finden: „ . . . Man kann Niemandem die Freiheit schenken, Jeder muß sich selbst befreien. Die Frauen mögen es machen wie so viele andere früher Unterdrückte, die durch Bildung und Tüchtigkeit sich selbst so glorreich emanzipiert, daß der auf ihnen lastende Druck zum Unding und deshalb endlich unmöglich wurde"[1]).

Das Jahr 1867 brachte der Familie Schwarzenberg und Österreich einen großen, wehmütigen Gedenktag: die Enthüllung des Schwarzenberg-Monumentes. Betty Paoli konnte der Feier nicht beiwohnen, sie war in Saros-Patak, bei Fürstin Bretzenheim, der Nichte des Feldmarschalls. Von dort aus richtete sie jene begeisterten Verse, die dem bedeutenden Anlasse entsprachen, und die ganz aus der Zeitstimmung herausgewachsen waren, wie die Anfangs- und Schlußstrophe des Gedichtes hier zeigen mögen:

„Sei mir gegrüßt, du edles Heldenbild!
Zu Ehren eines Sieges aufgerichtet!
Gegrüßt wie ein Erinnern, welches mild
Die gramerfüllte Gegenwart durchlichtet.
Denn schwer ist und bekümmert unser Herz.
Ein dunkler Schatten liegt auf unserm Leben;
Es thut uns Noth, an dir du Bild von Erz,
Den Muth, die Hoffnung wieder zu erheben!" — . . .
— — — — — — — — — — — —

[1]) „Eine Zeitfrage". 4. Nov. 1865.

Und du, mein Oestreich! mein geliebtes Land!
Theil meines Herzens! heimatliche Erde!
Gott schütze dich mit seiner starken Hand,
Durchfache dich mit schöpferischem Werde,
Damit, wenn leuchtend durch der Zeiten Flucht,
Sich Heldenseelen wieder in dir regen,
Sie, wie am Sieg, auch an des Sieges Frucht,
Ohn' bittern Rückhalt sich erfreuen mögen." —

Ihre berechtigte Sorge, wie ihr alter Freund, Fürst Fritz, den Gemütsbewegungen dieses Tages gewachsen war, beschwichtigte er mit seinem Briefe vom 24. Oktober und sie schrieb ihm am 31. Oktober: „ . . . Sie errathen leicht, theuerster Fürst, mit welcher Wehmuth ich an dem Festtage Ihrer verklärten Mutter und des edlen Fürsten Carl gedachte. Diesen Tag hätten sie noch erleben sollen. Wenn ich aber anderseits bedenke, wie viel des Bittern und Schmerzlichen sie in ihrer stillen Gruft zu Worlik verschlafen, so scheint mir dieser Wunsch beinahe frevelhaft und ich fühle, daß ihnen das beßere Theil geworden ist. . . . Eine große Befriedigung gewährte mir Fürst Edmunds Ernennung zum Feldmarschall, weil ich mir wohl denken kann, wie freudig sie ihn bewegt haben mag . . ." — — — — — — — — — — —

---

[1]) „Neueste Gedichte". Wien 1870, Carl Gerolds Sohn, S. 68. Zuerst abgedruckt im Feuilleton der „N. Fr. Presse" Nr. 1127, 20. Okt. 1867.



Nur eine kurze Reihe von Jahren noch, und Fürst Fritz sollte in der stillen Gruft zu Worlik neben seinen Eltern und seinem Bruder zur ewigen Ruhe gebettet werden. Seit dem Jahre 1866 kränkelnd, war der „letzte Mönch von Mariathal", wie er sich nannte, zu Wien am 6. März 1870 gestorben.

Betty Paoli verlor in ihm den unwandelbar treuesten Freund, der sie richtig beurteilt hatte, von dem Augenblick an, in dem er sie kennen gelernt. In seinem ersten vorliegenden Brief an sie, aus dem Sommer 1843, schrieb er: „ . . . Ich glaube es vorausgesehen zu haben, daß die Eigenthümlichkeit beider Naturen, von meiner Mutter und die Ihrige, wie anziehende Pole auf einander wirken könnten und müßten, und freue mich, darin mich nicht geirrt zu haben. Soweit sich die Hauptsache günstig gestaltet, die übrigen Combinationen werden sich nachträglich anreihen, und was sonst noch hie und da nicht paßt, fügt sich mit Zeit und Geduld. Je länger und besser Sie meine Mutter kennen werden, desto deutlicher wird sich Ihrem Auge der metallreiche Kern dieser wahrhaft seltenen, höchst ausgezeichneten, wenn auch überaus schwer zu erkennenden als leicht zu verkennenden Individualität ausprägen. Mir jedenfalls ist es eine überaus beruhigende Empfindung, die Pflege dieses mir so theueren Wesens in geistiger und materieller Beziehung in Ihren Händen, den einzigen mir dazu geeignet scheinenden

weiblichen, gelegt zu wissen. . . ." Seine Voraussicht hatte nicht getrogen, Betty erfüllte und übertraf durch ihre Treue und Hingebung für die Feldmarschallin alle seine Erwartungen. Der Fürst, dem nicht nur im Zeichen der Politik und Geschichte die Überlieferung heilig war, hat in seinem eigenen Leben der Vergangenheit treu die rührendste Pietät geübt, und fand nach seiner Mutter Tod bis an sein Ende immer neue Worte, um Betty Paoli zu sagen, wie unzerreißbar das Band geworden, das sie, durch die gleichen Gesinnungen für die Dahingeschiedene, verknüpfte. In dieser Empfindung hatte er ihr ritterlich und großherzig in jeder Seelen- und Lebensnot beigestanden und wahrhaft gehalten, was er im August 1848 vom Mailänder Kriegsschauplatze ihr versicherte: „. . . Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, liebe Betty, daß solange ich ein Stück Brot habe, Sie für die Nothdurft gedeckt sind. Ich betrachte Sie wie einen treuen, alten Kriegskameraden und werde, insoweit es meine Kräfte gestatten, Sie nicht sitzen lassen. . . ." Je älter und vereinsamter er wurde, um so lebendiger beherrschten ihn die Erinnerungen entschwundener Tage und immer wieder ließ er solche trübe Stimmungen der alten Freundin gegenüber ausklingen. Am Christabend 1858, einige Monate nach dem Tode seines Bruders Carl, schrieb er ihr aus Worlik: „. . . Liebe, wenn auch wehmüthige Erinnerungen umschweben — wohlthätiger

Geisterhauch umweht mich, — Vater, mein liebes Brüderl und seine vorangegangenen Engelskinder, Mütterlein mit ihrer treuen Liebe und Sorge, alle wandeln um und neben mir! Kann ich anders als an Sie, liebe Betty, der Mutter treue Pflegerin, denken!"

Nun war Fürst Fritz zu ihnen heimgegangen, und um so schwerer traf Betty Paoli dieser unermeßliche Verlust, als sie selber alternd, noch viele Freunde scheiden sehen mußte. Wenige Jahre früher war Julie Rettich gestorben, im Januar 1871 erhielt die Dichterin in Rom, wo sie den Winter verbrachte, ganz unvermutet die Nachricht, daß Frau v. Sahr aus dem Leben gegangen.

Nicht nur in ihrem kleinen Kreise hatte sich manche Veränderung vollzogen, das ganze Weltbild war durch Deutschlands Siege ein anderes geworden. Auch der Kunstgeschmack erfuhr gründliche Wandlungen. Aber trotzdem ihre Jugend geschwunden war, hatte Betty Paoli die Fühlung mit dem heranwachsenden Geschlechte nicht verloren, und es entging ihr kein aufkeimendes Talent. Sie wies gleich bei ihrem Auftauchen auf die bedeutendsten Erscheinungen ihrer Heimat hin, auf Marie v. Ebner-Eschenbach und Ferdinand v. Saar, deren Schaffen sie mit stets zunehmender Teilnahme verfolgte[1]. Die erste Beziehung

[1] Betty Paolis Würdigung der ersten Erzählergaben Marie v. Ebner-Eschenbachs und der „Steinklopfer" Ferdinand v. Saars folgen in unserer Sammlung.

zu Frau v. Ebner reichte noch in jene Zeit zurück, da diese, als blutjunge Komtesse Dubsky, sich mit der Gewissensfrage an die berühmte Dichterin gewendet hatte, — ob sie poetisches Talent besitze. Es war im Sommer 1847, als Betty Paoli in Worlik bei der Marschallin war, und von dort aus grundgescheit Rat und Urteil spendete, in einem Briefe, welcher mit der, wiederum zutreffenden Bemerkung schloß: „ . . . Es sollte mich freuen, ferner von Ihnen zu hören oder wohl gar die persönliche Bekanntschaft eines Wesens zu machen, das ich mir in seltenem Grade liebenswürdig und bedeutend denke. . . .“ Als sich beide kennen lernten, entstand auch eine Lebensfreundschaft.

Mit gleicher Überzeugung und Beharrlichkeit wie seinerzeit für Annette v. Droste-Hülshoff kämpfte sie für den Schweizer C. F. Meyer. Ehe die Welt ahnte, welch genialer Dichter ihr erstanden war, hatte sie seine Größe schon vollkommen erfaßt; doch ward ihr noch die Freude zu erleben, daß ihr Urteil, mit dem sie zuerst ziemlich vereinzelt gestanden, allmählich allgemeine Geltung fand[1]). Mit C. F. Meyer, dem

[1]) Betty Paolis Kritiken der Werke C. F. Meyers, die unsere Sammlung wiederholt, waren unseres Wissens die ersten, die dem Schaffen des Schweizer Meisters in Österreich gewidmet wurden. Die Angaben des Textes über Betty Paolis Briefwechsel mit C. F. Meyer verdanke ich freundlichen Mitteilungen von Fräulein Camilla Meyer, der Tochter des

sie persönlich nie begegnet war, kam es einige Male zu brieflichem Gedankenaustausch, in dem Betty Paoli ihrer eigenen Schöpfungen mit strenger Selbstkritik gedachte. Die Schärfe dieses Urteils überrascht nicht bei der Dichterin, die vor Jahren schon auf H. Lorms Anregung, eine Gesamtausgabe ihrer Werke zu veranlassen, antwortete: „Wem es nicht gelungen, seinem Jahrhundert durch seinen Geist eine neue Wendung zu geben, der soll nicht nach dem Ruhm einer Secunde streben." — — Auf denselben Ton stolzer Bescheidenheit sind ihre brieflichen, an C. F. Meyer gerichteten Bekenntnisse gestimmt.

„9. Mai 1883. . . . Sie ließen mir durch Baronin Ebner den Wunsch ausdrücken, meine Gedichte zu erhalten. Ich unterwerfe mich Ihrem Willen, doch kann ich mich eines Gefühls von Beschämung nicht erwehren, indem ich die köstlichen Spenden, die ich Ihnen verdanke, in so unzureichender Weise erwidere. Sie dürfen mir dieß aufs Wort glauben — es gibt keinen unversöhnlicheren Feind der Phrase und Affectation, als ich bin. Nehmen Sie es buchstäblich, wenn ich Ihnen sage, daß ich an meinen Gedichten, vielleicht mit Ausnahme des letzten Bandes, jetzt keine Freude mehr habe. Mein Wesen und meine Anschauungen haben sich im

---

Dichters, in Kilchberg, Dr. Otto v. Fleischl-Marxow in Rom, und Privatdozent Dr. A. Schaer, Zürich.

Laufe der vielen Jahre dermaßen verändert, daß ich mich in meinen früheren Gedichten nicht wieder erkenne; ich lese sie, als wären sie von einer anderen Person (lese sie übrigens nur ungern und wenn eine unvermeidliche Correctur mich dazu nöthigt) und staune über die ungeheuere Anmaßung, die darin liegt, sich so als Mittelpunkt der Welt zu betrachten, zu glauben, daß man ein ganz eigenes, von dem aller Andern verschiedenes Schicksal habe. Ich war eben sehr jung, sehr unerfahren und die Leidenschaftlichkeit meiner Natur war durch keine vernünftige Erziehung auf höhere, allgemeine Ziele hingelenkt worden. So präsentire ich mich denn als ein wirkliches, aber schlecht verwerthetes Talent, das unter günstigeren Bedingungen weit Besseres hätte leisten können, so aber im ganz Persönlichen stecken blieb. Nach diesem Bekenntniß werden Sie begreifen, daß mir vor dem Eindruck bangt, den diese, so ganz vom lieben Ich beherrschten Gedichte gerade auf Sie den Allfühlenden machen werden. Genug, ich thue nach Ihrem Willen — von anmaßender Eitelkeit ist wirklich nichts dabei. . . .“

Meyers denkwürdige Antworten lauteten: „Verehrte Frau! Für das gewünschte Geschenk Ihrer Dichtung danke ich aufs herzlichste. Ich werde langsam und in Stimmung lesen. Beim ersten Hineinblicken etwas Schönes gefunden (ein Brautpaar). Auch in die Jugendgedichte habe ich geblickt, ich bitte Sie, diese sind in

ihrer leidenschaftlichen Befangenheit ja gerade die schönsten. Ich schreibe Ihnen wohl bald eine Zeile über das Ganze, wie ich es vermag. Ich wünsche völlige Genesung. Der Ihrige

C. F. Meyer.

Pfingsten 1883.

Verehrtes Fräulein! Jetzt nach Sonnenuntergang unter den Bäumen, lesen sich Ihr. Gedichte sehr gut. Das Anziehendste den individuellen Zug vorbehalten, führen mich die Ihrigen in die Tage Herweghs, Lenaus, Becks zurück, welche ich ja auch erlebt habe. Mir ist überhaupt ich hätte schon mehrmals gelebt. In diesem Leben, verehrungsvoll

C. F. Meyer.

25. Mai 1883."

Unbegrenzte Hochschätzung der Gaben C. F. Meyers hatte Betty Paoli nicht gehindert, Zweifel über Einzelheiten in einer seiner Novellen auszusprechen; ihren brieflich vorgebrachten Bedenken entgegnete er mit folgenden Erklärungen über den Heiligen: „Verehrte Frau! Haessel hat mir Ihre Zeilen mitgetheilt, Ihre Sympathie hat mir sehr wohl gethan, wenn ich auch das Lob in dieser Ausdehnung natürlich zurückweisen muß. Ich kann es nicht unterlaßen, Ihnen in Kürze zu sagen, was durch die Einrahmung der Novelle wie mir scheint, gewonnen wurde, freilich um den Preis der Unwahrscheinlichkeit einer circa 3 Stunden

langen Sitzung, obwohl sich sagen läßt, daß zwei Alte lange beim Wein sitzen können. 1. Ein idyllischer Rahmen für eine harte und grausame Geschichte. 2. Energische Angabe des Kostüms durch ein lebendiges Stück Mittelalter, ich meine den Armbruster mit seinem Vorleben und seinen Raisonnements. 3. Schiebung der von mir an der Geschichte verübten Frevel auf das schwache Gedächtniß eines alten Mannes. 4. Die Hauptsache, Beglaubigung durch einen Augenzeugen des rein aus meinem Gemüte gehobenen und in der Wirklichkeit schwer ein Analogon findenden Charakters des Heiligen.

Grüßen Sie mir Laube, den ich lange her sehr hoch halte, ja geradezu lieb habe, ohne ihn zu kennen. Und empfangen Sie noch einmal meinen Dank für Ihre Güte. Ihr

Ferd. Meyer.

Kilchberg bei Zürich, 19. April 1880."

Mit welcher Gewissenhaftigkeit Betty Paoli diese Erklärungen Meyers überlegte, zeigt ihr folgendes, an dessen Verleger H. Haessel gerichtetes Schreiben.

„Wien, 3. November 1881.

Geehrtester Herr!

Durch unseren gemeinsamen Freund, Dr. Laube, erfuhr ich, daß Sie sich vor einiger Zeit nach mir er=

kundigt und nebenbei gefragt haben, ob ich denn nicht mehr schreibe. Vermutlich wurde diese Frage durch das Schweigen hervorgerufen, das ich über C. F. Meyers „Der Heilige“ beobachtete. Ich bin Ihnen darüber eine Erklärung schuldig und will sie Ihnen hier geben.

Bei der ersten Lektüre überwältigte mich die in Rede stehende Novelle ganz und gar. Ich war von der großartigen Behandlung des mächtigen Stoffes geradezu hingerissen, und schrieb in diesem Sinne eine Rezension, welche der Redakteur der Wiener Allgemeinen Zeitung aufzunehmen bereit war. Bevor sie aber noch zum Druck gelangte, las ich das Buch ein zweites und drittes Mal, dachte viel darüber nach und nun stiegen mir Zweifel auf, deren Lösung ich mir direkt von Meyer erbat. Meiner Empfindung nach wird uns der Charakter der Hauptperson von dem Augenblick an, in welchem die Handlung auf ihren Gipfelpunkt gelangt ist, undeutlich und unklar. Wir erhalten kein anschauliches Bild von den Seelenvorgängen, die Thomas bewegen nach dem ungeheuren Leid, das der König ihm zugefügt hat, noch bei diesem auszuharren, und unwillkürlich geraten wir auf die Vermutung, es geschehe nur, um Gelegenheit zur Rache zu finden. Ist dem aber so, so können wir in der Askese, der er sich, sobald er Primas geworden, ergibt, nur einen diplomatischen Schachzug erkennen, umso mehr, als die

Umkehr eines Freidenkers wie Thomas zur kirchlichen Frommgläubigkeit als ein Ding der Unmöglichkeit betrachtet werden muß. Hier ist in dem bis dahin so meisterhaft gezeichneten Charakter ein Bruch, der sich nicht ausgleichen läßt.

Ich schrieb an Meyer und legte ihm die Punkte dar, an welchen ich Anstoß nahm; er antwortete mir in liebenswürdiger aber leider nicht in befriedigender Weise, und da ich mir nun gar nicht mehr zu helfen wußte, zog ich mein Manuskript zurück. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, über das Werk eines Schriftstellers, dessen geistige Macht und Bedeutung von niemand begeisterter anerkannt werden kann als von mir, einen Tadel auszusprechen, und ebenso wenig wollte ich mein Gewissen beschweren, indem ich mit dem, was mir wahr schien, hinter'm Berge hielt. Hier haben Sie den Verlauf der ganzen Angelegenheit, die mich vielfach bedrängt und mir schwer auf dem Herzen gelastet hat, schwerer als richtig und vernünftig war, denn Meyer bedarf wahrlich meines Lobes nicht. Seine Größe ist so imponierend, daß sie schließlich allgemein anerkannt werden muß, es kommt nur auf ein Früher oder Später an, sein endgiltiger Sieg über alle Mitstrebenden ist unzweifelhaft. Aber es wäre mir eine so große Freude gewesen, sein neuestes Werk ein makelloses zu nennen, und das war mir in dem gegebenen Falle unmöglich, wenn ich mir gegenüber wahr

sein wollte. Einen Tadel gegen Meyer vorzubringen, wäre mir wie eine freche Lästerung des größten, ja des einzigen Genies erschienen, das die Literatur der Gegenwart besitzt. Darum schwieg ich gänzlich.

Ich habe Ihnen nun meine Gründe dargelegt und hoffe, Sie werden dieselben billigen, ja mich bedauern, daß ich hier, wo ich so gern gesprochen hätte, mich zu dumpfem Schweigen entschließen mußte. Sagen Sie mir, wenn auch nur in zwei Worten, daß Sie meine Motive verstehen und meine Handlungsweise nicht mißbilligen.

Sie meiner aufrichtigen Hochachtung versichernd, verbleibe ich

Ihre

ergebenste

Betty Paoli."

Der letzte Brief, den Betty Paoly an C. F. Meyer richtete, ist ein unvergängliches Zeugnis ihrer hohen Kunstfreudigkeit und Seelengröße: „Wien, 10. Oktober 1886. Hochverehrter Herr! Dieser Brief soll Ihnen sagen, daß in weiter Ferne eine Ihnen persönlich Unbekannte den zwölften Oktober mit bewegtem Herzen und den innigsten Glückwünschen feiern wird. Es ist der Tag, an dem Sie der Welt geschenkt wurden, wenn irgend einer, verdient dieser festlich begangen zu werden. Was mich betrifft, so weiß ich wahrlich nicht wie ich Ihnen für all die edlen Genüße, die Sie mir

für und für bereitet haben, genug danken soll. Was mir in diesen letzten Jahren an innerer Erhebung und Befreiung zu Theil wurde, rührt fast nur von Ihnen her. Zu meiner Bewunderung für den großen Dichter gesellt sich die liebevolle Verehrung für den geistigen Wohlthäter. Ich bin alt, und wie es das Alter mit sich bringt, wohl auch krittlich; es kommt selten etwas vor, das mir reine Freude gewährte. Und nun sind Sie — gerade vor zehn Jahren — erschienen; aus Ihren Werken schöpfte ich den trostvollen Beweis, daß es nicht Stumpfsinn ist, was mich für die Erzeugnisse der neuesten Literatur gleichgiltig macht, und daß ich für das Ächte, Große, Vollendete auch heute noch die begeisterte Empfänglichkeit meiner Jugendzeit besitze. Immer wieder kehre ich zu Ihren Büchern zurück und mit stets erhöhter Freude daran, weil ich immer tiefer in ihre Eigenart eindringe. Nicht eine Zeile von dem, was Sie geschrieben haben, möchte ich missen, doch sind es vor Allem Ihre Gedichte, die mir's geradezu angethan haben. Sie begleiten mich überall hin, was eigentlich in so ferne überflüssig ist, als ich sie halb auswendig weiß, aber das Buch vor mir zu sehen, gewährt mir ein Wohlgefühl wie die Gegenwart eines Freundes. Ich finde das Höchste und Tiefste darin ausgesprochen wie sonst nirgends. Zu den alten Lieblingen, die ich gleich beim ersten Durchlesen in mein Herz schloß, gesellten sich fortwährend neue, jetzt endlich

erscheint mir das ganze Buch wie ein lebendiger Organismus, dessen Theile Alle gleichwertig sind. Durch Sie ward ich auch in meiner von jeher gehegten Ueberzeugung bestärkt, daß nur wer den Vers zu bemeistern vermag, im Stande ist, eine vollendet schöne Prosa zu schreiben .....“

Und noch einmal mußte sie im Alter erleben, was in der Jugend ihr Gemüt schmerzlich erschüttert hatte, daß der Dichtergeist, den sie vor allen verehrte, — dereinst Lenau, nun C. F. Meyer — vom Wahnsinn zerstört wurde.

Immer stärker lichteten sich die Reihen ihrer Freunde: Laube, seine Frau, Fanny Elßler, die Unverwüstliche, waren nicht mehr. Wie heiter schilderte Fr. Pecht sein Zusammentreffen bei Betty Paoli mit ihr, für die er vor 40 Jahren in Paris bewundernd geschwärmt und über deren Erscheinung die Zeit keine Macht zu haben schien, da er beim Wiedersehen die schöne Frau für ihre eigene Tochter hielt! — Die Dichterin bekam als Vermächtnis ein Päckchen Briefe — sie waren von Gentzens Hand und sprachen von seiner letzten Liebe. — Betty Paolis Meisterschaft ordnete sie zum wehmütig reizenden Bilde und versuchte mit fein charakterisierenden Strichen die Rätsel dieser Neigung zu deuten — wer durfte das eher wagen als sie, deren Erinnerung zurückreichte bis in die vergangenen Tage, deren

Freundschaft mit Fanny ein Menschenalter gewährt hatte. Außer einigen unbedeutenden Billetts hat sie ein kleines Gedicht ungedruckt gelassen, das für die Beteiligten so bezeichnend ist, daß es dennoch verdient, hervorgeholt zu werden. Die bisher nicht veröffentlichten Verse von Gentz an die Geliebte lauten:

„Wie still am Rand der wilden Felsen-Quelle
In linder Luft die stolze Rose blüht,
Indeß ihr Bild im Strom der raschen Welle
Unruhig schwankt und auf und nieder flieht:
So strahlst auch du in wunderſel'ger Helle
Mit klarem Sinn und friedlichem Gemüth;
Doch stürmisch regt die Flut in meinem Herzen
Sich um dein Bild, in Sorge, Wehe und Schmerzen."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie sind nun alle zur Ruhe eingegangen, die als Denker und Dichter, als Kämpfer und Rufer im Streite, jene ferne große Zeit beherrschten und auf Mit- und Nachgeborene bestimmenden Einfluß geübt haben. Zu ihnen gehört Betty Paoli. Auch ihr Lebenswerk war nicht vollendet mit ihrem letzten Atemzuge, so bescheiden auch die Grabschrift lauten mag, die sie Jahrzehnte lang vor ihrem Tode verfaßt hat und die nun auf ihrem Denkstein steht:

„Die hier im dunkeln Grabesschoße ruht,
Nach langen Kampfes Mühsal und Beschwerde
Wie jedes andre arme Kind der Erde
War sie ein Doppellaut von Schlimm und Gut.

Nichts unterschied sie von der großen Schaar
Behaglich athmend in der Lüge Brodem,
Als daß die Wahrheit ihrer Seele Odem,
Und daß getreu bis in den Tod sie war." — —

In der dritten Morgenstunde des 5. Juli 1894 hatte sie nach qualvoller Krankheit ausgelitten und es mochte eine Weile scheinen, daß auch für sie die Stunde unmittelbar nach Sonnenuntergang dunkel und kühl wurde. Allein ihr selbst gilt nicht minder das Wort, das sie dereinst für Annette v. Droste-Hülshoff ausgesprochen hat: „Deutsches Volk, bist du so reich, daß Du an Schätzen, auf die jede andere Nation mit freudigem Stolz hinweisen würde, achtlos vorübergehen magst?" — —

Um ihre, auf die Dauer nicht zu verdunkelnde Geltung als größte lyrische Dichterin Österreichs ist den Kennern ihrer Schöpfungen nicht bange. Sie selbst hat aber wohl gewußt, warum sie letztwillig eine Auswahl ihrer prosaischen Schriften verfügte. Über das Grab hinaus wünschte sie Zeugnis abzulegen für seltene Naturen, bedeutende Geister und künstlerische Größen, die ihr besonders ans Herz gewachsen waren.

Das Ehrenmal, das sie derart anderen aufzurichten gedachte, muß neuen Anteil wecken für die Tüchtigkeit ihres Wesens, die Klarheit ihres Blickes, den Reichtum ihres Wissens. Zeigt doch die flüchtigste Prüfung ihrer kleinen Schriften zur Literatur und

Kunst ein so imponierendes Bild ihres Charakters, eine so ungewöhnliche Ruhe und Reife des Urteils, daß ihre herkömmliche, einseitige Würdigung als leidenschaftliche lyrische Dichterin dadurch eine, für das abschließende Urteil unerläßliche Ergänzung erfährt.

In allen Drangsalen ihrer Lebenskämpfe und Arbeitsmühen hat sie stets ihre Künstlerpflicht im Auge behalten und selbst im harten Tagesdienst der Zeitungsfron redlich den Lobspruch des Fürsten Friedrich Schwarzenberg verdient, der damit die größte Anerkennung spendete, die der „Lanzknecht“ für irgend jemanden bereit haben konnte: — sie stand tapfer wie ein braver Soldat auf ihrem Posten.

Wien, Ostern 1908.

Helene Bettelheim-Gabillon.

Inhaltsverzeichnis.

Betty Paolis Aufsätze.

Zur Literatur.

h*



Annette v. Droste-Hülshoff.

1. Gedichte von Annette v. Droste-Hülshoff.

(„Wiener Lloyd". November 1852.)

Wenn ich mich nicht sehr täusche, liegt eines der Hauptgebrechen der Kritik, wie sie in unseren Tagen geübt wird, und ein Mitgrund ihres geringen Einflusses darin, daß sie, statt ihre Aufmerksamkeit ausschließlich dem im guten oder im bösen Sinne Hervorragenden zuzuwenden, sich mit jeder Bagatelle beschäftigen zu müssen glaubt, wenn es nur neu ist. Erfaßte sie die Würde ihres Berufes, so würde sie das Gewöhnliche, Unbedeutende, klanglos zum Orkus hinabsteigen lassen und ihre wahre Sendung allein erkennen, ein Dolmetsch zu sein zwischen dem Genius und den Massen, eine Stimme, die das irregehende Talent zurechtweist, eine mutige Hand, die dem Schlechten und Verwerflichen den gleißenden Mantel, womit es seine ekle Blöße bedeckt, abreißt, um der Welt zu zeigen wie sich hinter all diesem Flitter erlogener Genialität nichts

berge als Moder und Fäulnis; mit einem Worte: sie würde sich bloß mit solchen Werken beschäftigen, die dem Geschmack des Publikums entweder als Leuchte oder als Warnungstafel dienen können. Von dem Alltäglichen, Mittelmäßigen würde sie nur in jenen Fällen Notiz nehmen, wo es von einer Partei, gleichviel von welcher, deren Tendenzen es entspricht, auf dem Schilde emporgehoben wird, um anderen als literarischen Zwecken zu dienen. Dann ist es an der Zeit dem Zwerg die Stelzen, auf denen er herumstolziert, abzuschnallen und ihn auf sein wahres Maß zurückzuführen; in jedem anderen Falle ist es mindestens unnütz, mit Speeren und Spießen gegen das Unbedeutende auszuziehen, statt es in sein eigenes Nichts versinken zu lassen. Wozu Werke besprechen, die vergessen sein werden, ehe noch das Urteil darüber ins Publikum gelangt? Wozu diesen Ephemeriden eine Leichenrede halten, die länger dauert als ihr flüchtiges Dasein? Wäre es nicht besser, das Neue, das nicht wahrhaft, nämlich geistig neu, unbeachtet zu lassen und die öffentliche Aufmerksamkeit lieber auf Werke hinzulenken, denen zur Zeit ihres Erscheinens die verdiente Anerkennung nicht zuteil ward? Dieser Ansicht folgend, lasse ich so manches mit der Jahreszahl 1852 prunkende Buch unbesprochen liegen und greife nach Annette von Drostes Gedichten.

Im Jahre 1844 erschien dieses Buch in Cottas

Verlag; des größten Erfolges würdig, fand es nicht einmal die Verbreitung, die der Einfluß des Verlegers den aus seiner Offizin hervorgegangenen Produkten von ungleich geringerer Bedeutung zu verschaffen pflegt. Zum großen Teil mag dies den Zeitverhältnissen zugeschrieben werden: es war gerade der Moment, wo die politische Poesie am üppigsten wucherte und die echte verdrängte. Mochte ihre Würze auch das Erzeugnis der verdächtigsten Ingredienzien sein, sie war dem Publikum nur um so mehr zu Kopf gestiegen, sein an Kognak und Grog gewöhnter Gaumen fand keinen Geschmack mehr an dem jenes Fuseldurftes entbehrenden Wein lauterer Poesie. Selbst der Name der Verfasserin nahm viele jener freien Geister, die es nicht zu ertragen vermögen, daß man anderer Meinung sei als sie, schon im voraus gegen sie ein. Einem alten Adelsgeschlecht des streng katholischen Westfalens entsprossen, was konnte sie anderes bringen als Anschauungen und Gefühle, die man verrottet zu nennen beliebte? — Die Richtung, die man a priori bei ihr voraussetzte, hielt die meisten ab, von den Gedichten selbst Kenntnis zu nehmen, um sich zu überzeugen, inwieferne ihr Vorurteil begründet war oder nicht. Hiezu kam noch, daß man namentlich in jener Zeit, um durchzugreifen, von irgend einer literarischen Clique gestützt werden mußte. Es ließe sich ein interessantes Buch darüber schreiben, wie die meisten Berühmtheiten jener Tage entstanden

sind oder vielmehr wie sie gemacht wurden. Annette v. Droste, zu stolz um auf die papierenen Kränze, die der Journalismus verteilt, Gewicht zu legen, gleichzeitig gegen jede provozierte Anerkennung im Gefühle ihres Wertes sich von jeder literarischen Koterie fernehaltend, ward übersehen und ihre Richtungen blieben ungekannt. Darüber brach das Jahr 1848 herein; der stürmevolle Frühling desselben Jahres sah die Dichterin von der Erde scheiden. Levin Schücking, ihr Freund und Landsmann, widmete ihr einen tiefempfundenen Nachruf, aber ihr Volk ahnte nicht, was es an ihr besessen, in ihr verloren hatte. Deutsches Volk! bist du so reich, daß du an Schätzen, auf die jede andere Nation mit freudigem Stolz hinweisen würde, achtlos vorübergehen magst? Oder bist du so wahnbefangen, daß nur der Flitter dich blendet, nur der Glast dich besticht?

Das Buch zerfällt in verschiedene Abteilungen; die erste derselben trägt die Überschrift: „Zeitbilder". Bereitwillig geben wir zu, daß die Partei, die schon in dem Namen der Dichterin ein böses Omen erblickte, sich in ihrem Verdachte nicht getäuscht hat: in der Tat sind diese Gedichte von einem Geiste durchweht, der mit dem Zeitgeist nicht das Geringste gemein hat. Nicht als ob sie etwa aus einer Galerie jener mit erkünstelter Naivetät und konventioneller Wehmut ausgeführten Heiligen- und Ritterbilder beständen, wie wir sie in der schwäbischen Schule so häufig finden; —

niemand kann von der Beschränktheit einer solchen Auffassung freier sein als unsere Dichterin. Einzelne dieser Gedichte sind von einer Kraft und Größe, andere von einer Anmut und Lieblichkeit, die einen Maßstab für den Umfang dieses außerordentlichen Talents geben; aus allen aber spricht nicht die weichliche Klage um versunkene, unmöglich gewordene Zustände, sondern die brennende Sehnsucht nach dem Wiedererwachen jener ewigen Ideen des Rechts und der Wahrheit, ohne welche noch keine Zeit und kein Volk Großes zustande zu bringen vermochte. Eine die Anschauungsweise der Verfasserin charakterisierende Stelle finde hier ihren Platz:

„Den Wurm, der im geheimen schafft,
Den nackten, kalten Grabeswurm,
Ihn tötet nicht des Armes Kraft
Noch euer toller Liedersturm.
Ein frommes, keusches Volk ist stark,
Doch Sünde zehrt des Landes Mark;
Sie hat in deiner Glorie Bahn,
O Roma! langsam dich entleibt,
Noch steht die Säule des Trajan
Und seine Kronen sind zerstäubt!“

In den „Haidebildern“ schildert die Dichterin die Eigentümlichkeit ihrer westfälischen Heimat, an der sie mit kindlicher Treue hängt; sie zeigt uns die gelbliche Steppe, den Föhrenwald, der sich als dunkler Strich an ihrem Rande hinzieht, den Weiher mit seinen bunten

Wasserpflanzen, das matte Blau des Himmels, der sich über das Ganze wölbt. Der charakteristische Reiz dieser Gedichte besteht aber noch weit mehr als im getreuen Schildern, in der ich möchte sagen historischen Auffassung der Natur, die sich in ihnen ausspricht. Namentlich in einem derselben, „die Mergelgrube", ist das rastlose Werden und Vergehen, das Zehren des Lebens an sich selber auf erschütternde Weise zusammengefaßt. — Von gleicher Bedeutsamkeit sind „der Hünenstein" und „die Krähen". Das letztgenannte Gedicht zeigt uns eine Schar dieser Vögel, die ihr Sandbad nimmt; eine schwatzhafte alte Krähe hebt an dem jungen Volk zu erzählen, was sie im Laufe ihres langen Lebens an sich vorübergehen sah. Ihr Lieblingsheld ist Christian von Braunschweig, und ihr merkwürdigstes Erlebnis die Schlacht, die er bei Loën (1623) gegen Tillys Macht verlor. Auf einem Galgen sitzend, war sie Zeugin des Gefechts gewesen; sie schildert den „tollen Herzog" und preist, wie ritterlich und kühn all seine Gebahren:

„Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,
Da standen seine Landsknecht' auf den Füßen!
Wie Speere, solche Blicke konnt' er schießen."

Zur Schilderung der Schlacht übergehend, malt sie das grausige Bild aus wie die Kanonen das Hirn der Kämpfer zu Brei fuhren, die Granate am sandigen

Grund hinlief, verendende Rosse auf dem Boden sich wälzten und wie mancher Totwunde

. . . . „noch einen Stich versucht
Als über ihn der Bayer weggeflucht.
Noch lange hatten sie getobt, geknallt!
Ich hatte mich geflüchtet in den Wald;
Doch als die Sonne färbt der Föhren Spalten,
Ja, welch' ein köstlich Mahl ward da gehalten!
Kein Geier schmaust, kein Weihe je so reich!
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,
Das gab ein Hacken, Picken, Leich' auf Leich' —
Allein der Halberstadt war nicht darunter:
Nicht kam er heut, noch sonst mir zu Gesicht,
Wer ihn gefressen hat, ich weiß es nicht."

Als die Scheherazade verstummt, streckt ein Krähengreis den Kopf; seine Erinnerungen reichen noch weiter hinauf in eine ferne Vergangenheit. Er erzählt von jener grauen Zeit:

„Als Ritter mit dem Kreuz gefahren
Und man die Münster hat geweiht."

Am Kirchenfenster herumflatternd, war er einst Zeuge von der Einkleidung einer Nonne gewesen. Es kann nichts Lieblicheres geben als die Schilderung dieser Szene, wie die Eltern der Himmelsbraut dastanden, der Vater aufs Barettlein in seiner Hand, die Mutter auf das Paternoster starrend.

Ehrbar, wie bronzen sein Gesicht —
Und aus der Mutter Wimpern glitten
Zwei Tränen auf der Schaube Mitten,
Doch ihre Lippe zuckte nicht.

Und sie in ihrem Sammetkleid,
Von Perlen und Juwel umfunkelt
Bleich war sie, aber nicht von Leid,
Ihr Blick doch nicht von Gram umdunkelt.
So mild hat sie das Haupt gebeugt,
Als wollt' auf den Altar sie legen
Des Haares königlichen Segen —
Vom Antlitz ging ein süß Geleucht.

Ihr Anblick hat sein armes Krähenherz so überwältigt, daß er von nun an nicht mehr aus der Nähe des Klosters wich. Wenn sie durch den Kreuzgang schritt, flog er ins Quadrum hinab, zum Scheine nach einem Regenwurm suchend. Magnetisch hält ihn ihre teure Nähe gefangen, und als nach manchem Jahre die Leiche der „heiligen Frau im Ordenskleide“ ins Quadrum gebracht wurde, blieb es sein bittersüßes Glück durch ein Loch am Kirchende ins Gewölbe zu schauen. Da sitzt er noch oft im Dämmergrau, sie betrauernd, die hold war wie keine Krähenfrau.

Der neue Toggenburg schweigt. Da schnarrt über ihnen die Stimme eines uralten Raben, der bisher stumm auf einem Fichtenaste saß. Was kümmern ihn diese Geschichten aus der Neuzeit, ihn, der noch von

Teut und Thor hörte und Hünen bestatten sah? Er will Kunde geben von jenen Tagen, doch krächzend

„hebt sich die Schar und klatscht entlang den Hügel.
Der Rabe blinzt, er stößt ein kurz Geächz,
Die Federn sträubend wie ein zorn'ger Igel;
Dann duckt er nieder, kraut das kahle Ohr,
Noch immer schnarrend von Teut und Thor". —

In „Scherz und Ernst", in den Gedichten vermischten Inhalts möchte ich besonders jene hervorheben, in denen sich ein aus tief schmerzlichen Erfahrungen hervorgegangener Humor ausspricht. Was uns hier entgegentritt, ist nicht die tolle Mercutiolaune wüster Selbstironie, kein kokettes durch Tränen Lächeln, sondern eine Heiterkeit voll kräftiger Frische und reicher Liebesfülle, die höchste Blüte eines zu versöhnender Erkenntnis hindurchgedrungenen Geistes, das leuchtende Siegeszeichen eines erschütterten, aber unbezwungenen Herzens. Wie groß die Kämpfe gewesen sein mögen, die Annette v. Droste in sich zu bestehen hatte, können wir nur der abgeklärten Ruhe und heiteren Festigkeit entnehmen, mit der sie jetzt dem Leben ins Auge blickt, ohne Trotz und ohne Furcht, wie es nur jene vermögen, die ihre Kraft kennen lernten. Man muß ein sehr scharfes Auge besitzen oder sehr viel gelitten haben, um zu verstehen, aus welchem dunklen, mit Tränen getränkten Grund diese Blumen hervorgesproßt; die Dichterin selbst spricht nicht davon; stolz und schamhaft

verschmäht sie es, die Wunden, die ihr das Leben schlug, zu enthüllen. Man kann sich nichts Individuelleres denken als diese Gedichte und doch wieder nichts, das weniger persönlich wäre. Darin liegt die Macht, die sie wie eine Stimme der Menschheit selbst zu unserm Herzen sprechen läßt.

Auf gleicher Höhe mit dem Übrigen stehen die Balladen; einigen von ihnen verleiht der dem Genius der Dichterin innewohnende dämonische Zug noch einen eigentümlichen schauerlichen Reiz. Außerdem ist sie Virtuosin im Schildern; wenn sie uns durch die alten Hallen führt, glauben wir den feudalistischen Schmuck an den Wänden, die Greifenklaue am Marmortisch, das in der Fensternische flatternd rollende Banner zu erblicken.

„Und der Vers?" höre ich fragen, „ist er melodiös, weich, musikalisch?" Nein, das ist er nicht, aber großartig, charakteristisch, voll tiefster Übereinstimmung mit dem, was er ausdrücken soll, der Leib des Gedankens, nicht sein Kleid. Die Sprache der Droste ist kein buntes Edelsteinchen mit tausend künstlich geschliffenen Facetten, sie ist ein im eigenen Lichte glänzender Solitair.

Werden meine schwachen Worte diesem an köstlichen Inhalt überreichen Buche neue Freunde verschaffen? Ich wünsche es aus tiefster Seele. Nicht um der Dichterin willen, die irdischer Anerkennung nicht

mehr bedarf, sondern weil ich darin ein trostvolles Zeugnis finde, daß der Sinn für das Große, Edle, Echte in meinem Volke noch lebendig wohnt.

2. Annette v. Droste-Hülshoff. Ein Lebensbild von Schücking.

(„Constitutionelle Oesterreichische Zeitung". Januar 1862.)

Börne bemerkt irgendwo, man solle nicht zu hart gegen die arme Lüge sein, sie habe doch nur vierundzwanzig Stunden zu leben. Man wäre fast versucht, unbedeutenden geistigen Produkten gegenüber gleiche Milde anzuempfehlen; ihr Dasein ist so kurz, daß man es ihnen nicht verkümmern sollte. Sie sinken mit der Tageswelle, die sie emportrug und keine Spur bleibt von ihnen zurück. Ihnen mit Ernst zu Leibe gehen, heißt mit Kanonenkugeln auf Seifenblasen schießen. Wartet nur eine kurze Weile, sie werden schon von selbst platzen. Wozu sich abmühen, um die Nichtigkeit gewisser Poetlein darzutun, die durch glückliche, nicht immer zufällige Umstände begünstigt, sich auf einen Platz gedrängt haben, der ihnen nicht gebührt? Es ist nicht nur bequemer, sondern auch klüger, das Richteramt über sie der Zeit zu überlassen, deren Hauch das Nichtige verweht und das Große verklärt. Was ist von so vielen Versen übrig geblieben, denen es zur Zeit ihres Erscheinens an Beifall nicht fehlte, die in nied-

licher Miniaturausgabe auf dem Bücherbrett eleganter Damen lagen und um so lieber gelesen wurden, je geringere Anforderungen sie an den Leser stellten? Niemand weiß mehr von ihnen, sie sind als wären sie nie gewesen. Wer wäre so grausam, ihnen ihren flüchtigen Erfolg zu mißgönnen, oder so töricht ihnen vorzuwerfen, sie hätten das Große verdrängt. Das Große läßt sich nicht erniedrigen; es kann eine Weile unerkannt bleiben, aber sein Tag muß kommen und der Sieg ist ihm gewiß. Wir erleben es jetzt: während so manche „gesinnungstüchtigen“ oder „liebenswürdigen“ Poeten, von denen vor zwei Dezennien, ja selbst in minder ferner Vergangenheit viel Redens und Rühmens war, heute ganz und gar vergessen sind, verbreitet sich allmählich der Ruhm der größten deutschen Dichterin, deren Stimme, wenn auch lange überhört, endlich siegreich durchgedrungen ist, ein Herold der eigenen Herrlichkeit.

Ich habe vor längerer Zeit ein literarisches Charakterbild der Droste zu geben und die Ursachen zu erklären versucht, welche der unmittelbaren und allgemeinen Wirkung dieses außerordentlichen Geistes hindernd im Wege standen. Es scheint, daß jene Ursachen, die zum großen Teil äußerlicher Natur waren, nach und nach ihre Hemmkraft verloren haben, denn die Werke der Droste, die früher nur ein kleiner Kreis von Wissenden, möchte ich sagen, im

Herzen trug, finden mehr und mehr Verbreitung, wie die neu erschienene Auflage der „Gedichte“ beweist der vor nicht langer Zeit eine zweite Auflage der religiösen Dichtungen „Das geistliche Jahr“ voranging. Es ist ein später Sieg, an dem sich das längst zu Staub zerfallene Herz der Dichterin nicht mehr ererfreuen kann; wohl aber mögen wir uns freuen, daß das deutsche Volk endlich zur Erkenntnis des Schatzes gelangt ist, für den es allzu lange blind war.

Mit gutem Grund hat Levin Schücking diesen Zeitpunkt abgewartet, um dem Publikum die innere und äußere Lebensgeschichte der Dahingeschiedenen mitzuteilen. Gewiß war er vor Vielen befähigt, diese Aufgabe zu lösen: seit seinen Knabenjahren kannte er die Dichterin, die freundlich ruhige Unbefangenheit, mit der sie, die wohl um siebzehn Jahre ältere Frau, ihm gegenüber stand, ließ ihn manchen tiefen Einblick in die Schätze tun, die sie sonst der Welt lieber verbarg als zeigte und manche ihrer Besonderheiten nur ihm durch die Rasseneigenheiten des Stammes verständlich, dem er so gut wie sie angehörte. Das letztere Moment darf bei einer Schilderung der Droste nicht übersehen werden; trennt man sie von dem Boden, auf dem sie aufwuchs, so bleiben viele charakteristische Züge ihres Wesens und ihrer Dichtung unerklärt. Es ist eine leere Phrase, wenn man behauptet, die auserlesenen Geister, die Künstler und Dichter hätten kein spezielles Vater=

land, ihr Vaterland sei die Welt und was dergleichen schöne Worte mehr sind. Ihre Wirkung freilich erstreckt sich über die Welt, doch ist ihnen deshalb nicht minder das Gepräge ihrer irdischen Heimat deutlichst aufgedrückt, und vielleicht ist es gerade dies, was ihnen neben ihrer allgemein menschlichen Bedeutung zugleich auch den Reiz des Konkreten verleiht. In diesem Reize spiegelt sich das individuelle Leben der Völker und Volksstämme und mit ihm die unendliche Mannigfaltigkeit der Welt.

In anmutig einfacher Weise schildert Levin Schücking seine erste Begegnung mit der Droste, ihre äußere Erscheinung, ihre Umgebung und die Verhältnisse, in denen sich ihr Leben in stiller Gleichförmigkeit hinspann. Ihre Familie gehört zu den alten Adelsgeschlechtern Westfalens und hat manche ausgezeichnete Mitglieder aufzuzählen. Annettens Mutter war eine Schwester des auf dem Gebiet der Länderkunde hochverdienten Freiherrn von Haxthausen. Zu Hülshoff, dem alten Stammsitz der Familie, wurde Annette Elisabeth v. Droste als das zweite Kind ihrer Eltern im Jahre 1797 geboren und hat dort gelebt, bis sie nach dem 1826 erfolgten Tod ihres Vaters mit ihrer Mutter den Witwensitz Rüschhaus bezog. Sie war von ungemein zarter Konstitution, in der die Nerventätigkeit überwiegend vorherrschte; um diese letztere herabzustimmen, hielt man es für angemessen, bei ihrer Er-

ziehung eine gewisse, jede Exzentrizität im vorhinein unterdrückende Strenge vorwalten zu lassen. Gründlicher Unterricht in wissenschaftlichen Gegenständen sollte zur Erreichung dieses Zweckes mithelfen. Annette nahm an den Lehrstunden ihrer Brüder teil und erwarb sich manche Kenntnisse, die Frauen fremd zu bleiben pflegen. Auch das bedeutende musikalische Talent des Kindes ward nicht vernachlässigt. Schon frühe regte sich die dichterische Gabe. Die erste poetische Entwicklung der Droste fiel in jene schwächlich sentimentale Zeit, die bewundernd zu Salis und Mathisson aufblickte und in Ernst Schulzes „die bezauberte Rose“ des Evangelium der Poesie verehrte. Es konnte nicht fehlen, daß Annette diese Meister, die sich ihr überall aufdrängten, nachahmte. Schücking teilt ein Fragment aus einem größeren Gedichte mit, das sie in ihrer Jugend schrieb; es zeigt uns das Talent der Droste, dessen Stärke eben in seiner strammen Objektivität liegt, auf falscher Fährte, doch begegnet man selbst hier einzelnen Stellen, die für die Gestaltungskraft der jugendlichen Dichterin ein glänzendes Zeugnis ablegen.

Ihr Leben im Vaterhause wird uns von Annette v. Droste selbst in unvergleichlicher Weise geschildert, und zwar in einem Bruchstücke, das Schücking ihrem schriftlichen Nachlasse entnahm, um es in dieses Buch einzuschalten. Mit einem staunenswerten Schilderungstalent entwirft sie darin ein Bild der Umgebung, in

der sie aufgewachsen ist und unter der sie den größeren Teil ihres Lebens zubrachte. Auch ihr eigenes Porträt ist darin mit einer Klarheit und Festigkeit gezeichnet, welche die Ähnlichkeit verbürgen. Gewöhnlich lebte die Familie auf dem Lande, und wenn hie und da ein Ausflug gemacht wurde, überschritt er nicht die Grenzen der Heimat. Erst, als Annette infolge eines schmerzlichen Anlasses in eine Melancholie versank, welche den Arzt auf eine Ortsveränderung bringen ließ, kam sie mit der Welt in Berührung. Sie brachte mehrere Winter in Cöln und dann in Bonn zu und erhielt, namentlich in dem letzteren Ort, der damals einen geistig hochbedeutenden Kreis beherbergte, den Abschluß ihrer Jugendbildung.

Mit Recht weist Schücking darauf hin, wie gerade in jenen Jahren in der Literatur ein erfrischendes, belebendes Element sich Bahn zu brechen begann. Es erstand die deutsche historische Schule; der Einfluß Walter Scotts gesellte sich hinzu, um die konventionelle Anschauung der Vergangenheit durch eine richtigere zu verdrängen. Es ist nicht schwer den Eindruck zu ermessen, den diese Umstimmung in Annette hervorrufen mußte; es mag ihr gewesen sein, als würde sie erst jetzt in ihr richtiges Element versetzt. Sie sah die Wahrheit, die sie im Leben vor allem liebte und ehrte, nun auch in der Dichtung auf den Thron erhoben. Um jene Zeit schrieb sie das „Hospiz auf dem St.

Bernhard", dem bald „Des Arztes Vermächtnis" und „Die Schlacht im Loener Bruch" folgen.

Nebst diesen epischen Gedichten war im Laufe der Zeit auch eine Anzahl lyrischer entstanden und dringenden Aufforderungen nachgebend, entschloß sich Annette zur Veröffentlichung des kleinen Bandes. Er erschien im Jahre 1837 zu Münster unter dem Titel: „Gedichte von A. E. v. D. H." Der Erfolg war ein sehr bescheidener. Es darf nicht befremden, daß in einer Zeit, in der das junge Deutschland eine Art literarischer Hegemonie ausübte, die Gedichte der Droste nicht durchdringen konnten. Doch auch davon abgesehen, hätte es eines besonderen Glücksterns bedurft, um der in einer entlegenen Provinzhauptstadt, unter dem Schleier der Anonymität erschienenen Sammlung Geltung zu verschaffen.

Die Dichterin selbst nahm, wie uns Schücking versichert, diesen Nichterfolg mit philosophischem Gleichmut hin, wie sie denn überhaupt in der ruhigen Kraft und Hoheit ihres Wesens sich um den Beifall oder Tadel der Welt nie weit gekümmert zu haben scheint.

Schon früher war Annette in ihre Heimat zurückgekehrt. Ihre ältere Schwester hatte sich mit dem Reichsfreiherrn von Laßberg verheiratet und war mit ihm nach der Schweiz gezogen: die Mutter machte Reisen dahin, welche sie mitunter für Jahresfrist ferne hielten. So war das stille Rüschhaus noch stiller ge-

worden; nichtsdestoweniger harrte Annette aus eigener Wahl dort aus. Die Schilderung ihres Lebens auf dem einsamen Edelsitze ist eine der gelungensten Partien dieses Buches. Kein Detail, das den charakteristischen Ausdruck zu erhöhen vermag, ist vergessen. Man sieht sich in die von ihr bewohnten Ruinen versetzt, die nach Schückings Bemerkung eben so wenig an das Boudoir einer Dame, als an das Arbeitszimmer einer Schriftstellerin erinnerten. Nie hat die Droste in der Literatur ihren eigentlichen Lebensberuf erblickt, schon ihre schwankende Gesundheit machte ihr jede angestrengte Tätigkeit unmöglich. Ein nervöses Leiden äußerte sich schon damals in beunruhigenden Symptomen. So spann sie sich immer tiefer in ihre Einsamkeit, die sie jedoch mit den entschiedensten Interessen zu beleben wußte. Sie hatte Lust am Sammeln; der braun angestrichene Tisch in ihrem Wohnzimmer enthielt eine Menge prachtvoller alter Münzen und Gemmen und merkwürdiger altertümlicher Uhren in getriebenen Goldgehäusen. Die Kinder aus dem Dorfe statteten unter ihrem Fenster häufig Besuche ab, um sich von dem „Frölen" allerlei schöne Geschichten „vertellen" zu lassen. Die Rats- oder Hilfsbedürftigen aus der Umgebung wendeten sich an sie, deren unerschöpfliches Wohlwollen in der Sorge für andere seine liebste Beschäftigung fand. Auch die Musik war eine freudebringende Gefährtin ihrer Einsamkeit. Annette

v. Droste besaß für diese Kunst eine große und schöpferische Begabung und war Meisterin im Improvisieren. Doch wie in der Poesie entschloß sie sich nur selten, ihre musikalischen Eingebungen auf dem Papiere festzuhalten. Man besitzt in diesem Fache von ihr nur eine Reihe altdeutscher Minne- und Volkslieder, deren Text gleichfalls ihr angehört. Die beiden Volkslieder, die Schücking hier mitteilt, sind in der Tat von reinster Stimmung und wunderbarer Schönheit.

Auch die Entstehung der Mehrzahl der im „geistlichen Jahre" enthaltenen Dichtungen fällt in diese Zeit. Sehr treffend, ja mit psychologischem Tiefblick schildert Schücking das Verhältnis der Droste zur Religion und mit diesem die einzigen schmerzvollen Seelenkämpfe, welche ihr sonst so still umfriedetes Leben verstörten. Sie war zu strenger Gläubigkeit erzogen worden, aber ein Geist wie der ihre war nicht gemacht, in Glaubenssätzen, zu denen er nicht durch eigene Arbeit gelangt war, Beruhigung zu finden. Finstere Zweifel regten sich in ihrer Brust. Man erlaube mir hier Schückings eigene Worte als die bezeichnendsten anzuführen:

„Sie blickte scharf und kühn den letzten Folgerungen der Negation ins Antlitz. Aber vor dem Abgrund des Nichts erschauderte ihre Seele in ihren tiefsten Fibern. Sie zog den kühn emporgedrungenen Fuß zurück vor diesem Abgrund; ihr kritisches Denken,

das sich gegen den Glauben gerichtet hatte, begann sich mit gleicher Schärfe gegen den Unglauben zu richten. Sie hörte die Stimmen des Gemütes, die wie leise Glockentöne mahnend zur Umkehr riefen, und die Phantasie beflügelte diese Umkehr."

Diese inneren Vorgänge erklären die stürmische, ja mitunter wilde Leidenschaftlichkeit des religiösen Gefühls, das sich in ihrem Buche „Das geistliche Jahr" ausspricht. Es liegt darin die angstvolle Heftigkeit eines Schutz suchenden Geistes, die tiefe Zerknirschung eines sich selbst mißtrauenden Herzens.

Mit diesem Glaubensbedürfnis übereinstimmend war der Hang zum Wunderbaren, Geheimnisvollen, der einen eigentümlichen Zug der Droste ausmacht. Sie glaubte an das Hereinragen einer Geisterwelt in diese sichtbare. Von Natur aus besaß sie ein merkwürdiges Organ für das Mysteriöse; ihre von Wunderglauben erfüllte Heimat tat das Ihrige, um es noch mehr auszubilden. Gedichte, wie ihr „Fundator", „Vorgeschichte", „Das Fräulein von Rodenschild" kann nur der mit gleicher Macht und Wirkung schreiben, der von der Wahrheit der darin erzählten Begebenheit wirklich überzeugt ist. Einen seltsamen Eindruck macht es, daß die Droste, an deren unerschütterlicher Wahrheitsliebe kein Zweifel möglich, den Vorgang, den die Handlung des letztgenannten Gedichtes bildet, selbst erlebt zu haben behauptete.

Es kam nun eine Zeit, in der das stille abgelegene Rüschhaus ganz verlassen stand. Annettens Schwager, Baron Laßberg, hatte das Schloß Meersburg am Bodensee an sich gebracht; dorthin zog nun die Dichterin, um im Kreise ihrer Verwandten, angesichts einer herrlichen Natur, Stärkung ihrer Gesundheit und neue Anregungen für ihren Geist zu finden. Man errät leicht, wie bald sie sich hier heimisch fühlen mochte: die Nähe einer geliebten Schwester bot ihr stillen Herzensgenuß, eine wunderbare, von Alpenfirnen begrenzte Gegend breitete sich vor ihren Blicken aus, die von Merovingern erbaute Burg, in der sie jetzt hauste, rief tausend poetische Träume in ihr wach. Die Rückwirkung dieser günstigen Umstände blieb nicht aus; Annette fühlte sich wieder zu dichterischem Schaffen angetrieben. Sie schrieb „Die Judenbuche", eine meisterhafte, in den „letzten Gaben" enthaltene Erzählung aus dem westfälischen Volksleben und infolge einer Wette, die sie mit Levin Schücking eingegangen war, entstand im Verlauf weniger Monate, im Winter 1841—1842 die weitaus große Anzahl der lyrischen Poesien, die sich in dem Bande ihrer „Gedichte" befinden.

Im Jahre 1844 erschien dieser Band, dem die früher veröffentlichten drei größeren Gedichte und noch ein viertes „Der Spiritus Familiaris des Roßtäuschers" eingeschaltet wurden, in Cottas Verlag. Ich habe bereits erwähnt, daß die Aufnahme, die sie

fanden, mit ihrem Wert in sehr ungleichem Verhältnis stand. Ein Teil der Schuld trifft allerdings die Dichterin selbst, die ihre großartigen Gedanken und tief ursprünglichen Empfindungen mitunter durch eine unklare verworrene Ausdrucksweise und eine keineswegs tadellose Form beeinträchtigt hatte, doch beruhte diese Ungunst unendlich mehr in den Zeitverhältnissen. Jedenfalls hat man die Beruhigung, daß der geringe Erfolg in das Leben der Dichterin keine Trübung brachte: ein ruhiges Selbstbewußtsein und eine in berechtigtem Stolz wurzelnde Gleichgiltigkeit gegen das Urteil der Menge machten es ihr leicht, den fremden Beifall zu entbehren.

Im Frühjahr 1847 kehrte sie noch einmal nach Westfalen zurück; im Herbst desselben Jahres begab sie sich wieder nach Meersburg. Sie hatte ihre Heimat zum letzten Male gesehen, ihre letzten Tage waren gekommen. Bereits von Krankheit niedergebeugt, mußte sie noch Zeugin der verhängnisvollen Erschütterung sein, welche der Frühling des Jahres 1848 unserm Weltteil brachte. Sie schrack vor dem drohenden Umsturz aller Verhältnisse und Anschauungen zurück wie vor dem Chaos. Es war ihr nicht gegönnt, die Wogen wieder in ihr Bett zurücktreten zu sehen; am 24. Mai 1848 machte ein Herzschlag ihrem Leben ein Ende. Sie hatte vor vier Monaten ihr fünfzigstes Jahr zurückgelegt.

Überdenkt man dieses Leben, das kaum von einem bedeutenden äußeren Ereignisse bewegt, in stiller Gleichförmigkeit hinfloß, dem es nicht gegönnt war, seine einzelnen Strahlen in einem Brennpunkte zu sammeln und vergleicht man damit die wunderbaren Blüten, die es dennoch trieb, so fühlt man sich mehr und mehr in der Überzeugung bestätigt, daß die geistige Entwicklung des Menschen von der Gunst der Verhältnisse vollkommen unabhängig ist. Man wird nur was man schon ist; mit anderen Worten: die Naturgaben, die wir mit zur Welt bringen, sind unser wahres Schicksal, an dem äußere Geschicke so viel wie nichts ändern. Die Verhältnisse, in denen die Droste ihre Tage hinbrachte, waren durchaus nicht danach angetan, einen poetischen Genius zu wecken. Keine Anregung von außen her eröffnete ihr neue Gedankenkreise, beim Vollgefühl persönlicher Befriedigung lehrte sie die Fülle des Daseins begreifen, die monotone Schlichtheit ihrer Umgebung führte kein Bild eines im blendend raschen Wechsel begriffenen Lebens an ihrer Phantasie vorüber. Nichtsdestoweniger ist die Droste die größte Dichterin ihrer Nation geworden, denn statt jener Hilfsmittel hatte ihr der Himmel die Kraft verliehen, welche ohne diese das Höchste erreichen kann. Sie besaß den Seherblick, der, von der Erscheinung unbeirrt, die Dinge in ihrer Urgestalt erfaßt, den gewaltigen Geist, der die Welt besiegt, in-

dem er auf sie verzichtet, das tiefe, reiche, liebeströmende Herz, das, wie sie selber es so schön ausspricht, sich zum Mittelpunkt der Welt macht, indem es Lust und Leid der Anderen in sich aufnimmt. Aus diesem Verein der seltensten Gaben entsprang in natürlicher Folge noch eine, und zwar diejenige, die vielleicht den hervorstechendsten und eigentümlichsten Zug der Dichterin ausmacht, ihr zaubervoller Humor, der ganz nach Jean Pauls Definition, in der Tat ein Lächeln voll Schmerz und Größe ist. Schücking hat vollkommen recht, wenn er diesen Humor als das eigentlich charakteristische Moment der Droste betrachtet. Ihre tiefinnere Liebenswürdigkeit beruht zumeist auf ihm, denn frei von jeder Bitterkeit, jedem ironischen Beigeschmack, ist er vor allem der Ausdruck eines von unendlichem Wohlwollen durchdrungenen allseitigen Verständnisses der Welt.

So tritt uns das Bild der Dichterin in Levin Schückings Buch entgegen, und warme Anerkennung muß dem Verfasser gezollt werden, wenn er auch nicht alle Rätsel dieser vielgestaltigen Seele löst, nicht alle Tiefen dieses ungewöhnlichen Charakters beleuchtet. Ein befremdendes Rätsel ist es gewiß, daß dies tief und leidenschaftlich empfindende Dichterherz, dies im höchsten Sinne weibliche Gemüt voll treuer Hingebung und opferfroher Selbstvergessenheit, die Liebe in dem Sinne, der sich gewöhnlich an dieses Wort knüpft, nie gekannt

zu haben scheint. Ihre freilich erst in einer späteren Lebenszeit entstandenen Gedichte enthalten kaum eine Reminiszenz, die auf ein ähnliches inneres Erlebnis schließen ließe und ebenso sorgfältig vermeidet ihr Biograph diesen Punkt nur entfernt zu berühren. Ist ihr jenes Gefühl, das den Angelpunkt im Leben des Weibes zu bilden pflegt, wirklich immer fremd geblieben, so müßte der Grund dieser abnormen Erscheinung erklärt werden; wenn nicht, so war eine Andeutung, die leicht von jeder rohen Indiskretion rein zu halten gewesen wäre, erforderlich, um dem Leser auch nach dieser Seite hin einen Einblick in das seelische Leben dieser außerordentlichen Erscheinung zu gewähren. Daß Levin Schücking vollkommen befähigt war, diese Aufgabe mit sicherer und pietätvoller Hand zu lösen, beweisen viele andere Partien seines Buches, namentlich diejenigen, in welchen er von dem poetischen Schaffen der Droste spricht. Sehr dankenswert ist, daß er auch einzelne ihrer Gedichte kommentiert, deren Verständnis mitunter durch einen schroff abspringenden Gedankengang und eine unklare Ausdrucksweise erschwert wird. Ein Fehler, und zwar ein großer Fehler ist dies freilich, aber der Wert des poetischen Inhalts wird dadurch nicht aufgehoben, und wenn das Dunkel solche Schätze beherbergt, wie hier, ist es ein Verdienst, die Leuchte des erklärenden Wortes hinzuzutragen.

Schließlich sei noch des wesentlichen Vorzugs erwähnt, den die in Rede stehende Biographie vor vielen ähnlichen Arbeiten hat, sie ist frei von der blinden urteillosen Lobsucht, die einem die Persönlichkeit, vor der sie ihre Weihrauchwolken aufsteigen läßt, nahezu verleiden könnte und frei von jenem Superioritätsdünkel, der die Schilderung des Fremden nur als Folie für die eigene Wohlweisheit benutzt. Sie ist mit einem Worte weder aus haltloser Überschwänglichkeit, noch aus selbstischem Trachten hervorgegangen, sondern ein reines Werk der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe.

3. Briefe der Freiin Annette v. Droste-Hülshoff an Professor Dr. Schlüter. Münster 1877.

(Beilage zur „Augsburger Allgemeinen Zeitung“. Januar 1877.)

Fast dreißig Jahre sind seit dem Tod Annettens v. Droste vergangen, bis nun ihr vieljähriger Freund, Professor Dr. Schlüter, sich zur Veröffentlichung ihrer an ihn gerichteten Briefe — wenigstens eines Teiles derselben — entschloß. In den meisten Fällen dürfte es gewagt sein, mit einer ähnlichen Publikation so lange zu zögern, denn es gibt nicht gar viele Namen, die drei Dezennien nach dem Hinscheiden ihrer Träger noch hell und voll genug klingen, um allem, was sich auf sie bezieht, ein lebendiges Interesse zu sichern. Wie leicht wäre es, eine ganze Reihe von Autoren herzu-

zählen, die heute ebenso gründlich vergessen sind, als sie vor so und so viel Jahren laut gepriesen wurden! Bei der Droste sehen wir den entgegengesetzten Fall eintreten. Sie fand, solange sie lebte, nicht entfernt die Beachtung, die ihr gebührte, und als sie die Augen schloß, war es nur wenigen ganz klar, was Deutschland an ihr verloren hatte. Das hat sich seitdem geändert. Mag sie auch von vielen nur auf Treu und Glauben bewundert werden, ist auch ihr Name allgemeiner bekannt als ihre Dichtungen, so ist doch mindestens ihr Rang als die größte Dichterin deutscher Nation für alle Zeiten festgestellt. Daß ihr endlich ihr Recht widerfuhr, ist zunächst den gewichtigen Stimmen zu danken, die sich für sie erhoben, und eifrig beflissen waren, gut zu machen, was die Tageskritik, weniger durch Tadel als durch hartnäckiges Ignorieren, verschuldet hatte. Man darf getrost behaupten, daß seit mehr als zwanzig Jahren nicht eine nennenswerte Literaturgeschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts erschienen ist, in welcher der Droste nicht volle Ehre erwiesen, ihrem Genius nicht freudige Anerkennung gezollt wurde. Das übereinstimmende Urteil der Berufensten lenkte allmählich die Aufmerksamkeit des Publikums auf die großartige Erscheinung, die ihm allzu lange so gut wie unbekannt geblieben war. Man wollte doch auch in nähere Berührung mit ihr treten und nahm ihre Dichtungen zur Hand. Wahrscheinlich ist es dabei

nicht ohne vielfache Enttäuschungen abgelaufen; so mancher mag die Werke, die ihm so warm empfohlen wurden, nicht nach seinem Geschmack gefunden haben. In der Tat sind sie nicht danach angetan, der Menge zu gefallen, die Redeprunk und Bilderpracht für Poesie hält, und vor deren Augen ein Dichter, der sich in einer ihr fremden Gedanken- und Gefühlssphäre bewegt, keine Gnade findet. Die Droste ist zu eigenartig, eine zu scharf ausgeprägte Individualität, als daß sie jemals populär werden könnte. Zu ihrer Eigenart gehörte auch ein gewisser Eigensinn beim künstlerischen Schaffen; wenn ein Gedicht, das sie geschrieben, ihrer Intention entsprach, so kümmerte sie sich nicht im geringsten darum, ob es auch klar genug sei, um von andern verstanden zu werden. Sie fordert von ihrem Leser, daß er selbst ein Stück Poet sei, und die Rätsel, die ihre sphinxhafte Muse ihm aufgibt, zu lösen wisse. Solche Leser werden wohl nie in großer Zahl vorkommen, den andern aber wird es niemand begreiflich machen, daß hinter der Herbheit und Dunkelheit, von der sie sich abschrecken lassen, ein Schatz von Poesie verborgen liegt. Daran kann auch die Zukunft nichts ändern. Was nun vollends die Gegenwart betrifft, so stehen die Bestrebungen und Ziele derselben in so schroffem Widerspruch mit den Idealen der Droste, daß eine Verständigung nur bei jenen möglich, die bereit sind die Toleranz, welche sie fordern, auch selbst zu

üben. Man verstehe mich recht: der edle Geist der Dichterin wußte nichts von reaktionären oder fanatischen Gelüsten, allein er war durch Erziehung, Umgebung, besondere Lebensverhältnisse in eine Richtung gedrängt worden, die ihn die Zeiten frommer Glaubenstreue und patriarchalischer Sitten über alles schätzen und ihn in dem Niederreißen der bisher bestandenen Schranken eine Gefahr für die höchsten Güter der Menschheit erblicken ließ. Es handelt sich hier nicht darum zu erörtern, wie weit sie darin Unrecht hatte, sondern nur um die Erklärung, wie es möglich war, daß ein so außerordentliches Talent es zu keiner größeren Popularität brachte. Gewiß ist es großenteils dem streng konservativen und nicht nur religiösen, sondern kirchlichen Element, welches sich in den Dichtungen der Droste ausspricht, zuzuschreiben, daß sie, statt im Herzen ihres Volkes Wurzel zu fassen, sich mit der Liebe und Bewunderung derer begnügen muß, die objektiv genug sind, das Große groß, das Schöne schön zu finden, wenn es auch einer von der ihrigen sehr verschiedenen Welt- und Lebensanschauung entkeimt. Für diese Freunde der Droste wird das in Rede stehende Buch eine hochwillkommene Gabe sein.

Es ist etwas eigenes um diese Briefe. Man kann sich den Reiz, den sie ausüben, kaum erklären, noch weniger aber kann man sich ihm verschließen. Sie berichten nicht von merkwürdigen Erlebnissen und

Vorgängen, machen den Leser nicht zum Vertrauten irgendwelcher Seelenkämpfe, noch wissen sie von Berührungen mit berühmten und ausgezeichneten Zeitgenossen zu erzählen. Literarische Urteile kommen darin nur sehr vereinzelt und fast durchgängig bloß in bezug auf Werke einer früheren Periode vor. Der Dichter und Schriftsteller, deren Namen in dem Zeitraum, während dessen diese Briefe geschrieben wurden (1834 bis 1846), auf allen Lippen waren, ist nicht einmal erwähnt, kein politisches Ereignis wird auch nur flüchtig berührt. Es ist als wäre das tausendstimmige Gebrause der Welt so wenig nach Rüschhaus und der Meersburg gedrungen wie in Dornrösleins verzaubertes Schloß. Auch sind diese Briefe nicht, was man so gewöhnlich geistreich zu nennen pflegt; vergeblich würde man in ihnen nach frappanten Aperçus, kühnen Paradoxen, sibyllinischen Aussprüchen suchen. In ihrer vollkommen schlichten und anspruchslosen Weise haben sie gar wenig mit den Ergüssen anderer berühmten Briefstellerinnen gemein. Was verleiht ihnen nun die Macht, die Teilnahme des Lesers zu fesseln? sein Herz zu bewegen, als wären sie an ihn gerichtet, ein Vermächtnis von geliebter Hand? Es gibt dafür keine andere Erklärung als die: daß sie der unmittelbare Ausdruck einer grandiosen Persönlichkeit sind, deren Gedankentiefe uns staunen macht, während ihre beständig fühlbare Güte und Menschenliebe unsere Seele bezwingen,

und der holde Humor, der ihr über die Unzulänglichkeit des Irdischen hinweghilft, uns bezaubert. Wie indifferent ihre Umgebung, wie eng begrenzt ihre Verhältnisse seien, mit einer solchen Persönlichkeit als Mittelpunkt gewinnen sie Bedeutung, Farbe, Interesse.

Wie sehr Recht hat Schopenhauer, wenn er sagt: daß ein überlegener Mensch von einem kleinen Ausflug mehr Eindrücke und Anregungen heimbringt als ein gewöhnlicher Kopf von einer Reise um die ganze Erde! Ganz so verhält es sich auch mit unseren äußeren Schicksalen. Nicht auf Erlebnisse kommt es an, sondern auf die Resultate, die wir aus ihnen zu ziehen wissen, auf die Art und Weise, wie wir sie innerlich verarbeiten. Gar mancher weiß mit dem gewaltigen sturmbewegten Los, das eine Ironie des Schicksals ihm beschied, absolut nichts anzufangen, und umgekehrt gibt es Menschen, die, während ihre Tage in stiller Gleichförmigkeit hinzufließen scheinen, dennoch die tiefsten Abgründe des Seins und der eigenen Brust zu erforschen lernen. Zu diesen letzteren gehörte die Droste. Wahrhaft merkwürdig an ihr, deren Umgang auf einen engen Kreis beschränkt war, ist die scharfe, durchdringende Menschenkenntnis, der zugleich die Fähigkeit beigesellt ist, mit wenigen Strichen ein frappantes Charakterbild zu zeichnen. Sie analysiert die Menschen nicht, sondern zaubert sie uns in ihrer Totalität vors Auge. Ganz ebenso verfährt sie mit sich selber. Der

Reiz dieser Briefe liegt großenteils darin, daß sie, frei von jeder Selbstbespiegelung und mikroskopischen Betrachtung des eigenen Wesens, dennoch das innerste Herzensgeäder derer, über die sie schrieb, bloßlegen. So wenig wie über andere räsoniert und philosophiert die Droste über sich selbst, aber ihr Naturell ist so stark, ihr Charakter so scharf und rein ausgeprägt, daß in jedem Wort, jeder Wendung ihre ganze Eigentümlichkeit erkennbar ist. Dabei weiß sie überaus anmutig zu erzählen und zu schildern; man wird nicht müde ihr zuzuhören, und bald steht man unter der Macht des Eindrucks, den sie empfing. Man gestatte mir ein Beispiel anzuführen. Während eines Aufenthaltes in der Schweiz wird ihr, der eifrigen Sammlerin von Altertümern, von einem Grafen Thurn ein Kästchen geschenkt, das sich seit undenklichen Zeiten im Besitz seiner Familie befand. Zufällig drückt sie auf eine verborgene Feder, und entdeckt zwei Miniaturbilder, von deren Existenz der Geber selbst keine Ahnung hatte. Sie stellen einen ganz jungen Menschen und ein ebenso junges Mädchen dar — wahrscheinlich ein Geschwisterpaar — beide in blühender Schönheit prangend und nach der vor etwa hundert Jahren herrschenden Mode gekleidet. An die meisterhafte Beschreibung dieser Bilder knüpfen sich traumhafte Betrachtungen. Wer waren die beiden Unbekannten? Welches Los bewahrte ihnen die Zukunft auf? Waren sie in ungetrübtem Jugendglanz

von der Erde geschieden? Oder hatten Alter, Krankheit, Gram den Schmuck allmählich abgestreift, mit dem die Natur sie verschwenderisch ausgestattet hatte? Und durch alle diese Möglichkeiten, die der Geist der Dichterin an sich vorübergleiten läßt, tönt immer wieder die schwermutvolle Frage: „O Leben! Leben! bist du mehr als Traum?"

Was ihr dichterisches Schaffen betrifft, so erwähnt die Droste wiederholt und näher eingehend fast nur ihrer Beschäftigung mit ihrem „Das geistliche Jahr", das erst nach ihrem Tod erschien. Der Herausgeber nennt die in diesem Buch enthaltenen Gedichte ihre vorzüglichsten; mit Unrecht! sie sind nur ihre merkwürdigsten, insofern, als sie eine leidenschaftliche Glut, eine schwärmerische Verzückung atmen, die ihrer Muse sonst fremd war. Liest man diese Ergüsse eines in seinen Tiefen aufgewühlten Gemüts, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Gläubigkeit der Dichterin nur ein angstvolles Ringen nach dem Frieden war, den der Glaube gibt. Von Zweifeln bedrängt, sah sie keine Rettung als nur bei ihm, und mit geschlossenen Augen stürzte sie sich in seine Arme. Sie wollte glauben. Daß es ihr nicht zu allen Stunden gelang, würde auch, wenn sie sich dessen nicht so bitter anklagte, schon die Heftigkeit jener Ausbrüche beweisen. Man klammert sich nicht so krampfhaft, nicht mit so verzehrender Inbrunst an ein Gut, in dessen sicherem

ungefährdetem Besitz man sich weiß. Tiefer aufgefaßt war das Schicksal der Droste ein ganz eigenes: sie war von der Natur zur Denkerin geschaffen, ihre Jugendeindrücke jedoch und der Einfluß ihrer Umgebung hielten sie mit stiller, aber sicherer Gewalt in dem Kreise kirchlicher Anschauungen fest. Das war der tragische Konflikt in ihrem von keiner irdischen Leidenschaft bewegten Leben, der innere Zwiespalt, der sich in Momenten der Ekstase vergessen, aber nun und nimmermehr versöhnen ließ. Ihre religiösen Gedichte bezeugen dies, wenn auch ihre Briefe, soweit sie uns vorliegen, keine Andeutung darüber enthalten. Um so klarer geht jedoch aus diesen hervor, daß die Droste ihr Leben unter einem Druck verbrachte, der dem freien Aufschwung ihres Genius vielfach hinderlich war. Niemandem auf der Welt lag es ferner als ihr sich als âme incomprise hinzustellen; allein hie und da vermag sie die Ungeduld über die beständige Bevormundung, das Mißverstehen ihres Wesens seitens ihrer Familie denn doch nicht zu unterdrücken. Von aristokratischen Vorurteilen befangen, sahen ihre Verwandten nur ungern eine ihres Stammes und Namens sich mit der Schriftstellerei beschäftigen und in die Öffentlichkeit treten. Es stand freilich nicht in ihrer Macht, dem Seidenwurm das Spinnen zu verbieten, aber wenigstens schien es geraten, ihn bei seiner Arbeit sorglich zu beaufsichtigen. Da wurde eine strenge

Zensur geübt, jedes Wort geprüft, bis es als verfänglich befunden wurde, jeder möglichen oder auch unmöglichen Mißdeutung ängstlich vorgebeugt. Der eine wollte diesen, der andere jenen Ausdruck nicht gelten lassen, ein dritter meinte: Annette verkenne ganz und gar die Natur ihres Talents, und wies ihr das Humoristische, ja das Komische, als ihr eigentliches Gebiet an. Ich sagte an einer früheren Stelle: die Droste sei in ihrem künstlerischen Schaffen bis zum Trotz eigensinnig gewesen! Sie war es aber nur, soweit das größere Publikum in Betracht kam, denen gegenüber, die sie liebte, war sie nur allzu lange nachgiebig, und geriet lieber mit sich selbst als mit ihnen in Streit. Schließlich ging sie im großen und ganzen allerdings ihren eigenen Weg, aber wie mühsam und wie beschwerlich ward ihr dies gemacht! Und wer sagt uns, ob sie nicht zu einem noch höheren Ziele gelangt wäre, hätten jene lähmenden Rücksichten und Bedenklichkeiten sie nicht gehindert, ihre ganze Kraft zu entfalten?

Auf Vollständigkeit kann die in Rede stehende Publikation wohl kaum Anspruch machen. Zwischen den Daten der Briefe liegen mitunter auffallend lange Zeiträume; der letzte derselben ist vom 5. September 1846, die Droste starb aber erst anderthalb Jahre später, und mit aller Wahrscheinlichkeit darf man annehmen, daß die Korrespondenz bis an ihr Ende fortgesetzt wurde. Gründe, über deren Triftigkeit der Fern-

stehende sich kein Urteil bilden kann, mögen den Herausgeber bewogen haben, uns so manche dieser Reliquien einstweilen noch vorzuenthalten. Einstweilen, sage ich, denn in dem Maße, in dem die Zeit vorwärts schreitet und das Vergangene sich zum Geschichtsbild abklärt, muß die vielleicht jetzt noch gebotene Rücksicht auf Persönlichkeiten an Berechtigung verlieren. Man darf wohl mit Sicherheit einer Gesamtausgabe der Drosteschen Dichtungen entgegensehen. Was könnte diese schöner abschließen als eine möglichst vollständige Sammlung der Briefe, in welchen dieser mächtige Geist, dieses edle, liebreiche Gemüt sich in voller rührender Unmittelbarkeit aussprechen? — —

4. Briefe von Annette v. Droste-Hülshoff an Levin Schücking.

(Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung", Januar 1894.)

Der Briefwechsel zwischen der großen Dichterin und ihrem Freund Levin Schücking ist nach langer Verzögerung nunmehr erschienen — eine werte Gabe für alle, denen Annette v. Droste durch ihre herrlichen Schöpfungen teuer geworden, und deren Wunsch, ihr auch menschlich näher zu treten, mehr und mehr von ihrem Seelenleben zu erfahren, ein berechtigter ist. Diese neueste Publikation scheint mir auch ein Beweis, daß das Verständnis für die Bedeutung dieser unge-

wöhnlichen Frau sich in immer weiteren Kreisen verbreitet. Es gibt wahrlich nicht viele Poeten, deren Briefe man fast fünfzig Jahre nach ihrem Tod veröffentlichen dürfte, ohne der Gleichgiltigkeit, wenn nicht dem Spott zu begegnen, wenn sie, wie die vorliegenden, ganz intimer Natur sind, weder allgemeine Fragen berühren, noch ein vielbewegtes Leben abspiegeln. Nur bei weit über das Mittelmaß hervorragenden Menschen kann das Interesse, das wir an ihrer Persönlichkeit nehmen, groß genug sein, um uns nach nichts anderem verlangen zu lassen, als nur diese so genau als möglich kennen zu lernen.

Die Herausgeberin, Levin Schückings Tochter, macht in einer von ebenso viel Verständnis als Pietät zeugenden Einleitung den Leser mit den Umständen bekannt, unter welchen die beiden Briefsteller einander näher kamen. Der erste der hier mitgeteilten Briefe der Droste ist vom 4. Mai 1842 datiert, der erste Schückings vom 19. November 1840, es scheint daher eine Anzahl Briefe in Verlust geraten oder nicht veröffentlicht worden zu sein. Jedenfalls reicht beider Bekanntschaft um mehrere Jahre zurück. Schon im ersten Jünglingsalter wurde Schücking von seiner Mutter, einer Jugendfreundin der Droste, an diese empfohlen. Schücking hat in seinem lesenswerten Buch, das den Namen der Dichterin trägt, Näheres darüber berichtet. Die Droste nahm ihn mit all der Güte auf, die den

Grundzug ihres Wesens bildete, doch begreift sich leicht, daß es zwischen dem damaligen Gymnasiasten und der bedeutend älteren, geistig gereiften Frau vorläufig nicht viele Anknüpfungspunkte geben konnte. Erst sechs Jahre später, als Schücking nach Vollendung seiner juridischen Studien in seine westfälische Heimat zurückgekehrt war, entspann sich zwischen diesen beiden Menschen ein Verhältnis so eigentümlicher Natur, daß keine der landläufigen Bezeichnungen für die Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern vollkommen darauf paßt. Die Neigung, die der junge Mann der Dichterin einflößte, war die, von der es im Liede heißt:

„Ich liebe dich, wie man Musik
Und wie man liebt die Rose.“

Das heißt ohne den entferntesten Gedanken oder Wunsch, der Empfindung, die ihr Inneres erfüllte und beseligte, einen Einfluß auf ihr Leben einzuräumen. Der Verstand der Droste war viel zu richtig, ihr Urteil zu unbestechlich, als daß sie sich über die wahre Sachlage auch nur einen Augenblick hätte täuschen mögen; zudem war ihr jede Sentimentalität fremd. Aus Schückings Briefen an sie spricht die innigste Verehrung und Ergebenheit, das rückhaltloseste Vertrauen, aber auch nicht mehr. Sie war ihm vor allem „das liebe, liebe Mütterchen“, auf dessen Verständnis und innige Teilnahme er zu jeder Stunde seines Lebens sicher zählen konnte. Dies reine, edle Verhältnis

entsprach vollkommen dem Sinn der Droste; jeder Versuch, daran etwas zu ändern, wäre in ihren Augen eine frevelhafte Entweihung gewesen. Man darf sie nicht mißverstehen, wenn sie in ihren Briefen manchmal — wohl nur selten — in Überschwänglichkeiten verfällt, Schücking ihr Talent nennt oder sich zu dem Ausruf hinreißen läßt: „Mich dünkt, könnte ich dich alle Tage nur zwei Minuten — o Gott nur einen Augenblick! — sehen, dann würde ich jetzt singen, daß die Lachse aus dem Bodensee sprängen und die Möven sich mir auf die Schultern setzten!“ Das war aber auch eine jener Selbsttäuschungen, denen Dichter noch häufiger als andere Menschenkinder ausgesetzt sind. In Wahrheit konnte Schücking keinen wesentlichen Einfluß auf die in sich gefestete Natur der Droste haben. Dennoch war dieser Freundschaftsbund von unschätzbarem Wert für sie, und insofern das befreiende und beglückende Moment in ihrem Leben, als er ihr Gelegenheit bot, die ganze Liebesfülle ihres Wesens frei ausströmen zu lassen. Obgleich das Mitglied einer weitverzweigten Familie, an der sie mit rührender Stammestreue hing, stand die Droste doch innerlich allein. Niemand in ihrer Umgebung hatte Sinn für ihre geistigen Bedürfnisse und Bestrebungen, ja ihren nächsten Verwandten wäre es am liebsten gewesen, wenn Annette nie eine Zeile veröffentlicht hätte. Standesvorurteile und beschränkte Ansichten über das Wesen der Weiblichkeit

ließen diese übrigens höchst ehrenwerten Menschen das Heraustreten aus den Schranken des Herkömmlichen als eine Irrfahrt betrachten. Jeder Vers, den die Droste schrieb, wurde einer Zensur unterworfen, von der nur nach langen Verhandlungen und manchen Konzessionen das imprimatur zu erlangen war. Welche Seligkeit mußte es nun für die Dichterin sein, endlich einen Menschen zu finden, dem sie ihr Bestes und Innerstes enthüllen konnte, der ihre Bestrebungen verstand und teilte und sie eben dadurch zu neuem Aufschwung befeuerte, wenn sie manchmal halb entmutigt die Flügel sinken lassen wollte. Zu diesem Dank- und Frohgefühl gesellte sich noch ein anderes, echt weibliches: der Drang, dem Menschen, dem sie sich so tief verpflichtet fühlte, die Lebenswege zu ebnen so viel in ihrer Macht stand, für ihn zu sorgen, sein Schicksal zu ihrem eigenen machen. Der frische Mut des um so viel jüngeren Freundes belebte den ihren, ihre Ziele waren auch die seinen, und so woben sich zwischen beiden Bande, die damals unzerreißbar schienen.

Die oben angeführte Stelle, in der die Droste ihrer Empfindung für den Freund einen leidenschaftlichen Ausdruck leiht, ist gleichsam der Nachhall einer glücklichen Zeit, die beide gemeinsam auf der alten, sagenreichen Meersburg verlebten. Der Besitzer derselben, Frhr. v. Laßberg — allen Germanisten unter dem Namen Meister Sepp wohlbekannt — Annettens

Schwager, hatte das Ordnen seiner umfangreichen und wertvollen Bibliothek Schücking übertragen. Auch die Droste verlebte den Winter von 1841 auf 1842 auf der Meersburg und konnte sich an dem täglichen Verkehr mit dem ihr so teueren Menschen erfreuen. Hier entstanden die meisten ihrer lyrischen Gedichte eigentlich infolge einer Wette, die von der Dichterin siegreich gewonnen wurde. Es mögen schöne, gehaltreiche Tage gewesen sein, die ihr dort beschieden waren. Im Frühjahr gingen sie zu Ende. Schücking mußte trachten, eine dauernde Lebensstellung zu erringen, die Droste kehrte wenig später nach ihrem stillen Rüschhaus, dem Witwensitz ihrer Mutter zurück. Den inneren Verband beider konnte die Trennung jedoch nicht schädigen, das bezeugen die nun folgenden Briefe, in denen alle Liebe und treue Sorge, die ein Menschenherz bewegen können, Ausdruck findet. Nirgends die leiseste Spur von Sentimentalität, nur tiefes, echtes Empfinden und heitere Resignation. Schücking schickt der Freundin, die er als eifrige Sammlerin kennt, alle Kuriositäten, deren er habhaft werden kann; sie, anderseits verabsäumt nicht, ihm auch die kleinen Vorkommnisse ihres Münsterschen Bekanntenkreises mitzuteilen. Diese können uns nicht interessieren, für Schücking hingegen, der die Menschen und ihre Verhältnisse kannte, waren sie interessant. In der Ferne will man ja so gern wissen, was sich zu Hause begibt. Diese Mitteilungen waren

doch nur für ihn bestimmt. Nichts lag der Droste ferner als der Gedanke, daß ihre Briefe an ihn jemals gedruckt werden könnten. Hätte sie geahnt, daß das zarteste Geheimnis ihres Seelenlebens einst vor aller Welt enthüllt werden sollte, dann wären sie sicher nie geschrieben worden.

Mittlerweile waren die Gedichte der Droste zu einem stattlichen Band herangewachsen und der Moment gekommen, an die Sammlung und Veröffentlichung derselben zu denken. Es mußte nur noch die letzte Feile angelegt und eine Verständigung mit Schücking erzielt werden, der Verschiedenes geändert und sorgfältiger ausgearbeitet sehen wollte. Er hatte gewiß nicht Unrecht, wenn er den Mangel an Klarheit rügte, von dem manche Gedichte nicht freigesprochen werden können, anderseits hatte aber die Droste triftige Gründe, bei ihrem Wahlspruch: sint ut sunt zu beharren, nicht aus Eigensinn, sondern aus richtiger Selbsterkenntnis. Das Traumhafte, Ahnungs- und Geheimnisvolle, das für diese echte Tochter Westfalens so charakteristisch ist, wäre in einer präziseren Ausführung nun und nimmermehr zu so ergreifendem Ausdruck gelangt. Auch die Stoffe, die sie gern wählte, hätten eine andere Behandlung schlecht vertragen. Da ist nur ein andeutendes Verfahren das richtige; es muß dem mit einiger Phantasie begabten Leser überlassen bleiben, das Nichtausgesprochene aus Eigenem zu ergänzen. Bei solcher

Macht der Stimmung, wie sie in diesen Gedichten herrscht, wird es ihm nicht schwer werden. Ein anderes ist es mit jenen Dichtungen der Droste, die auf dem festen Boden der Wirklichkeit fußen. Hier offenbart sich ein gesunder, kräftiger Realismus und das künstlerische Vermögen, das im Geist Geschaute plastisch zu gestalten.

Da die Droste vom literarischen Handwerk nicht das Geringste verstand, war es an Schücking, für einen Verleger zu sorgen. Dieser war bald gefunden. Im Jahre 1844 erschienen die Gedichte im Cottaschen Verlag, und der Schatz deutscher Poesie war um ein Kleinod reicher.

Die nun folgenden Briefe zeugen von der alten Herzlichkeit; die wichtige Veränderung, die kurz zuvor in Schückings Verhältnissen eingetreten war — er hatte inzwischen das schöne und liebenswürdige Fräulein Louise v. Gall geheiratet — konnte bis nun daran nichts ändern. Nach wie vor sah er in Droste sein liebes, teures Mütterchen, und in ihr lebte die innige Teilnahme an seinem und der Seinen Schicksal unvermindert fort. Über ihre geheimsten Empfindungen, als sie den Freund die neuen Lebenswege beschreiten sah, gibt vielleicht eine Strophe ihres schönen Gedichts „Der Mittelpunkt der Welt“ (Letzte Gaben, Seite 14) Aufschluß. Sie lautet:

„Und der Moment, wo eine Rechte schwimmt
Ob teurem Haupte mit bewegtem Segen,
Und sich das Herz vom eignen Herzen nimmt,
Um weinend an das fremde es zu legen,
Hast Du ihn je erlebt? und standest dann,
Die Arme still und freundlich umgeschlagen,
Selig berechnend, welche Früchte kann,
Wie liebliche, das neue Bündnis tragen."

Schwerlich hat sich die herzenskundige Dichterin darüber getäuscht, daß Schückings Verheiratung ein Wendepunkt in ihrer Freundschaft sei, daß sie ihm fortan nicht mehr sein könne, was sie ihm bis dahin gewesen war. Eine glückliche Ehe — und ihr heißester Wunsch war, daß die ihres Freundes eine solche sein möge — duldet kein Verhältnis von gleicher Innigkeit neben sich. Das ist in der Natur der Dinge gelegen. Niemand vermesse sich, daran etwas ändern zu wollen. Gewiß war sich die Droste, die von der Ehe den höchsten, idealsten Begriff hatte, darüber klar, doch sollte die Schuld nicht an ihr liegen, wenn die früheren Beziehungen nicht mehr dieselben blieben. Mit der größten Herzlichkeit kommt sie der jungen Frau entgegen, und will sie um so lieber haben, je glücklicher sie Schücking machen wird. In der Tat scheint eine Weile hindurch alles nach Wunsch zu gehen. Schückings machen der Freundin den übrigens erfolglosen Vorschlag, den Winter bei ihnen in Augsburg zuzubringen. Um so überraschter ist man, wenn dann der

Briefwechsel plötzlich abbricht. Der letzte der hier mitgeteilten Briefe der Droste ist vom Februar 1846; ihr Tod erfolgte erst zwei Jahre später. War in dem dazwischen liegenden Zeitraum eine Entfremdung eingetreten? Oder haben die späteren Briefe hier keine Stelle gefunden? Wir bleiben im Ungewissen darüber, und alle Vermutungen müssen als unstatthaft zurückgewiesen werden. Mit voller Bestimmtheit läßt sich nur sagen, daß Schücking bis an sein Lebensende das Andenken der Droste treu und heilig bewahrt hat.

Wer die Droste nach Verdienst würdigt, wird diese Briefe, in denen die ganze Wärme ihres Herzens pulsiert und ihr liebenswürdiger Humor an manchen Stellen bezaubernd wirkt, mit Teilnahme und Verehrung lesen. Und so sei das Buch dem Kreis derer, die bisher nur ihr Talent bewunderten, warm empfohlen. Man pflegt die Droste die westfälische Dichterin zu nennen, und allerdings fällt bei ihr die Stammeseigentümlichkeit stark ins Gewicht. Ihr volles Recht wird ihr aber erst dann widerfahren, wenn ganz Deutschland sie als eine seiner edelsten Dichtergrößen preist.

Rahel.

Aus Rahels Herzensleben. Briefe und Tagebuchblätter.

(Beilage zur „Wiener Abendpost“, Dezember 1877.)

Die Herausgeberin[1]) des vorliegenden Buches scheint in Rahels Briefschaften eine unerschöpfliche Fundgrube zu besitzen, die sie denn auch mit nie ermüdendem Fleiße ausbeutet. Im gegenwärtigen Falle verschmäht sie es allerdings nicht, nebst dem edlen Metalle auch geringes an den Tag zu fördern, nämlich zugleich mit den Ergüssen einer merkwürdigen Persönlichkeit auch die Briefe der unbedeutenden Männer zu veröffentlichen, mit denen Rahel in Beziehungen stand. Da jedoch die letzteren Mitteilungen dazu dienen, über die Herzensschicksale jener ungewöhnlichen Frau volles Licht zu verbreiten, uns den Abstand zwischen ihr und den Gegenständen ihrer Liebe, damit aber zugleich auch die Unvermeidlichkeit eines unglücklichen Ausganges erkennen zu lassen, so mögen wir uns darein

[1]) Ludmilla Assing. A. d. H.

fügen, daß nur wenig mehr als die Hälfte des Buches von Rahel selbst herrührt, während ein ansehnlicher Teil desselben mit den keineswegs interessanten Briefen Finckensteins und den inhaltsleeren Billets Urquijos ausgefüllt ist.

Frühere Publikationen aus Rahels brieflichem Nachlasse haben die Namen dieser beiden der Leserwelt längst bekannt gemacht. Daß der eine so wenig wie der andere fähig war, das Wesen einer so ausnahmsweisen Individualität zu verstehen, die Glut ihrer Empfindungen zu teilen, geht aus diesen Briefen mit herber Unwiderlegbarkeit hervor. Sie waren Alltagsmenschen und vermaßen sich, gleiche Bahnen mit einer genialen Natur zu gehen. Wie vorwitzige Knaben, denen es einfiel, mit dem Feuer zu spielen, sehen wir sie vor der Flamme, die sie selbst entzündeten, erschreckt zurückweichen und sich am Ende glücklich schätzen, daß sie noch mit heiler Haut davonkamen.

Rahel war fünfundzwanzig Jahre alt, als sie den etwas jüngeren Grafen Karl von Finckenstein kennen lernte; bald entspann sich zwischen ihnen ein leidenschaftliches Verhältnis. In dem Buche wird behauptet, Finckenstein sei Rahels erste Liebe gewesen. Wahrscheinlich ist es eben nicht, daß ein Wesen von solcher geistigen Frühreife, von so heißen Gemütstrieben die ganze eigentliche Jugendzeit hindurch der Liebe unnahbar gewesen sein sollte, doch können sich bloße Wahr-

scheinlichkeitsgründe einer bestimmten Versicherung gegenüber nicht behaupten. Genug, Rahel liebte Finckenstein und wurde von ihm geliebt. Aber in diesem Herzensbunde waren die Rollen wunderlich vertauscht: das Weib war dem Manne nicht nur an Geist, sondern auch an Energie des Charakters weit überlegen, während er sie durch Schönheit, Anmut und Liebenswürdigkeit fesselte. Daß ein auf so naturwidriger Grundlage ruhendes Verhältnis unmöglich zum Glücke führen konnte, liegt auf der Hand. Zwar fühlte Finckenstein sich mächtig zu Rahel hingezogen; der sicherste Beweis dafür ist, daß er eine Weile allen Ernstes — so ernst er überhaupt etwas nehmen konnte — daran dachte, sie, die Bürgerliche, die Jüdin, zu heiraten, und in der Verblendung der Leidenschaft sich die moralische Kraft zutraute, allen Standesvorurteilen Trotz zu bieten. Als es aber wirklich dazu kommen soll, entsinkt ihm der Mut und auf Schleichwegen sucht er dem Wirrsal, in das er sich verstrickt hat, zu entrinnen. Statt sich offen als Feigling zu bekennen, spekuliert er auf die großartige Gesinnung der Geliebten und heißt sie darüber entscheiden, ob er denn auch seiner Familie eine so schwere Kränkung zufügen dürfe. Er hat sich in Rahel nicht geirrt: ein erbetteltes Glück verschmähend, entsagt sie ihren Ansprüchen auf ihn und gibt ihn frei. Das wars, was er wollte! Aber auf die Geliebte verzichten will er keineswegs.

Er bittet, fleht, bis Rahel, von ihrer Leidenschaft betört, und gewiß im Widerspruche mit ihrer besseren Einsicht, sich bewegen läßt, die früheren Beziehungen wieder aufzunehmen. Das unerquickliche Verhältnis schleppt sich einige Zeit fort. Da schwirrt dem Haltlosen plötzlich das Projekt einer Konvenienzheirat durch den Sinn und wieder beginnt das falsche, heuchlerische Spiel. Abermals gibt er sich den Anschein, als lege er sein Schicksal in Rahels Hände; nach ihrem Ausspruche will er handeln. Diesmal findet er sie aber nicht mehr so opferwillig, so selbstvergessen. Sie antwortet ihm: „Ein Mal habe ich dem, was ich für Recht erkenne, das ungeheuerste Opfer gebracht, welches Menschen zu bringen fähig sind. Es ist mir nicht gelungen, dem Schicksale selbst schien es nicht zu gefallen, es nahm es nicht an. Nie tue ich dergleichen wieder, das gelobe ich dir bei dem, was dir das furchtbar Heiligste sein mag. Ich werde nie wieder die Erste sein, die sich von dir trennt, und wenn Himmel und Hölle, die Welt und du selbst mir gegenüber stehen. — Den Kelch, den mir mein Gott reicht, ich will ihn leeren; selbst nur nehme ich ihn nicht wieder.“

Die geplante Heirat kam nicht zustande. So erstaunlich es klingen mag: die Korrespondenz geht weiter fort und nach wie vor zeichnet Finckenstein seine Briefe mit seinem stereotypen „Ewig dein Karl“.

Er, der wiederholt feig und schmählich von ihr abgefallen war! Die Erinnerung daran scheint ihm nicht im geringsten gestört zu haben. Es gibt Menschen, die es ganz natürlich finden, vorkommendenfalls den zu verraten, den sie zu lieben glauben. — Allmählich wird Finckensteins Ton kühler und endlich so gleichgiltig, ja so geringschätzig, daß Rahel sich dagegen aufbäumt. Es kommt zum vollständigen Bruche. Zwölf Jahre vergehen, ohne daß eines dem andern ein Lebenszeichen gibt; erst nach diesem langen, von wechselnden Schicksalen und Leidenschaften ausgefüllten Zeitraume sehen sie sich wieder. Das Tagebuchblatt, welches von diesem Zusammentreffen berichtet, ist reich an psychologischen Rätseln. „Dein Mörder!“ denkt sie, als sie ihn erblickt und Tränen kommen ihr in den Hals und in die Augen. Sie durchschaut ihn ganz, beurteilt ihn schonungslos, nennt ihn einen beschränkten, unfesten Mann, der wie solche auch störrisch sein kann, aber der Zauber, den er einst auf sie ausübte, ist noch immer nicht gebrochen. Sie gesteht sich: „Und nun, da ich ihn sah und besah, fühlte ich, wußte ich, daß ich ihm treu geblieben war, so wie er ist, trotz meiner Kenntnis von ihm. Hätte er gestern durch einen Zauberring alles, was in den zwölf Jahren vorgefallen ist, ungeschehen machen können, so hätte er sich mein ganzes Leben wieder anlocken können, wenn er gewollt hätte.“

Möchte man nicht an alle Wunder des Magnetismus glauben, wenn man dies Geständnis liest, sich nicht beklommen fragen, ob denn wirklich unsere Erkenntnis, unser sittliches Gefühl nichts vermögen, sobald ein unbekanntes Fluidum auf unsere Nerven einwirkt? Wenn irgend etwas, so scheint mir diese unbegreifliche Herrschaft, die hier eine schwächliche, armselige Persönlichkeit über eine reichbegabte, kraftvolle ausübt, dem unheimlichen Gebiete anzugehören, das man die Nachtseite der Natur nennt.

Es war Rahels letzte Begegnung mit Finckenstein; wenige Monate später starb er.

Seine Briefe füllen etwa ein Drittel des Bandes; von den ihrigen sind wenige erhalten geblieben, zudem nur solche, die unmittelbar vor dem definitiven Bruche geschrieben wurden. Die Zeugen einer früheren, glücklicheren Zeit wurden durch Zufall oder mit Absicht vernichtet, nur die Anklagen, die Schmerz und Zorn der Schwerbeleidigten entrissen, sind auf uns gelangt Sehr merkwürdig ist, daß einer dieser Briefe Rahels, und zwar ein in den heftigsten, härtesten Ausdrücken abgefaßter, nur noch in einer Abschrift von Finckensteins Hand existiert. Was konnte ihn veranlassen seine eigene Schmach zu verewigen? Wir stoßen hier überall auf Rätsel.

Wenn Rahel in ihrem Tagebuche sagt, sie sei Finckenstein in den langen zwölf Jahren der Trennung

treu geblieben, so ist dies wohl nur in dem Sinne gemeint, daß sie bei seinem Anblicke sich neuerdings in seinem Banne fühlte. Seiner Gegenwart entrückt, war sie leidenschaftlichen Empfindungen für andere sehr wohl zugänglich. Jenes Jahr, nachdem sie mit Finckenstein für immer gebrochen hatte, lernte sie während eines längeren Aufenthaltes in Paris einen jungen hübschen Hamburger namens Bockelmann kennen; beide faßten für einander ein lebhaftes Interesse, das sich bald bis zur Zärtlichkeit steigerte. Der junge Mann weiß den Reiz dieses Geistes voll Originalität und Sprühkraft zu würdigen; Rahel, die vor nicht langer Zeit alle Qualen des Verschmähtwerdens empfunden hatte, ist um so empfänglicher für die ihr entgegengebrachte Huldigung, aber das Verlangen, einander dauernd anzugehören, scheint sich in keinem von beiden geregt zu haben. Nirgends gibt der Gedanke an eine Vereinigung in künftigen Tagen, seien diese auch ferne, dem Verhältnisse einen ernsteren Hintergrund. Es ist und bleibt eine flüchtige Begegnung wie die zweier Reisenden, die, vom Zufall zusammengeführt, sympathisch zueinander hingezogen, einen Teil der Fahrt in heiterem, genußreichen Verkehr verbringen und sich da, wo ihre Wege auseinandergehen, Lebewohl sagen, um allein weiter zu wandern. Sie haben eben andere Zielpunkte. Höchstens, daß die für eine kurze Zeit Zusammengesellten sich aus der Ferne noch eine Zeit-

lang Grüße senden, bis auch dieser Nachhall trauter Stunden verklingt und die Dämmerung schattenhaft zerfließt. So geschah es hier. Nur wenige Wochen währte das Glück — sie selber gebraucht dieses Worte — das Rahel im Umgange mit Bockelmann fand, dann riefen ihn zwingende Notwendigkeiten nach Cadix. Rahel schreibt ihm oft und ausführlich. Sie hegt die innigste Teilnahme für den jungen Freund und empfindet die Trennung von ihm als Schmerz. Da sie jedoch vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft an wußte, daß ihnen verschiedene Lebenswege angewiesen waren, da hier von keinem Unrechte, keinem Treubruche die Rede sein konnte, so war diesem Schmerze keine Bitterkeit, kein Zorn beigemischt. Gefaßt fügte sich Rahel in ihr Los und bewahrte sich den freien Blick, die lebendige Empfänglichkeit für alle Erscheinungen des Lebens. Sehr interessant sind in diesem Teile des Buches die nur flüchtig skizzierten und dennoch höchst lebendigen Schilderungen, die Rahel auf einer Reise durch Holland von diesem Lande entwirft. Es kommt ihr vor „wie eine Herrenhuterei; schön propre zum Bewundern und zum Todängstigen. Hat man eine Stadt, ein Dorf gesehen, so kennt man alle: denn Amsterdam selbst ist nichts als viele Herrenhutereien zusammengerückt, ebenso rein, so still, so tot, die handeltreibende, berühmte Stadt."

Noch weniger ist sie bei der Rückkehr nach Berlin

von den dortigen Zuständen erbaut; Verfassung, Theater, Klima, alles erregt ihren Widerwillen. Sie fühlt sich da am wenigsten zu Hause, wo sie zu Hause ist; sie kennt nichts Glücklicheres, als im rechten Lande geboren zu sein, nichts Unglücklicheres als das Gegenteil. An diese Klagen knüpfen sich Projekte eines Wiedersehens in Paris, die sich jedoch nicht verwirklichen sollten. Ungefähr ein Jahr lang währte diese Korrespondenz, dann kehrte Bockelmann auf einige Zeit nach Deutschland zurück und besucht seine Freundin in Berlin. Nur noch zwei Briefe folgen nach dieser Begegnung; dann scheint jeder Verkehr zwischen ihnen plötzlich abgebrochen. So viel ich mich erinnern kann, wird auch in Rahels Briefen und Tagebüchern aus späterer Zeit des einst so zärtlich geliebten Freundes nicht wieder gedacht. Das ganze Verhältnis gleicht einer jener schwimmenden Inseln in südlichen Meeren, die, in reichem Blumenschmucke prangend, eine Weile auf der Wasserfläche umhertreiben und dann verschwinden, als wären sie nie gewesen.

In diesem Abschnitte ist es Rahel, die allein das Wort führt; die Briefe Bockelmanns fehlen. Er war vorsichtig genug, sie nach Rahels Tod von Varnhagen zurückzuverlangen. Menschen von zarter und keuscher Empfindung scheuen die Publizität, wenn es sich um ihre Herzensangelegenheiten handelt, es wäre denn, daß

eine künstlerische Form diese verklärte und das rein Persönliche von ihm ausschiede.

Man wird wohl kaum irren, wenn man Rahels plötzliches Verstummen Bockelmann gegenüber in Zusammenhang mit der Leidenschaft bringt, in der sie eben jetzt für einen spanischen Diplomaten, Don Raphael Urquijo, entbrannt war. Es ist schwer, ja unmöglich, sich von dem Verhältnisse dieser Beiden eine deutliche Vorstellung zu machen, denn der weitaus größere Teil dieser Korrespondenz ging verloren und die Briefe, die erhalten blieben, sind nicht genügend, uns über den ferneren Verlauf der Dinge aufzuklären. Sie stammen aus der ersten Zeit dieser Verbindung und zeigen uns Rahel von einer Liebesraserei ergriffen, gegen die der kühle Ton des mit so maßloser Zärtlichkeit Überhäuften besonders absticht. Varnhagen erzählt in seinen Aufzeichnungen Urquijo habe Rahel leidenschaftlich geliebt, sie aber durch törichte unbegründete Eifersucht sehr unglücklich gemacht, bis sie, aufs Äußerste getrieben, sich endlich von ihm losriß. Wir müssen der Angabe eines so gutunterrichteten Gewährsmannes Glauben schenken, wenn sich auch in den hier mitgeteilten Briefen Urquijos nicht ein Wort vorfindet, das zu ihrer Bestätigung dienen könnte. Nirgends begegnet man in ihnen dem Ausdruck einer tiefen, starken Empfindung. Um so überschwänglicher sind die Dithyramben, die Rahel anstimmt. All ihr früheres Leben, Lieben und Leiden ist vergessen,

ihr ganzes Sinnen, Fühlen, Trachten in dem Geliebten aufgegangen. Wie wenig dieses neue Ideal solche Anbetung verdiente, können wir aus Rahels späteren Mitteilungen an Andere ersehen. Urquijo behandelte sie aufs grausamste, warf ihr erbarmungslos ihre Vergangenheit vor, erklärte ihr unumwunden: „Je vous aime mais je ne vous estime pas" und dennoch konnte die Betörte nicht von ihm lassen. Von dem Tone, den er sich ihr gegenüber für erlaubt hielt, mag die Szene einen Begriff geben, die Rahel in einem Briefe an Varnhagen erzählt. Sie schreibt: „So sollst du auch denken, daß einen Tag, von dem ich dir schon sprach, ich mit Urquijo im Tiergarten von der Bleiche aus ging und ich eine schöne fremde Dame in einem Wagen in der Nähe sehen wollte, er, ohne daß ich erraten konnte warum, ganz wütend und zusammenhangslos geworden war, er mir sehr Hartes sagte, ich nur seufzte: „Dieu! Dieu!" und er hinzufügte: „Que veux-tu? Finckenstein t'a traitée comme cela, cela ne doit pas être nouveau pour toi." — „Dieu!" sagte ich, beinahe nicht zu ihm, im tiefen Walde, gegen das Wasser, bei der Abendsonne, „si cela etait dit dans une tragédie, tout un parterre frémirait, ou fondrait en larmes". — „Eh bien!" sagte er, „c'est vrai, cela même devrait te détacher de moi; cela devrait te prouver que nous ne pouvons pas vivre ensemble." Man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll, ob

über die Brutalität, die solche Worte eingibt, oder über die Unterwürfigkeit, die angesichts so tödlicher Beleidigungen nur Seufzer hat. Zwei Jahre währte dies unglückliche Verhältnis; wer den entscheidenden Anstoß zu seiner Lösung gab, ersehen wir nicht. Urquijo blieb noch lange Zeit in der preußischen Residenz, kam aber nur selten mit Rahel zusammen. Im Jahre 1812 treffen sich beide in Prag. Urquijo sagt ihr, daß er sie in Berlin aufgesucht habe; von seiner Roheit angesteckt, erwidert sie: „Oui, parceque vous étiez dans le malheur." Später kehrte Urquijo in seine Heimat zurück und entschwand Rahels Augen für immer. Varnhagen sagt uns, daß sie den Schmerz, den diese Leidenschaft ihr bereitete, nie verwunden habe. Da kann man denn abermals die Frage nicht unterdrücken: Was war es, das sie an diesen Urquijo kettete, sie seine verrückten Launen ertragen ließ und ihr Herz wie mit ehernen Klammern festhielt? Seine geistige Bedeutung konnte es wahrlich nicht sein, ebensowenig der Adel seines Gemütes. Wie voreinst bei Finckenstein war es wieder nur der Zauber der Persönlichkeit, dem sie sich willenlos gefangen gab.

Sie war viel zu scharfsichtig, um sich über den inneren Gehalt eines Menschen zu täuschen, aber sie tat ihrem besseren Ich Gewalt an, um einem dunklen Triebe und Zuge sklavisch zu folgen. Da gab es freilich kein anderes Ende als Verzweiflung. Gründlich

hat Rahel diese durchgekostet, für den verhängnisvollen Irrtum ihres Lebens schwer gebüßt. Dieser Irrtum war, den Reiz, den ein Mensch für sie hatte, höher anzuschlagen, als dessen Charaktereigenschaften. Nicht nur in der Liebe, auch in der Freundschaft ist Rahel Verbindungen eingegangen, die ihrer unwürdig waren. Ist es ein Wunder, wenn sie bei solcher Lebensführung fortwährend Ursache hat, über Kränkungen und Mißhandlungen zu klagen? Man erniedrigt sich nicht ungestraft; die Frevel, die man an sich selbst begeht, rächen sich am bittersten. Rahel wollte um jeden Preis amüsiert oder emotioniert sein; geschah dies, so ging sie über alle sittlichen Bedenken gleichgiltig hinweg. Nicht ihr allein ist dies als Schuld anzurechnen. Sie war eben ein Kind ihrer Zeit — einer Zeit, in der — namentlich in den tonangebenden Kreisen Berlins — der Kultus einer frivolen Genialität und ihres souveränen bon plaisir jeden anderen verdrängt hatte, bis endlich der ganze moralisch unterwühlte Staat bei Jena zusammenbrach.

Es wäre unstatthaft, an Bücher wie das vorliegende den Maßstab literarischer Kritik anzulegen; sie entziehen sich ihm, weil sie nicht Kunstwerke, sondern unmittelbare, nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Herzensergüsse sind. Varnhagen selber meint in seinen „Denkwürdigkeiten“ in bezug auf die verloren gegangenen Briefe an Urquijo: „Es scheint, als solle

dergleichen nicht zum literarischen Denkmale werden, sondern heimgehen mit den Personen, denen es unmittelbar angehörte." Ein sehr richtiges Gefühl! Aber warum war er dann bemüht, diesen Lauf der Dinge, in dem er selbst den rechten ahnte, zu hindern? — Ich möchte wohl wissen, ob es außer Varnhagen noch einen Mann gegeben hat, der sichs angelegen sein ließ, die Liebesbriefe seiner Frau an Andere für den Druck vorzubereiten.

Marie v. Ebner-Eschenbach.

1. Erzählungen. — Leopold Kompert und Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Beilage zur „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, Mai 1875.)

Es ist eine unleugbare Tatsache, daß die literarische Sympathie der Gegenwart sich von den Dichtungswerken in metrischer Form ab- und dafür um so entschiedener dem Roman, der Erzählung, der Novelle zuwendet. Zum Teil mag dies in dem realistischen Zug der Zeit begründet, zum Teil mag es dem Umstand zuzuschreiben sein, daß sich unter der jüngeren Poeten-Generation — und der Jugend gehört die Welt — weder ein Dramatiker noch ein Lyriker ersten Ranges befindet, während sie eine nicht geringe Anzahl bedeutender, zum Teil großartiger Erzählertalente aufzuweisen hat. Wie natürlich fühlt sich das Publikum von dem Gebiet, auf welchem ihm im Augenblick das Beste geboten wird, am meisten angezogen, und betätigt seinen Romanciers und Novellisten gegenüber ein reges, lebendiges Interesse. Ja, es geht

in seiner Vorliebe für die Dichtungsform der Gegenwart so weit, daß es mitunter auch Werken von sehr mäßigem literarischen Wert eine Teilnahme und Verbreitung angedeihen läßt, über die man staunen muß. Freilich gleicht es dieses Übermaß von Empfänglichkeit nicht selten durch die gleichgiltige Aufnahme des Vortrefflichen wieder aus.

Um nur ein Beispiel anzuführen, möchte ich auf Louise v. François „Die letzte Reckenburgerin“ hinweisen. Mit vollem Recht nennt Karl Hillebrand, der geist- und geschmackvolle Kenner, diesen Roman den besten, der seit 25 Jahren in Deutschland erschienen ist. Nichtsdestoweniger hat dieses wahrhaft ausgezeichnete Werk, das eine an die Droste erinnernde Geistestiefe und Gestaltungskraft bekundet, nur in einem verhältnismäßig kleinen Kreise die verdiente Würdigung gefunden; dem großen Publikum ist es bis auf den Titel unbekannt geblieben. So erwahrt sich der alte Spruch: daß auch Bücher ihre Schicksale haben, bald unter einem günstigen, bald unter einem ungünstigen Stern das Licht der Welt erblicken. Das läßt sich nicht ändern; auch hier macht der blinde Zufall sein Recht geltend. Um so mehr hat jedoch der einzelne dafür zu sorgen, daß er selbst, so viel er vermag, Gerechtigkeit übe und nach dem Maß seiner Kräfte den Weizen von der Spreu sondern helfe. Ich glaube in diesem Sinne zu handeln, indem ich die

Lesewelt auf zwei neue literarische Erscheinungen aufmerksam mache, die sowohl durch die Wichtigkeit der darin behandelten Probleme, als durch das Talent und die Gesinnung, die sich darin aussprechen, sich vor vielen Erzeugnissen desselben Genres vorteilhaft auszeichnen. Ich meine damit Komperts Roman „Zwischen Ruinen" (Berlin 1875) und die soeben in Cottas Verlag erschienenen Erzählungen der Freiin Marie v. Ebner-Eschenbach.

Komperts Ruf als Erzähler ist längst fest begründet. Schon sein erstes Buch, „Aus dem Ghetto", das er im Jahre 1848, also in einem nichts weniger als literaturfreundlichen Moment, veröffentlichte, fand eine so günstige Aufnahme, eine so rasche Verbreitung, daß wenige Monate später eine neue Auflage veranstaltet werden mußte. Bei dem Werk eines bis dahin gänzlich unbekannten und von keiner Reklame unterstützten Schriftstellers will dies nichs geringes bedeuten. In erster Linie hatte Kompert diesen großen und wohlverdienten Erfolg seinem Talent und dem richtigen Instinkt zu verdanken, der ihn gleich beim ersten Versuch erkennen ließ, unter welchem Zeichen ihm der Sieg verheißen sei. In zweiter Reihe kam der Umstand hinzu, daß der Stoff, den er gewählt hatte, in innerem Zusammenhang mit einer drängenden Frage der Zeit stand. Nicht als ob die Erzählungen aus dem jüdischen Volksleben, die das Buch enthält, einen

tendenziösen Charakter trügen — Kompert ist zu sehr Dichter, um auf anderem als künstlerischen Wege wirken zu wollen; allein aus der einfachen, wahrheitsgetreuen Darstellung des Tatsächlichen ging in diesem Falle ganz von selbst eine Anklage gegen die Intoleranz der die Juden betreffenden Gesetze und ein Plaidoyer für die Unterdrückten hervor. Davon abgesehen, fesselte das Buch durch die vollkommene Neuheit seines Gegenstandes, die Fremdartigkeit der Sitten, Zustände und Anschauungen, mit denen es den Leser bekannt machte, vor allem aber durch das überaus fein und geistreich ausgearbeitete Detail, mittels dessen es die Absonderlichkeiten deutet und erklärt, die eine vielhundertjährige Isolierung im jüdischen Wesen großgezogen hat. Selbstverständlich ist hier nicht von jener Klasse Juden die Rede, welche, lange bevor die Gesetzgebung sich dazu entschloß, durch Bildung und geistigen Anschluß ans Allgemeine sich selbst emanzipierten, sondern von den unteren Schichten der jüdischen Bevölkerung, die, in Dörfern oder kleinen Landstädten lebend, mit ihrer christlichen Umgebung in keinem anderen als einem geschäftlichen Verkehr stehen, keine anderen Bildungsmittel benutzen als ihre heiligen Bücher, und kein anderes Glück kennen als das der Familie. Eine solche teils aufgezwungene, teils freiwillige Beschränkung des geistigen Blickes und der Gefühlssphäre muß notwendig dem Charakter viele

seltsame, wunderliche Züge einprägen, einzelne Anlagen ungewöhnlich stark entwickeln, andere halb verkümmern lassen. Uns das Verständnis der Eigentümlichkeiten des Lebens im Ghetto näher zu bringen, uns in einer durch schwere Leiden und lange Erniedrigung entstellten Volksphysiognomie das allgemein Menschliche, uns Verwandte, gewahren zu lassen, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit denjenigen einzuflößen, die ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung zu sein pflegten, das war die Aufgabe, welche Kompert sich schon bei seinem ersten Auftreten stellte, und die er seither mit einer tiefster Sympathie entspringenden Treue fast ausschließlich verfolgt hat. Zu ihr gesellte sich im Laufe der Jahre noch eine zweite, innerlichst mit ihr verbundene. Auch für das jüdische Volk war eine neue Zeit angebrochen; die gesetzlichen Schranken, welche es bis dahin in ungesunder Abgeschlossenheit gehalten hatten, fielen eine nach der anderen; die Wahl eines Lebensberufes wurde nicht länger durch engherzige Verordnungen beschränkt. Wenn aber auch de jure kein Ghetto mehr bestand, so waren doch die Anschauungen, die Denk- und Gefühlsweise, die er erzeugt hatte, keineswegs mit ihm entschwunden, und es entstand die Frage: in welchem Sinne und bis zu welchem Grade die bürgerliche Gleichstellung auf die jüdische Volksseele wirken werde. Diese Frage bildet den geistigen Kern von Komperts späteren

Werken: „Böhmische Juden“, „Am Pfluge“; auch in vielen kleineren Erzählungen hat er dasselbe Thema bald in anmutig humoristischer, bald in ergreifender Weise variiert. Wenn er die inneren Kämpfe schildert, die durchgerungen werden müssen, um den Bruch mit der Vergangenheit, gleichviel wie trostlos diese war, zu vollziehen, so gemahnt es einen an den nach langer, langer Haft Befreiten, der seinen Kerker nicht verlassen mochte. Man vergesse nicht, daß ein religiöses Gesetz den Juden die Gemeinschaft mit Andersgläubigen verwehrt, daß so manche veraltete Vorschriften des Judentums mit den Anforderungen des modernen Lebens nicht zu vereinbaren sind. Wie könnten dabei schmerzliche Konflikte vermieden werden? Aller Starrsinn, den ein langer Druck in den Gemütern erzeugen kann, die tiefe Anhänglichkeit an die Satzungen, Sitten und Gebräuche, in denen sie bisher ihren einzigen Halt fanden, die ganze Macht des Traditionellen bäumt sich in ihnen noch einmal auf und erschwert den Übergang in die neue Ära. Vieles muß aufgegeben, vom Herzen losgerissen werden, um das Heimatrecht in dieser zu gewinnen. Mit gutem Grund betitelte Kompert seinen neuesten Roman „Zwischen Ruinen“.

Die in Österreich eingeführte Notzivilehe ist es, die hier den Dichter beschäftigt. Das Gesetz gestattet die Ehe zwischen Christen und Juden nur unter der Bedingung, daß beide Teile sich als konfessionslos

erklären — eine harte Klausel, wenn man bedenkt, wie untrennbar bei den meisten gewisse religiöse Vorstellungen und Gemütsbewegungen mit allen ihren Jugendeindrücken und Jugenderinnerungen verwebt sind. Um sich dieses Auswegs ohne innerliches Widerstreben zu bedienen, muß man entweder auf jener geistigen Höhe stehen, von der aus betrachtet die Formen, in welche sich die Ahnung eines Göttlichen kleidet, nur äußerlich und deshalb gleichgiltig erscheinen, oder man muß frivol und oberflächlich genug sein, um überhaupt kein religiöses Bedürfnis zu verspüren. Die beiden Hauptpersonen des Kompertschen Romans sind von dem einen so entfernt wie von dem anderen. Der Weg zum Glück steht ihnen offen, ihr Herz drängt sie nach ihm hin, und schaudert doch wieder ängstlich zurück, wenn sie ihn betreten wollen.

Die Handlung begibt sich im nördlichen Böhmen, in einem jener Distrikte, in welchen die Rivalität des tschechischen und des deutschen Elements der religiösen Antipathie auch noch die politische beigesellt. Der katholische Tscheche haßt in dem Juden nicht nur den Andersgläubigen, sondern auch den fast durchgängig zur deutschen Partei Gehörigen. In einem Städtchen dieser Gegend lebt der wohlhabende jüdische Fabrikant Jonathan Falck. Er ist mit einer Frau seines Glaubens verheiratet. Ihre Ehe gilt für glücklich, weil die beiden Gatten friedlich nebeneinander hinleben; niemand denkt

daran, daß zum Glück einer Ehe unendlich mehr erforderlich ist. Jonathan und Bella passen nicht zueinander. In ihm ist vor allem das Gefühlsleben mächtig, während ein scharfer überlegener Verstand der Grundzug ihres Wesens ist. Ohne es zu wollen, verletzt sie ihren Mann bald durch den geistigen Hochmut, der sie, die in einer gebildeteren, aufgeklärteren Gemeinde aufgewachsen ist, den Verkehr mit ihrer jetzigen Umgebung meiden läßt, bald durch ihre Gleichgiltigkeit gegen die rituellen Vorschriften. Nicht als ob er ein Zelot wäre; er ist nur einer jener Menschen, die gern dem geringfügigsten eine Bedeutung unterschieben, um ihrer Überfülle von Pietät Abfluß zu verschaffen. Um die Dogmen kümmert er sich wenig; hingegen ist es ihm hochwichtig, daß „König Sabbath“ mit den gebührenden Ehren empfangen und alles in der Weise seiner orthodoxen Eltern gehalten werde. Der Zufall führt Dorothea, die halberwachsene Tochter eines armen deutschen Webers, in diesen Familienkreis, und bald erlebt Jonathan die Genugtuung, die zahllosen Vorschriften des jüdischen Rituals in seinem Hause pünktlich befolgt zu sehen. Und eine Christin ist es, welche dieses Wunder bewirkt. Die Erklärung liegt in der tiefen Frömmigkeit, welche Dorotheen angeboren ist, und sie in jeder Religion etwas heiliges und ehrwürdiges erkennen läßt. Dieser Zug ihres Charakters macht sie Jonathan nicht minder wert als ihre leiden-

schaftliche Zärtlichkeit für sein Söhnchen. Ahnungslos erwidert Dorothea seine Neigung; beide lieben einander ohne es sich selbst zu gestehen. Bellas früher Tod scheint eine Lösung bringen zu wollen, führt aber nur noch größeres Wirrsal herbei. Alles was bisher geschah, ist nur als Exposition zu betrachten; erst jetzt beginnt das eigentliche Drama, das harte Ringen in zwei Menschenseelen, die ihre heiße Sehnsucht nach dem Glück, das ihnen verheißend winkt, nicht in Einklang mit ihrem Gewissen zu bringen vermögen. Daß dieser Kampf in so eigenartigen Gemütern ein schwerer, bedrängnisvoller sein muß, braucht nicht erst gesagt zu werden. Seine Mühen und Qualen hier wiederzugeben, seinen Ausgang mitzuteilen, würde zu weit führen, und könnte überdies nur auf Kosten der Spannung geschehen, mit welcher die Leser des Romans seinem Gange folgen werden.

Von mancher Seite her dürfte dem Verfasser der Vorwurf gemacht werden, daß uns seine eigene Ansicht über die Institution, die ihm das Motiv zu seinem Werke gab, zweifelhaft bleibt. Mit Recht könnte er jedoch darauf erwidern: daß jede Polemik ganz außerhalb seiner Absichten lag; daß er nicht Gesetze verbessern, sondern nur die Konflikte, die hervorzurufen sie geeignet sind, schildern wollte; daß überhaupt ein Kunstwerk nur darzustellen, nicht zu beweisen hat. Mehr Grund möchte das Bedenken haben ob der

Autor nicht besser getan hätte, seinen Helden mit etwas mehr Männlichkeit und Willenskraft auszustatten. Der Kampf, der hier in einer Menschenbrust tobt, wäre ergreifender, wenn ein starkes Herz ihn zu bestehen hätte, und schließlich aus eigener Erkenntnis das Richtige wählte. Jonathans Schwäche, die ihn jedem Einflusse preisgibt, vermindert unsere Teilnahme für ihn. Fast möchte man es nur als einen glücklichen Zufall betrachten, daß das gute Prinzip, das durch die alte blinde Lehrerswitwe Veile Oberländer vertreten wird, den Sieg davonträgt. Bei einem Menschen, der so ganz der Selbstbestimmung ermangelt wie Jonathan, könnte ebenso zufällig der haßvolle Wahn, der wilde Fanatismus, dessen Repräsentant sein halbtoter Bruder ist, die Oberhand gewinnen. Da es jedoch in der Wirklichkeit genug ähnliche Charaktere gibt, so hat man kaum die Befugnis mit dem Autor darüber zu rechten, daß er in seinem Helden eine dieser weichen, jedem Anstoße folgenden, Naturen darstellte.

Was die Ausführung betrifft, so läßt sich kein Tadel dagegen erheben; die Gestalt ist wahr und in allen Schwankungen fein empfunden. Dasselbe gilt von Dorothea, deren Wesen mit reizenden Zügen bedacht ist. Merkwürdigerweise fällt die Rolle, welche sonst das männliche Geschlecht für sich in Anspruch zu nehmen pflegt, in diesem Roman den Frauen zu: von ihrer Einsicht, ihrem hellen Verstand geleitet, tut Bella was

sie vermag, um den Moder der Vergangenheit zu beseitigen; von ihrem warmen treuen Herzen erleuchtet, lernt Veile die Vorurteile, in denen sie ergraut ist, mit Füßen treten. Hier sind die Frauen die Verkünderinnen der neuen Zeit, während die Männer zäh am Überkommenen hangen. Mit dem Fanatiker, der nach einem zügellosen Leben den Glauben als letzten Anker verzweifelnd erfaßt, hat Kompert so recht einen Schuß ins Schwarze getan. Er ist eine ebenso wahre wie durchaus originelle Figur, und die Erzählung, in der er von seiner wüsten Vergangenheit berichtet, ist allein schon ein Meisterwerk. Nicht so unbedingt, wie die feine lebendige Individualisierung jüdischer Typen, läßt sich die Führung der Handlung rühmen, die mitunter stocken, mitunter über wichtige Phasen zu rasch hinweg eilt. Der Gehalt des Romans ist jedoch zu bedeutend, als daß einzelne Schwächen der Komposition seinen Wert und seinen Erfolg erheblich beeinträchtigen könnten; durch den Gedankenreichtum, dem man überall begegnet, die Wahrheit der Charaktere, die schöne Wärme der Empfindung werden sie mehr als aufgewogen. Der Roman wird um so sicherer durchdringen, als er mit literarischer Trefflichkeit den Vorzug verbindet, ein lebenatmendes Kulturbild zu sein.

In dem Buche der Freiin Marie v. Ebner-Eschenbach begegnet man einem Erzählertalent, das mit offenem Sinn und reger Empfänglichkeit für die

Erscheinungen der Welt die Tiefe der Auffassung verbindet, ohne welche sie der inneren Begründung entbehren. Unter den fünf Erzählungen, welche der Band enthält, ist nicht eine, die nicht ein ungewöhnliches Maß von Geist, poetischer Kraft, umfassender Weltkenntnis bekundete, und nur eine in welcher Form und Inhalt sich nicht vollkommen decken. Die erste derselben, „Ein Spätgeborener", entrollt uns die Schicksale eines Idealisten, den sein Unstern in einer Zeit geboren werden ließ, die mit allen Idealen gründlich aufgeräumt und für jede schwärmerische Regung nur ein mitleidiges Lächeln hat. Vor hundert Jahren, in Höltys Tagen, hätte Andreas Muth gleichgestimmte Seelen finden können; in der nur auf Gewinn und Genuß erpichten Gegenwart stände er allein, wenn nicht ein armer Volksschullehrer die Freundschaft, die er für Andreas empfindet, auch auf dessen poetische Schöpfungen übertrüge. Die Schilderung dieses Verhältnisses und der milden Heiterkeit, die ein reiner Sinn, ein demütig sich bescheidendes Herz über ein scheinbar sonnenloses Leben ergießen, ist von rührender Schönheit. Arm, von den meisten übersehen, für andere ein Gegenstand des Spottes, ist Andreas dennoch weit entfernt, sich unglücklich zu fühlen, solang' es ihm gegönnt bleibt, sich in seiner Einsamkeit mit geliebten Traumgestalten zu umgeben und den Zusammenstoß mit der rauhen Wirklichkeit zu vermeiden. Unerwartete Ereignisse reißen

ihn aus diesem trauten Dämmerzustande. Der Schüchterne, in sich Versunkene wird in die Öffentlichkeit hinausgezerrt, und soll sich in einer Welt behaupten, die ihn so wenig versteht, wie er sie. Die Zeichnung dieses Charakters, die Schilderung der namenlosen Bedrängnis, die eine so zart besaitete Natur im Kampfe mit den niederen Mächten des Lebens empfinden muß, gehören zu dem besten, was die neue Novellistik aufzuweisen hat. Mit künstlerischer Einsicht hat die Verfasserin die Klippen vermieden, an denen die Darstellung eines solchen Seelenzustandes leicht hätte scheitern können. Ihr Held ist weder ein verkanntes Genie noch ein Phantast, sondern ein ungewöhnlich rein gestimmtes Gemüt, das instinktmäßig die höchste und reinste Sphäre aufsucht. Das Maß seines poetischen Talents kümmert uns wenig; er selbst ist ein Gedicht, wie es der Natur nur selten gelingt. Seine Schüchternheit, sein unbeholfenes Wesen hindern ihn nicht, mit festem Mannesmut das Recht und den Ruf anderer zu vertreten; unerschrocken gibt er der Wahrheit die Ehre, gleichviel, wie teuer ihm dieses Beginnen zu stehen kommt. Die Zeichnung des ganzen Charakters atmet einen liebenswürdigen, von leiser Wehmut überflogenen Humor. Denn auch diese, bei Frauen so seltene Gabe, ist der Verfasserin zuteil geworden, und kommt in manchen Figuren, häufig mit einem satirischen Beigeschmack, zur vollen Geltung, z. B. in dem vom Gefühl

seiner Würde durchdrungenen Bureauchef, dem skandalsüchtigen Journalisten Salmeyer und den Kollegen Andreas', die nach Art der Flachköpfe dasjenige verlachen, was sie nicht zu begreifen imstande sind. Das dramatische Talent, von dem Freiin v. Ebner schon früher Proben abgelegt hat, kommt ihr als Erzählerin gar sehr zu statten. Es betätigt sich in der Plastik ihrer Gestalten, in dem Geschick, womit sie die Personen perspektivisch gruppiert, und in dem fein individualisierenden Dialog.

Die zweite Erzählung „Chlodwig", beweist, daß die Verfasserin für die Darstellung starker, leidenschaftlicher Charaktere ebenso befähigt ist wie für die mimosenhaften Gemüter vom Schlag Andreas'. Das tiefe psychologische Interesse, das sie erweckt, und die frappante Schlußwendung machen diese Erzählung zur vorzüglichsten der Sammlung. Die Eigentümlichkeit der Figuren, der fatalistische, weil in inneren Notwendigkeiten begründete, Gang der Handlung, die strenge Knappheit der Form, die objektive, scheinbar kunstlose Art des Erzählens, verraten ein eifriges Studium Mérimées und Turgenjeffs, der beiden Meister der Novelle. Heines Vers „Verfehlte Lieb', verfehltes Leben" dürfte der genannten Erzählung als Motto voranstehen. Sie zeigt uns, welche moralischen Krüppel anerzogene Vorurteile ausbilden, wie sie das Herz zu lähmen und dem Willen eine seiner natürlichen Richtung

entgegengesetzte zu geben vermögen. Was von dem ursprünglichen Menschenbilde dann noch übrig bleibt, ist nur ein blutloser Schemen, und wehe dem Verblendeten, der vermeint, frisches Leben in ihm wecken zu können. Mit großer Kunst hat die Verfasserin bei der Zeichnung eines im innersten Nerv beschädigten Frauencharakters das Anwidernde fernzuhalten gewußt. Vielleicht wäre Hedwig unter anderen Verhältnissen ein liebendes Weib geworden; so wie sie ist, erblicken wir in ihr das traurige Resultat einer törichten Erziehung, das Opfer der vorurteilsvollen Umgebung, in der sie stets gelebt hat. Neben den trefflich ausgeführten Hauptcharakteren verdient die meisterhaft skizzierte Figur des Majors eine besondere Erwähnung. Er steht außerhalb der Handlung, nichts geschieht durch ihn, wir lernen ihn durch die lakonischen Äußerungen kennen, mit welchen er die Erzählung Chlodwigs unterbricht; diese sind so überaus bezeichnend, daß uns in ihnen das ganze Wesen des Mannes, und der Stand, dem er angehört, deutlich werden. Er ist der in einen Offiziersrock gesteckte Durchschnittsmensch.

Schärfe der Zeichnung und frische Lokalfärbung sind überhaupt sehr wesentliche Vorzüge dieser Erzählungen. Man kann nicht sagen, daß sie Bilder österreichischer Verhältnisse sind, dieselben Begebenheiten wären auch anderswo möglich, um so treffender schildern sie aber die dem österreichischen Stamme eigene

Anschauungs- und Gefühlsweise. „Die erste Beichte" läßt uns einen Blick in das Seelenleben eines ungewöhnlich begabten Kindes tun, das von den Seinigen zwar geliebt, aber nicht verstanden, in religiöser Exaltation die Befriedigung seines schwärmerischen Dranges sucht. An der kleinen Clary ist vor allem die vollkommene Naivetät zu rühmen, welche die Verfasserin ihr zu bewahren wußte. In Pater Joseph, dem die Aufgabe zuteil wird, dieses sich selbst unklare, schwer bedrängte Herz auf die Bahn richtigen Empfindens zu leiten und den anderen zu besserer Einsicht in das Wesen des eigenartigen Kindes zu verhelfen, lernen wir eine, trotz ihrer Schlichtheit, ehrfurchtgebietende Priestergestalt kennen. Clarys Vater und ihre Großmutter sind wahre Kabinettsstücke: er gutmütig, von redlichem Willen seine Pflicht zu tun erfüllt, aber unfähig zu begreifen, worin sie eigentlich bestehe, und eigenwillig, wie die Beschränktheit zu sein pflegt; sie edel, großsinnig, aber zu müde, zu sehr der Ruhe bedürftig, um auf die heftigen Empfindungen eines Kindes teilnehmend einzugehen. Das Ganze ist ein reizendes und rührendes Seelengemälde, von dem wohlweislich jeder frömmelnde Zug ausgeschlossen blieb.

Die kleine Erzählung „Die Großmutter" besteht eigentlich nur aus einer Szene, aber diese genügt, um uns die ganze Vergangenheit der unglücklichen alten Frau überblicken zu lassen, deren in harter Arbeit und

steter Sorge verbrachtes Leben nur einen Lichtpunkt hatte: ihren Enkel, den Sohn ihrer mißratenen, elend verkommenen Tochter. Auch ihn muß sie verlieren; in der Leichenkammer des Spitals findet sie unter den zufällig Verunglückten den vermißten Liebling wieder. Viele werden es unbegreiflich, ja empörend finden, daß sie in diesem entsetzlichen Augenblick an die Verwertung der Kleider des Toten denken mag. Die glücklicher Gestellten wissen aber nichts von der harten Kruste, die langes Elend um das Herz des Menschen legt. Unter ihr mag es seine volle Wärme, seine ganze Leidensfähigkeit bewahren, aber schön empfinden, seinem Schmerz einen verklärten Ausdruck geben, kann es nicht mehr. Der bitterste Fluch der Armut liegt in dem Zwang, das Gefühl der Sorge um das tägliche Brot zu unterordnen; ihr schwerer Druck macht die Seele endlich ebenso schwielig wie die Hände.

Die fünfte und letzte Erzählung, „Ein Edelmann“, ist in ihrem Gedankeninhalt nach vielleicht die bedeutendste, steht jedoch, als Kunstwerk betrachtet, nicht auf der gleichen Höhe mit ihren Vorgängerinnen. Sie leidet an den Folgen, die eine Verrückung des natürlichen Schwerpunkts nach sich zieht. Diesen Schwerpunkt bildet hier Gräfin Beate, sie müßte daher die Hauptfigur sein. Selbst dann bliebe es noch fraglich, ob der enge Rahmen einer Erzählung für die Ausführung eines solchen Charakterbildes ausreichend wäre.

Der Stoff hätte zu einem Roman gestaltet werden sollen, denn nur die breite Behandlung, welche dieser gestattet, ja fordert, hätte eine überzeugende Motivierung der Untaten ermöglicht, zu welchen Beate sich hinreißen läßt. Um zu begreifen, wie der Hochmut an einer Seele nach und nach alle menschlichen Regungen zu ersticken vermag, müßten wir ihren Entwicklungsgang genau kennen lernen. Weil die Prämissen fehlen, die uns eine solche Erscheinung erklären sollten, macht sie uns den Eindruck des Gespenstischen, Spukhaften. Ist aber diese Erzählung, trotz mancher großen Schönheiten, die sie enthält, nicht tadellos, so gewinnt sie nichtsdestoweniger eine schwerwiegende Bedeutung durch den geistvollen Ernst, womit darin eine soziale Frage erörtert wird — die Frage: ob, unter den gänzlich veränderten Verhältnissen, welche die Neuzeit hergestellt hat, der Geburtsadel sich wird behaupten können. Ich tue wohl am besten, die Ansicht der Verfasserin mit den Worten wiederzugeben, welche sie der edelsten Gestalt ihrer Erzählung in den Mund legt. Wolfram, der, von seiner Überzeugung dazu bestimmt, sich seines Grafentitels begeben hat, äußert gegen seinen Sohn Leo:

„Solange das Feudalwesen sich in seiner Kraft behaupten konnte, hatte es ein Recht, sich zu behaupten. Diese Kraft büßte der Adel dadurch ein, daß er versäumte, sie auf edle und gemeinnützige Ziele zu richten. Er erfuhr die Konsequenz ewiger sittlicher

Gesetze, indem er mit dem Rechte zu bestehen auch die Möglichkeit zu bestehen verlor."

Für den Fall, daß Leo einst aufgefordert werden sollte, den Rang und die Güter anzutreten, auf welche sein Vater verzichtet hat, läßt Wolfram ihm freie Wahl, nach seiner eigenen Erkenntnis zu handeln, nur Ganzheit im Wollen und Tun macht er ihm zur Pflicht: „Sei als Graf Tannberg kein Fabrikant, nenne dich nicht Graf Tannberg, wenn du ein Fabrikant bist. Das eine schließt das andere aus. Der ehrenwerteste Kaufmann verfolgt materielle, der Edelmann, im wahren Sinne, ideale Zwecke. In dem Augenblick, wo der letztere vergißt, daß in ihnen, und in ihnen allein, seine Kraft wurzelt, hat er sich als Edelmann aufgegeben."

Ich habe dem Buch die eingehende Würdigung gezollt, die es, vermöge seines geistigen Gehalts und seines poetischen Reizes, beanspruchen darf. Meiner Empfindung, meinem Urteil nach gehört es zu jenen Büchern, die ihrem Verfasser in jedem Leser einen Freund erwerben.

2. Božena.

(Beilage zur „Augsburger Allgemeinen Zeitung", 1876.)

Es mögen jetzt anderthalb Jahre her sein, daß, gleichfalls im Cottaschen Verlag, ein Band Erzählungen

von derselben Verfasserin erschien und alsbald die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums auf sich lenkte. Was der bis dahin in Deutschland wenig bekannten Schriftstellerin zu diesem raschen Erfolg verhalf, war nicht nur ihre überaus reizende und anmutige Erzählergabe, es war vor allem die überzeugende Lebenswahrheit ihrer Gestalten, das warme Leben, das in ihnen pulsierte. Der Leser mußte ihnen seine Teilnahme schenken, denn als Wesen seines Stammes, nicht als blutlose Schemen, traten sie vor ihn hin: die einen lächelnd, oder ein Lächeln hervorrufend, die andern mit trüb umflortem Blick, von der Last des Unglücks oder der Schuld gebeugt, aber alle ohne Ausnahme wahre, wirkliche Menschen, mit den Vorzügen und den Fehlern, dem Adel und der Schwäche ausgestattet, die unseres Geschlechtes Erbteil sind. Und wie die Zeichnung der Charaktere einen seltenen Scharfblick für die verschiedenartigsten Seelenzustände verriet, so bekundete das Gefüge der Handlung, die Art und Weise wie die äußeren Begebenheiten motiviert und herbeigeführt waren, eine große Weltkenntnis, ein starkes Gefühl für die Wirklichkeit und infolgedessen ein reges Verständnis für die Verhältnisse der Gegenwart, für die Forderungen, die sie stellt, die inneren und äußeren Konflikte, die sie heraufbeschwört. Wer da Augen hatte um zu sehen, der erkannte in diesen Erzählungen das Walten eines ebenso gebildeten wie

begabten Geistes, eines Gemütes, dem nichts menschliches fremd geblieben ist, eines Talents, dem die Fähigkeit ward, die der Wirklichkeit, wie das Gold dem Erz, eingesprengte Poesie ans Licht zu fördern. Das erklärt den Beifall, den sie fanden, das berechtigte jeden, der sich an ihnen erfreute, den ferneren Leistungen der Verfasserin mit hochgespannten Erwartungen entgegen zu sehen.

Diese Erwartungen wurden nicht getäuscht, sondern weit eher übertroffen. Alle Vorzüge, welche das frühere Werk Frau v. Ebners dem Publikum lieb und wert machten, finden sich in ihrem letzterschienenen, der einen Band füllenden Erzählungen „Božena“, wieder, aber eine fortschreitende Reife der Einsicht und eine größere literarische Erfahrung haben dieselben zu noch freierer Entwicklung gebracht. Wie eine Singstimme durch fortgesetzte Übung an Schönheit und Rundung des Tones gewinnt, so hat das Talent der Verfasserin, durch den Fleiß, der ihr zur Seite steht, zusehends an Umfang und Tragweite gewonnen. Ich meine nicht den Fleiß, der darin besteht, tagtäglich so und so viel Bogen vollzuschreiben — den haben nur gar zu viele! — sondern die künstlerische Gewissenhaftigkeit, die alles nur leidlich Gute als ungenügend verwirft, die, statt sich mit einem à peu près zu begnügen, an einem Werk unverdrossen schafft und feilt, bis sie es von der unscheinbarsten Makel befreit und nach bestem

Erkennen und Vermögen alle seine Teile harmonisch zusammengestimmt hat. Dieser Fleiß, diese unnachsichtige Strenge gegen sich selbst, diese Hingebung, die keine Mühe und Arbeit scheut, wenn sie dem im Entstehen begriffenen Werke zu gute kommen können, sie sind es, die den Künstler vom Dilettanten unterscheiden, wenn auch die ursprünglichen Anlagen beider sich zufällig die Wage halten sollten. Man muß in der Kunst sein höchstes Lebensglück erblicken, wenn man den Mut finden soll, ihr die Opfer zu bringen, die sie verlangt. Das wissen die Dilettanten nicht, die da meinen mit ihr tändeln zu dürfen, und noch weniger ahnen es die Handwerker, die sie als Gewerbe betreiben.

Die Erzählung bewegt sich in einfachen Verhältnissen; ihr bescheidener Schauplatz ist teils eine mährische Landstadt, teils ein in der Nähe desselben gelegenes gräfliches Schloß. Die Menschen, die sie uns vorführt, stehen, die großartig angelegte Hauptfigur ausgenommen, auf einem Niveau mit vielen anderen Erdenkindern, und eben so wenig Anspruch auf Absonderlichkeit haben die Begebenheiten, von denen sie berichtet. Worin liegt nun der Zauber, mit dem sie uns dennoch gefangen hält? Wie kommt es, daß wir den Lebenswegen dieser Menschen, an denen wir, wenn wir ihnen in der Wirklichkeit begegneten, vielleicht gleichgiltig vorübergehen würden, mit gespanntem Interesse folgen müssen? Es kommt daher, daß wir sie hier bis

zur innersten Herzensfaser kennen lernen und aus ihrem Charakter heraus ihr Tun und Lassen, ihr ganzes Schicksal mit unabweislicher Notwendigkeit sich entwickeln sehen. Die Wirklichkeit mit ihren tausend Zufälligkeiten ist gleichsam ein Nebel, der unseren geistigen Blick beschränkt, beirrt und ihn hindert, die Erscheinungen in ihrer Totalität aufzufassen. Die Poesie hat den Beruf, ihn mit ihrem mächtigen Odem zu zerstreuen und aus dem wüsten Chaos eine von ethischen Gesetzen beherrschte Welt zu schaffen.

Eine solche Welt erschließt sich uns in diesem Buch; eine allerdings eng begrenzte, aber festgefügte, abgeklärte, dem Spiel des Zufalls entrückte Welt. So klein sie ist, hat sie doch Raum genug für die Entwicklung der verschiedenartigsten Charaktere, für das Gewoge edler und niedriger Leidenschaften, Raum genug für Lust und Weh, Schuld und Sühnung. Die Menschen, die sie bevölkern, haben Blut in den Adern und sicheren Boden unter den Füßen. In der Führung ihrer Schicksale ist wohl ein leitender Gedanke — und wer möchte einen solchen vermissen? — aber keine Willkür und keine Absichtlichkeit bemerkbar. Mit selbstständigem Leben ausgestattet, werden sie nur von jener geheimnisvollen Kraft bestimmt, gelenkt, die, man mag sie Willen, Instinkt, angeborenen Charakter nennen, des Menschen tiefstes, unveränderliches Wesen ausmacht und sein Handeln bedingt. Die Kraft, mit welcher der

Grundzug ihres Wesens hervorgehoben ist, erhebt sie zu Typen, tausend feine, eigentümliche Züge verleihen ihnen den Reiz, der in der Kunst wie im Leben nur die individuelle Besonderheit ausübt. Es wird uns nicht gesagt, wes Geisteskinder sie sind, noch wissen sie es selbst, um so klarer wird es jedoch dem Leser durch jede ihrer Handlungen, ja durch jedes Wort, das aus ihrem Munde geht. Die Verfasserin läßt sich weder auf eine Analyse der verschiedenen Charaktere ein, noch befaßt sie sich viel mit der Beschreibung des Äußeren der uns vorgeführten Personen; dennoch blicken wir ihnen bis auf der Seele Grund, dennoch sehen wir sie in voller Leibhaftigkeit vor uns stehen und können sie uns nur in dieser, keiner anderen Gestalt denken. Die Phantasie des Lesers so mächtig anzuregen, daß sie dichterischen Gebilden eine schier greifbare Form geben muß, ist nicht bloß das Vorrecht eines großen Talents; es setzt auch jene Beherrschung aller künstlerischen Mittel voraus, die der natürlichen Begabung erst zu ihrer vollen freien Machtentfaltung verhilft.

Selbstverständlich bildet die Gestalt, die der Erzählung den Namen gibt, den Mittelpunkt derselben; an Leib und Seele ragt sie über alle anderen hinaus. Sie ist nur eine Dienstmagd, aber die Natur hat ihr eine jener Seelen gegeben, von deren Reinheit, Treue und selbstlosem Opfermut sich selbst diejenigen, die keinen sittlichen Maßstab für solche Vorzüge haben, unwill-

kürlich das Knie beugen müssen. Wahrheit und Gerechtigkeit sind ihr Lebensodem; unter ihrem Zeichen kämpft und siegt sie. Man weiß kaum, was an dieser Figur mehr zu preisen ist, ob der grandiose Entwurf, ob die bei aller Vollendung so schlichte Ausführung, die derselben ihre vollkommene Naivetät und Unbefangenheit wahrt.

Nur flüchtig will ich den Gang der Erzählung in ihrer ersten Hälfte skizzieren. Wir lernen Božena im Hause des reichen Weinhändlers Leopold Heißenstein kennen. Jahre und Jahre hindurch findet ihr starkes, heißes Herz sein volles Genüge in der Liebe zu dem ihrer Pflege anvertrauten Kinde, dem von einer ränkevollen, nur auf das Wohl des eigenen Sprößlings bedachten Stiefmutter Schlimmes droht. Božena, in ihrem Liebling fortwährend gekränkt, will nicht länger Zeugin solchen schreienden Unrechts sein. Es kommt zwischen ihr und Frau Nannette zu einer heftigen Szene. Nachdem sie ihrer Entrüstung Luft gemacht hat, ist sie im Begriff das Haus für immer zu verlassen — da hängt sich Rosa an ihre Kleider, da fleht Rosa: „Geh nicht, geh nicht!“ und um die ganze Kraft der Gewaltigen ist es getan. Sie bleibt nicht nur, sie erniedrigt sich zu der Bitte, bleiben zu dürfen, die ihr Frau Nannette im wohlverstandenen eigenen Interesse bewilligt, natürlich nicht ohne sie es durch tausend Nadelstiche entgelten zu lassen. In Boženas Innern

kocht und gärt es; Sanftmut und Fügsamkeit sind durchaus nicht ihre Haupttugenden, aber sie hat es ein-für allemal aufgegeben, die Fesseln zu zersprengen, in welchen die Liebe zu dem nun schon herangewachsenen Mädchen sie gefangen hält. Sie kann, sie darf Rosa nicht verlassen. Zu all dem Drangsal gesellt sich noch ein neues Wirrnis. Božena ist dreißig Jahre alt geworden, ohne das Mannsvolk der geringsten Aufmerksamkeit zu würdigen: plötzlich faßt sie eine heftige Leidenschaft für einen jungen Menschen, dessen schönes Äußere einer erbärmlichen Seele zur Hülle dient. Sie täuscht sich nicht über seinen Unwert, sie verachtet sich ob ihrer Liebe zu ihm, und vermag dennoch nicht sie aus ihrem Herzen zu reißen. Bernhard hat zwar kein Herz, doch immerhin hat er sinnliche Begierden; stürmisch wirbt er um ihre Gunst. Sie erliegt der Versuchung: in stiller Nacht schleicht sie heimlich zu ihm. Die Strafe für ihren Fehltritt ereilt sie unmittelbar nach demselben: in derselben Nacht ist Rosa mit ihrem Geliebten, dem Leutnant Wilhelm v. Fehse, aus dem väterlichen Haus entflohen. Verzweifelnd muß Božena sich anklagen, daß nur ihre Abwesenheit diese Flucht ermöglicht hat. Dieser Schlag mitten ins Herz hinein, bricht den bösen Zauber, der so lange ihre Sinne und Gedanken bestrickt hielt. Für alle Zukunft sagt sie sich von Bernhard los; ihr Leben hat fortan keinen anderen Zweck als den, das Unheil gut zu machen, das sie, freilich ohne Wissen

und Willen, herbeiführen half. Sie folgt Rosa, die inzwischen Fehses Frau geworden ist, teilt Mühsal und Entbehrung mit den Menschen, die sie liebt, und verwendet ihre Ersparnisse zur Unterstützung des ärmlichen Haushaltes. Eine Machination Frau Nannettens hat nämlich den gerechten Zorn Heißensteins bis zu unversöhnlichem Groll aufgestachelt; alle Versuche Rosas, die Verzeihung ihres Vaters zu erlangen, bleiben erfolglos. Mit sich und der Welt zerfallen, streicht er ihren Namen aus seinem Testament und setzt Regula, seine Tochter aus zweiter Ehe, zur Erbin seines ganzen großen Vermögens ein. Aber die Rache, die er an Rosa nimmt, wendet sich gegen ihn selbst; ohne sich's einzugestehen, ja ohne es selbst zu wissen, liebt er die ungehorsame Tochter, die er zu hassen glaubt, und kann ihren Verlust nicht verwinden. Er siecht dahin an dem unheilbaren Riß, der durch sein inneres Leben geht. Nun drängen sich die Ereignisse. Gram und Sorge haben Rosas Gesundheit unterwühlt, sie stirbt im fernen Siebenbürgen. Bald darauf fällt Fehse im Kampfe gegen die ungarische Revolution. Božena, die Vielgetreue, bringt Röschen, das einzige Kind der nun im Grabe Wiedervereinten, auf ihren Armen in die Heimat zurück, die Mühen und Gefahren der weiten Wanderung nicht achtend. Als sie das Haus betritt, liegt Heißenstein im Sterben; die Nachricht von Rosas Tod hat ihm das Herz gebrochen. Sein letzter Blick ruht weh-

mut- und liebevoll auf dem verwaisten Enkelkinde, sein letztes Wort schärft Regula ein, schwesterlich für die Kleine zu sorgen. Fräulein Regula ist jedoch sehr weit entfernt, dieses Gebot als bindend zu betrachten. Ein Inbegriff von Selbstsucht, Eitelkeit und Herzenskälte, verbannt sie das Kind in die Gesindestube, und wie einst Rosa, findet nun auch deren Tochter nur bei Božena und dem alten Kommis Weberlein Liebe und Zärtlichkeit. Boženas ganzes Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, Röschen in die von deren Mutter verwirkten Rechte einzusetzen, aber wie dieses Ziel ihres heißesten Wunsches erreichen? Daß Fräulein Regula nie gutwillig die Hand dazu bieten wird, ist nur zu gewiß. Da, während Božena unermüdlich nach Mitteln und Wegen späht, bricht die schwerste Prüfung über sie herein. Bernhard, den sie seither nicht wieder gesehen hat, kehrt, ein jetzt auch äußerlich ganz verkommenes Subjekt, nach langer Abwesenheit in die Stadt zurück. Er drängt sich in eine Gesellschaft, in welcher Božena anwesend ist und beschimpft diese öffentlich, indem er sie sein früheres Liebchen nennt. Die gute Meinung, die man von ihr hat, ist so fest gewurzelt, daß es nur eines Wortes aus ihrem Munde bedurfte, um die ganze Anschuldigung als Verleumdung oder als das sinnlose Geschwätz eines Halbbetrunkenen hinzustellen. Aber dieses Wort wäre eine Lüge, und Božena kann nicht lügen. Bernhards Behauptung

hat eine allgemeine Entrüstung hervorgerufen, man will ihn aus dem Saal entfernen; er aber tritt frech vor Božena hin, und fordert sie auf zu erklären, ob er wahr gesprochen habe, oder nicht. „Wahr!" stammelte sie mit gesenktem Haupte, vor Scham und Qual vergehend, doch selbst im Augenblick der entsetzlichsten Bedrängnis sich selbst getreu. Nun scheint alles verloren: sie darf nicht länger hoffen, den geringsten Einfluß zugunsten ihres Schützlings auf Regula auszuüben, vielmehr muß sie froh sein, nach jenem Auftritt im Hause noch geduldet zu werden. Jetzt aber beginnt die Wirkung eines sittlichen Gesetzes. Die Katastrophe, die so ganz danach angetan schien, Božena in den Staub zu treten, erhöht sie, nicht nur vor dem unsichtbaren Richter, sondern auch in den Augen der Menschen. Bewußt oder unbewußt fühlen alle, welche Zeugen jenes erschütternden Vorganges waren, wie wenig ein einzelner Fehltritt zu bedeuten hat, wenn er durch solche Reinheit des innersten Wesens, durch solche unverbrüchliche Wahrhaftigkeit mehr als aufgewogen wird. Die Achtung, die man ihr früher zollte, wird zur Verehrung, man weiß, daß jedes ihrer Worte Eideskraft hat. Diese allgemein verbreitete Überzeugung, die moralische Autorität, die sie Božena verleiht, geben dieser Mittel an die Hand, ihre Lebensaufgabe zu erfüllen, nämlich an Röschen gut zu machen, was sie an deren Mutter verschuldet zu haben glaubt. In welcher Weise dies

geschieht, auf welchem Wege Regula dahin gebracht wird, dem Mädchen sein Recht widerfahren zu lassen, will ich dem Leser nicht verraten, das Buch selbst mag ihm Aufschluß darüber geben. Er wird finden, daß das Interesse, das gleich der Anfang der Erzählung erweckt, sich fortwährend steigert, bis der mit psychologischer Meisterschaft herbeigeführte Schluß es voll und ganz befriedigt.

Selten wird man in einem Werke von verhältnismäßig so geringem Umfang — man erinnere sich nur an die vielbändigen Romane, die uns jahraus jahrein beschert werden! — einer solchen Fülle von originell erfundenen und mit strenger Konsequenz durchgeführten Charakteren begegnen. Wir treffen hier Menschen von den verschiedensten Gemütsarten, aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen, und nicht bei einem von ihnen vermissen wir die bestimmt ausgeprägte individuelle Physiognomie. Die Hauptfiguren sind mit weiser, nie kleinlicher und peinlicher Sorgfalt ausgeführt. Bei Nebenpersonen genügen der Verfasserin wenige Striche, um uns das oft von humoristischen Streiflichtern umspielte Bild vors Auge zu zaubern. Es geht kaum an, aus einer Reihe von Gestalten, die alle von gleichem Lebensgefühl durchströmt, alle gleich wahr und vortrefflich sind, die eine oder die andere besonders hervorzuheben. Man hat ja aber selbst unter Brüdern noch immer seine besonderen Lieblinge und so mag ich wohl

gestehen, daß der alte Graf Rondsperg der meinige ist. In ihm zeigt sich uns der vollendete Typus eines österreichischen Kavaliers aus vormärzlicher Zeit. Welche Mischung von Gutmütigkeit und naivem Egoismus, von liebenswürdiger Bonhomie und aristokratischem Selbstgefühl! Wie wahrhaft adelig ist sein Gemüt und wie unfähig ist er doch den Unterschied von Recht und Vorrecht, die Notwendigkeit der Wandlungen, die um ihn her vorgehen, ja nur seine eigene wirkliche Lage zu begreifen! Und der Kommis Weberlein, das gnomenhafte Männchen mit dem reinen, edlen Herzen, der konservativen Gesinnung und den wunderlichen militärischen Velleitäten! Beide sind prächtige Kabinettsstücke voll überzeugender Wahrheit und köstlichen Humors.

Ein wesentlicher Reiz des Werkes beruht auf der streng eingehaltenen Lokalfärbung. Die Charaktere selbst sind so echt menschliche, daß sie überall vorkommen könnten; aber ihre Weise, sich in gewissen Äußerlichkeiten zu betätigen, sich zu geben, ist spezifisch österreichisch. Ebenso wären die Verhältnisse, in denen sich die handelnden Personen bewegen, an jedem beliebigen Orte denkbar und möglich, doch erinnern uns tausend kleine Nuancen derselben beständig an den besonderen Boden, auf dem sie sich entwickelt haben. Indem sie die Eigenart eines Volksstammes und seine von ihr bedingten Lebensformen richtig betont, gewinnt die Er-

zählung an Frische, Anschaulichkeit und plastischer Rundung.

Der Stil des Buches ist vortrefflich; das will sagen: klar, einfach und edel, im Dialog ganz dramatisch bewegt, durchwegs von der größten Präzision des Ausdruckes in den ernsten wie in den humoristischen Teilen. Schon er allein bekundet, daß man hier einem echten Schriftstellertalent gegenübersteht.

„Und hat das Buch eine Tendenz?" Wie man's nehmen will. Eine religiöse oder politische oder soziale Tendenz hat es nicht, hingegen hat es eine Idee, die vermöge ihrer Wahrheit bestehen wird, wenn alle die jetzt so eifrig verfolgten Tendenzen längst anderen Platz gemacht haben werden. Sie ist die tiefste Seele des Werkes, der Lebensodem, der es durchweht. Ein edler, zu früh dahingeschiedener Dichter hat die Idee mit den Worten ausgesprochen: „Unüberwindlich ist allein der Gute!"

Mit Dank und Freude möge die gebildete Lesewelt diese wertvolle literarische Erscheinung willkommen heißen.

3. Neue Erzählungen von Marie v. Ebner-Eschenbach.

(„Presse" Nr. 172, 24. Juni 1881.)

Ein Schriftsteller, der bereits Treffliches geliefert hat, darf mit vollem Recht erwarten, daß die Kritik

seinen ferneren Werken die gebührende Aufmerksamkeit zuwende. Für das Mittelgut, das in der Kunst mit dem Mittelmäßigen sehr nahe verwandt ist, reicht eine flüchtige Anzeige hin, ja vielleicht ist selbst diese überflüssig. Werke von edlerem Gehalt hingegen verdienen eine eingehende Besprechung, eine deutliche Bestimmung des Ranges, den sie in der Literatur einnehmen. Sie würden zwar ohne irgendwelche Vermittlung schließlich ihren Weg machen, denn für alles wahrhaft Gute kommt der Tag, an dem es freudig erkannt wird. Aber diese Erkenntnis zu beschleunigen, ist eine Ehrenpflicht, deren sich die Kritik nicht begeben darf. Marie v. Ebner-Eschenbachs vor kurzem erschienene neue Erzählungen sind es, die mich dies lebhaft empfinden lassen. Der Name der Verfasserin mag dem großen Publikum minder geläufig sein, als der so manchen Lohnschreibers; um so besseren Klang hat er bei den gebildeten Lesern, denen er künstlerische Genüsse reinster Art ins Gedächtnis zurückruft.

Der stattliche, ja sogar zu stattliche Band — denn sein Umfang schadet seiner Handlichkeit — enthält vier Erzählungen, unter denen drei von vorzüglichem Werte sind und nur eine nicht auf gleicher Höhe mit den übrigen steht. Ich meine die „Ein kleiner Roman" betitelte, deren Schwäche darin liegt, daß die höchst originell erfundenen und meisterhaft ausgeführten Nebenfiguren dem Leser ein weit lebhafteres Interesse ein-

flößen, als die Hauptpersonen, die nicht mit derselben Schärfe individualisiert sind — ein bei Marie v. Ebner-Eschenbach sehr selten vorkommender Fehler, denn ein wesentlicher Vorzug dieser Schriftstellerin liegt gerade darin, daß sie ihre Gestalten mit einem scharf markierten charakteristischen Gepräge auszustatten weiß. Der Inhalt der Erzählung ist in kurzem folgender: Ein schönes, junges Mädchen tritt in einem vornehmen Hause eine Stelle als Erzieherin des einzigen Töchterchens an. Mit großer Wahrheit ist die Isoliertheit einer solchen Stellung geschildert. In den höheren Ständen sind zwischen der Erzieherin und den Eltern ihrer Zöglinge unsichtbare Schranken gezogen, die nichts zu durchbrechen vermag. An Bildung ihnen wenigstens ebenbürtig, steht sie doch in keinem Verkehr mit ihnen. Man fordert von ihr nur gewisse Kenntnisse und Geschicklichkeiten und den landläufigen Anstand des Benehmens; ihren Charakter kennen zu lernen, hält man für überflüssig; in menschliche Beziehungen zu ihr zu treten, würde geradezu für unpassend gelten. Von jedem belebenden, anregenden Verkehr abgeschnitten, nie von dem warmen Hauch freundlicher Teilnahme berührt, muß ihr Geist verdumpfen, ihr Herz verknöchern, wenn nicht eine glückliche Fügung sie beizeiten aus dieser trostlosen Thebaide entführt und dem Leben wieder gibt. — In der gräflichen Familie, in der Fräulein Helene fungiert, denkt man am wenigsten daran, dem alten

Brauch und Herkommen untreu zu werden. Der Graf selbst, obgleich sonst nicht mit hervorragenden Geistesgaben ausgestattet, ist zwar nicht töricht genug, um zu glauben, er sei aus einem anderen Stoffe geformt, als die gewöhnlichen Menschenkinder; guten, warmen Herzens findet er bei seinen flüchtigen Begegnungen mit Helene manch freundliches Wort für sie. Anders steht es mit seiner Frau, in der das Bewußtsein der Ausnahmsstellung, die Rang und blendende Schönheit ihr anweisen, den Hochmut bis zu einem solchen Grade entwickelt hat, daß jeder aus einer anderen Sphäre zu ihr dringender Hauch ihr eine Verunreinigung scheint. Wie eine Olympierin blickt sie auf die sich im Staube Mühenden herab; welche Teilnahme könnten die Leiden und Freuden so untergeordneter Geschöpfe ihr einflößen? Ebenso trefflich ist das Charakterbild von Fräulein Helenens Zögling, Anka, einem überaus seltsam veranlagten Kind, dessen absonderliches Gemütsleben mit solcher Glaubwürdigkeit dargestellt ist, daß man darin ein frappant gelungenes Porträt zu erblicken versucht ist. Gemütsleben sagte ich? Ach nein! Das kleine Ding hat keinen Funken von Gemüt; seelenlos und an fremder Unlust seine Lust findend, erinnert Anka vielfach an die boshaft neckenden Elementargeister der alten Sagen. Sie liebt auf der Welt nichts als ihren Vater und auch diesen nur auf ihre Weise, nämlich als ihr zugehörig. Ihre Mutter ist ihr gleichgiltig und für ihre

Erzieherin hegt sie aufrichtigen Haß. Daß Helene zu einem Zögling solchen Schlages kein Herz fassen kann, ist sehr natürlich. Diese gegenseitige, unüberwindliche Abneigung bildet den Angelpunkt der Geschichte, denn als nach dem Tode der Gräfin ihr Witwer, allmählich Helenens Wert erkennend, erst ein lebhaftes Interesse, dann eine tiefe Zuneigung für sie faßt und sich endlich entschließt, um ihre Hand zu werben, tritt dies dämonische oder vielmehr diabolische Kind zwischen Beide. Der Graf täuscht sich über seine Tochter, wie er sich über seine Frau getäuscht hat; er glaubte sich von ihr geliebt, während ihr Herz einem anderen gehörte. Ebenso ergeht es ihm mit Anka, dem bösartigen Kobold, in dem er einen Ausbund von Herzensgüte erblickt. Helene hält sich nicht für berechtigt, ihm den schönen Wahn zu rauben, daß sein Kind der Liebe würdig sei, mit der er es überhäuft. Er könnte diese Liebe doch nun und nimmermehr aus seinem Herzen reißen und innere Kämpfe der bittersten Art wären sein Teil. Und was sollte aus Anka werden, wenn sich zwischen sie und den einzigen Menschen, für den sie Neigung empfindet, eine verhaßte Dritte stellte?

Helene liebt den Grafen, aber diese Erwägungen bestimmen sie, seine Werbung abzuweisen und sein Haus zu verlassen. Sie handelt gewiß vernünftig, nur mag man bezweifeln, daß ein von einer starken, tiefen Neigung erfülltes Gemüt solche Vernunftschlüsse ziehen

und sich ihnen unterwerfen dürfte. Warum kommt Helenen nicht der sehr naheliegende Gedanke: „Der Mann, den ich liebe, ist leicht zu täuschen. Um so mehr tut es not, daß ein klarer blickendes, ihm treu ergebenes Wesen ihm zur Seite stehe und ihn vor seiner eigenen Leichtgläubigkeit schütze. Und sollte auch alles, woran er sich jetzt klammert, unter seinen Händen zerbröckeln, ich bleibe ihm." Meines Erachtens wäre diese Auffassung natürlicher und eben deshalb sympathischer. Die schwächste Figur in der Erzählung ist der Graf, der, wie mit einer Binde vor den Augen durchs Leben, nicht nur nichts sieht, sondern auch nichts sehen will. Wenn die Erzählerin ausruft: „Die Welt verlacht die Betrogenen, ich liege vor ihnen auf den Knien," so scheint mir dies ein nicht zu billigender Kultus der Verblendung. Der Mangel an Urteilskraft, die Scheu, der Wahrheit ins Gesicht zu blicken, können doch unmöglich für verehrenswürdige Eigenschaften gelten. Vielleicht würde man die gerügten Schwächen weniger empfinden, wenn nicht die Nebenfiguren, vor allem die egoistische und frivole Schwiegermutter des Grafen, mit solcher Lebenswahrheit, mit solcher Feinheit der Beobachtung dargestellt wären, daß die eigentlichen Träger der Handlung daneben verblassen. Zählt diese Arbeit auch nicht zu den vorzüglichsten der reichbegabten Verfasserin, so enthält sie doch Charakterbilder von solcher Treue und Präzision und so viele reizende Details, daß,

wenn sie auch als Ganzes hinter den übrigen zurückbleibt, es dennoch wohl getan war, sie in diese neue Sammlung aufzunehmen.

Unbedingte Anerkennung gebührt der folgenden Erzählung: „Die Freiherren v. Gemperlein." Man kann sich keine liebenswürdigere Humoreske denken. Zwei Brüder, Ludwig und Friedrich v. Gemperlein, die Letzten ihres Stammes, führen auf dem alten Familiengut Wlastowiz ein Junggesellenleben. Die innigste Bruderliebe fesselt sie unauflöslich aneinander, verhindert aber dennoch nicht, daß des Zanks und Haders zwischen ihnen kein Ende ist. Die Gemperlein waren von jeher ein streitbares Geschlecht; in seinen letzten Ausläufern tritt diese Stammeseigenheit noch gesteigert hervor. Keiner könnte den anderen entbehren, doch ebensowenig können sie sich friedlich vertragen, ja vielleicht würde ihr Verkehr einen Teil des Reizes, den er für sie hat einbüßen, wenn sie durch irgendein Wunder plötzlich Eines Sinnes würden. An Schrullen und Phantastereien stehen sie sich vollkommen gleich, nur verfolgen diese ganz entgegengesetzte Richtungen. Friedrich ist streng konservativ und von aristokratischen Anschauungen erfüllt, während Ludwig zur Fahne des Radikalismus geschworen hat und zwischen den Menschen keinen anderen Unterschied gelten lassen will, als den ihres persönlichen Wertes. Bei vielen sehr sinnreich herbeigeführten Anlässen prallen diese entgegengesetzten Ansichten mit aller

Heftigkeit und höchst ergötzlich aneinander. Ludwig beschließt, seine Grundsätze praktisch durchzuführen; er will die Tochter eines Kaufmannes im benachbarten Städtchen heiraten. Er kennt sie zwar nur ganz flüchtig, aber seine immer rege Phantasie spiegelt ihm vor, daß sie wie er in dieser Ehe ihr Glück finden.

Man kann sich Friedrichs Entrüstung vorstellen, als er von diesem Projekt erfährt. Er schwört hoch und teuer, daß seine künftige Gemahlin nie die Schwelle der geborenen Äpelblüh betreten werde und zwischen seinen zu erhoffenden Kindern und denen seines Bruders absolut kein Verkehr stattfinden dürfe. Ludwig trägt sich nämlich gleichfalls mit Heiratsgedanken und späht in dem genealogischen Taschenbuch der gräflichen Häuser nach einer ebenbürtigen Gemahlin aus. Besagtes Taschenbuch spielt ihm jedoch in aller Unschuld einen schmählichen Streich. Als er eben im Begriffe ist, nach Schlesien, der Heimat der Auserkorenen, zu reisen, erfährt er, daß sie gar nicht existiert und daß er jahrelang für einen Druckfehler geschwärmt hat. Auch Ludwigs Bewerbung ist verunglückt, bevor sie vorgebracht wurde. Die Brüder trösten sich über ihr Mißgeschick, indem sie einander gegenseitig verspotten. Nach Jahren ferneren Zusammenlebens droht es zu einer wirklichen Entzweiung zwischen ihnen zu kommen. Beide fassen eine Neigung zu der auf Besuch hier verweilenden Nichte einer Gutsnachbarin. Anfangs will keiner dem

anderen weichen, als es aber, wie sie meinen, zur Entscheidung kommen soll, will keiner auf Kosten des anderen glücklich werden. Jeder wirbt hinter dem Rücken des Bruders für denselben um die Hand jener reizenden Nichte, die nun, in die Enge getrieben, gesteht, bereits seit Jahren verheiratet zu sein. Ihre nur auf den eigenen Spaß bedachte Tante hat sich ihren Nachbarn gegenüber eine kleine Mystifikation erlaubt. In so energischen Naturen läßt jedoch keine Enttäuschung eine dauernde Spur zurück und neue Hoffnungen treten an die Stelle der zerstörten. So auch hier. Die Freiherren beharren in der Zuversicht, endlich doch die Rechte zu finden, bis sie von hinnen scheiden und mit ihnen der Name Gemperlein ausstirbt.

Dies der Stoff der Erzählung. Man muß sie selbst lesen, um sich zu überzeugen, welchen Reiz ihm die geist- und humorvolle Behandlung verleiht. Die beiden Hauptcharaktere sind bei aller ihrer Absonderlichkeit so lebenswahr, ihre Schrullenhaftigkeit kann den Adel ihrer Gesinnung, ihre reine Herzensgüte so wenig beeinträchtigen, daß man, wenn man sie auch häufig belächelt, sie nichtsdestoweniger lieben und verehren muß. Nur eine sehr geschickte Hand konnte die in ihrem Wesen liegenden Widersprüche mit solcher überzeugender Kraft harmonisch auflösen, und eines überaus richtigen Geschmacks bedurfte es, um diese Physiognomien weder abzuschwächen, noch in Übertreibungen zu

verfallen. Derselbe feine Takt bewährt sich in Nebenfiguren; sie, besonders die würdige Frau Kurzmichel, wirken komisch, nicht possenhaft, weil sie eben in keinem Moment aufhören, mögliche Menschen zu sein. Und wie meisterlich erzählt ist das Ganze, wie natürlich, wie anmutig, mit wie heiterem Witz! Um dergleichen zustande zu bringen, muß man nebst einem großen Takt auch noch ein tiefes Verständnis des Besten im menschlichen Gemüt und eine liebevolle Nachsicht für menschliche Verkehrtheiten besitzen.

In „Lotti, die Uhrmacherin“, werden ernstere Saiten angeklungen. Diese Erzählung, die vor ein paar Jahren in Rodenbergs „Deutscher Rundschau“ zuerst erschien, fand schon damals die Anerkennung, die sie vermöge ihres geistigen Gehalts und ihrer edlen Form in vollstem Maße verdient. Der Gedanke, der ihr zugrunde liegt, ist, daß durch Fleiß und unbedingte Hingebung das Handwerk fast zur Kunst geadelt werden kann, und die Kunst hinwieder zum Handwerk herabsinkt, wenn sie mit unlauterem Sinne geübt wird. Jenes Aufwärtsstreben zeigt sich uns in Lotti, die das Gewerbe, das sie von ihrem Vater, einem ausgezeichneten Uhrmacher, erlernt hat, mit solcher Liebe, ich möchte sagen mit solcher Begeisterung betreibt, daß ihr schlichtes, in Arbeit verbrachtes Leben dadurch Reiz und Bedeutung gewinnt. Den Gegensatz zu ihr bildet Hermann Halwig, ein junger Poet von ungewöhn-

lichem Talent. Als Lotti ihn kennen lernt, weiß noch niemand von ihm, aber bald soll die Sonne des Ruhmes für ihn aufgehen. Sein erster literarischer Versuch dringt siegreich durch, die zweite Dichtung, die er veröffentlicht, macht ebenso großes Glück — nun zögert er nicht länger, dem Staatsdienst Valet zu sagen und sich ausschließlich der Kunst zu widmen. Lotti, um die er im Jubel seines ersten Triumphes geworben, liebt ihn von ganzer Seele, und er? Nun er glaubt, sie zu lieben, bis teils sein weltlicher Sinn, teils seine gekränkte Eitelkeit den schwachen Funken erlöschen machen. Sobald Lotti des inne geworden, tritt sie entschlossen zurück und gibt ihm seine Freiheit wieder, — nicht ohne schwere innere Kämpfe, aber von dem Bewußtsein gestärkt, das einzig Richtige erwählt zu haben. Jahre vergehen, bis der Friede in Lottis Herz zurückkehrt und die ihr angeborene heitere Ruhe wieder aus ihren Zügen lächelt. Halwig ist inzwischen ein berühmter Schriftsteller geworden, den die Verleger bestürmen, ihnen seine Werke zu überlassen. Er geht auf die glänzenden Anerbietungen, die ihm von allen Seiten gemacht werden, um so bereitwilliger ein, als er sich vor einiger Zeit mit einem an Eleganz und Luxus gewöhnten jungen Mädchen vornehmen Standes vermählt hat, einem jener kindischen, gedankenlosen Geschöpfe, denen das Überflüssigste für ganz unentbehrlich gilt und die, ohne Böses zu wollen, vampyrgleich Blut und Mark

des Mannes aussaugen, dessen Schwäche sie gewähren läßt. Jetzt heißt es Geld, möglichst viel Geld verdienen; Erwerb ist fortan das einzige Ziel, das Halwig vor Augen schwebt. Er traut seinem Talent unerschöpfliche Ergiebigkeit zu; der Gedanke, daß es ihm je den Dienst versagen könne, kommt ihm nicht in den Sinn. Unablässig schreibt und schreibt er, ohne Schaffensdrang, nur dem Gebot einer äußeren Notwendigkeit gehorchend. Dank den Wundern, die der Pinsel Mings' bewirkt, finden seine Arbeiten trotz ihrer zunehmenden Flüchtigkeit und Verschlechterung noch immer reißenden Absatz. Aber um welchen Preis? Ihm selber wird klar, daß ihm auf dieser Hetzjagd nach Geld und Gut das Gefühl für das Schöne verloren ging; wie sollte er da noch Schönes schaffen können? Wohlan! wenn er nicht mehr fähig ist, ein edles Kunstwerk hervorzubringen, so sei es denn mit dem Sensations- und Skandalroman versucht — diese Ware findet ja unter allen Umständen Liebhaber ohne Zahl. — Lotti, mit der er durch einen Zufall wieder in Verbindung getreten ist, sieht ihn mit tiefem Seelenschmerz dem gänzlichen Ruin entgegeneilen. Sie liebt ihn längst nicht mehr, aber die Erinnerung an eine ferne, schöne Zeit ist ihr wert und teuer geblieben. Großherzig bringt sie ein schweres, schweres Opfer, um ihn von schmachvollen Verpflichtungen zu befreien, die er eingegangen ist. Umsonst! Es duldet Halwig nicht lange in dem Asyl, das seine

edle Freundin ihm bereitet hat. Die Aufregungen der Literaten-Existenz sind ihm zum Bedürfnis geworden; er dürstet nach ihren Bitternissen und stürzt sich neuerdings in den Strudel, der ihn in die Tiefe hinabreißen muß.

Das passendste Motto für diese Erzählung wäre ein Ausspruch, der sich in den früher erschienenen „Aphorismen“ derselben Verfasserin befindet. Er lautet: „Der Charakter des Künstlers ernährt oder verzehrt sein Talent.“ So ist es. Die glänzendsten Gaben bleiben fruchtlos, wenn ihnen nicht die sittliche Kraft beigesellt ist, die bei der Produktion lieber auf den Beifall der ganzen Welt, als auf die eigene Zustimmung verzichten würde. Von der Natur vor Tausenden erkoren, geht der Poet dieser Gnadenwahl verlustig, sobald er sich in den Dienst der gemeinen Mächte des Lebens begibt. Der Mahn- und Warnungsruf, der aus dieser Erzählung tönt, kommt wahrlich zur rechten Zeit. Sehen wir nicht jetzt so manche, die zu Höherem berufen waren, frevelhaften Mißbrauch mit ihrem Talent treiben und im gierigen Hasten nach Gewinn dem geistigen und moralischen Bankerott zusteuern? Halwigs Gestalt ist ein Typus, der ganz und gar der Gegenwart angehört und eine ihrer traurigsten Seiten repräsentiert: Der Poet, in dem der Glaube an seine Mission erloschen ist, der, statt allem Volk voranzuschreiten, es vorzieht, sich in den gemeinen Haufen zu

mischen und dessen wüste Leidenschaften noch anzufachen. Im wohltuenden Gegensatz zu dem, allem Idealen entfremdeten Halwig, sind Lotti und Gottfried wahre und wirkliche Idealisten. Allerdings ist ihre Sphäre eine bescheidene, aber es handelt sich nicht darum, was der Mensch betreibt, sondern in welchem Sinne, mit welchem Grad von Hingebung an sein Werk es geschieht. Treues Bemühen, strenge Gewissenhaftigkeit adeln jede Beschäftigung. Das wichtige ist, daß der Mensch auf alles, was er schafft, die Sorgfalt wende, die nicht ruht noch rastet, bis auch der kleinste, keinem anderen Auge sichtbare Makel beseitigt ist.

Die Verfasserin hat es verstanden, uns bis ins innerste Herz dieser einfachen und zugleich großsinnigen Menschen blicken zu lassen. Auch die übrigen Figuren sind von überzeugender Lebenswahrheit erfüllt, Halwig selbst, seine trotz aller inneren Leerheit verführerische Frau, der kluge und wackere Advokat Schweizer, ja selbst die Gestalten, die nur ganz episodisch auftauchen, ohne weiter in die Handlung einzugreifen, sind oft nur mit ein paar Strichen scharf charakterisiert. Dabei ist der Ton der Erzählung so überaus anmutig, sie enthält so viele reizende Einzelheiten, daß der tiefe Ernst des Grundgedankens dadurch ein entsprechendes Gegengewicht erhält.

In „Nach dem Tode“ sehen wir einen eigentümlichen psychologischen Prozeß sich vollziehen. Natur

und Schicksal haben sich verbunden, um den jungen Grafen Paul Sonnberg mit ihren besten Gaben zu überhäufen. Den Menschen jedoch, zumal wenn er von Haus aus tüchtig ist, kann ein Glück nicht befriedigen, das er nicht durch eigene Anstrengung errungen hat. Noch mehr: das ewige Gesetz, daß uns Edles und Köstliches nur um den Preis fortgesetzter Bemühungen genießen läßt, ist so tief in unser Herz gegraben, daß auch nur die Liebe, um die wir erst werben, deren wir uns erst würdig zeigen müssen, uns wahrhaft beglücken kann. An Paul bewahrheitet sich diese Erfahrung. Von seinen Eltern und seiner Frau abgöttisch geliebt, ohne daß er je das Geringste getan hätte, um solche Zärtlichkeit zu verdienen, fühlt er sich von derselben erdrückt und vergilt sie mit rauher Gleichgiltigkeit. Er ergreift die erste Gelegenheit, die sich ihm bietet, sich von den Seinen loszureißen und eine bewegtere Existenz aufzusuchen. Kurz nach seinem Scheiden stirbt seine junge Frau, nachdem sie einem Töchterchen das Leben geschenkt hat. Nach Beendigung des Feldzuges, den Paul als Freiwilliger mitgemacht hat, widmet er sich der parlamentarischen Laufbahn und erringt auf derselben glänzende Erfolge, die ihn zu der Hoffnung auf eine große Zukunft berechtigen. Keine Sehnsucht nach seinen bejahrten Eltern, nach dem Anblick seines Kindes regt sich in seinem Gemüt. Da überkommt ihn plötzlich eine tiefe Leidenschaft für die schöne

Gräfin Thekla Neumark und mit dieser Leidenschaft erschließt sich ihm eine Welt von Gefühlen, von denen er bis dahin nichts ahnte. Thekla ist eine jener kühlen Frauennaturen, die sich gewiß nie eines Fehltrittes schuldig machen werden, aber auch unfähig sind, jemals eine jener begeisterten Regungen zu empfinden, die das Göttliche im Menschen bekunden. Sie liebt Paul nach ihrer Weise, d. h. sie weiß seine persönlichen Vorzüge zu würdigen, wenn sie ihn auch etwas zu überspannt, zu exaltiert findet. Nebenbei schmeichelt es ihrer Eitelkeit, die brillanteste Partie im Lande zu machen. Eine Weile hindurch trachtet Paul, sich über ihr eigentliches Wesen zu täuschen; als ihm dies nicht mehr gelingen will, sucht er Entschuldigungen dafür, und wann wäre die Leidenschaft verlegen, deren zu finden? Eines aber tritt ihm doch klar und unwiderleglich entgegen: daß er, zum erstenmal in seinem Leben, inniger liebt, als er geliebt wird und unendlich mehr gibt, als er empfängt. Wenn diese Erkenntnis auch seiner Leidenschaft für Thekla nichts anhaben kann, so ruft sie doch das Bild vergangener Tage in ihm zurück. Erst nur flüchtig und traumhaft zieht die Gestalt der längst im Grabe schlummernden Marie an ihm vorüber und Reue beschleicht ihn bei dem Gedanken, wie oft er dieses treue, ihm ganz ergebene Herz durch Kälte und Mißachtung gekränkt hat. Die Liebe zu einem Einzelwesen, die bei gewöhnlichen Menschen den Egoismus

noch steigert, bringt bei Paul, wie bei allen edlen Naturen die entgegengesetzte Wirkung hervor: sie befreit ihn von den Fesseln der Selbstsucht und ruft heiliges Mitleid mit aller Kreatur in ihm wach. Die Wandlung ist bereits zur Hälfte vollzogen, als Paul sich zu kurzem Bezug, wie er meint, nach Schloß Sonnberg begibt; dort gelangt sie zu ihrem Abschluß. Die Spuren von Mariens Erdenwallen sind es, die seine künftige Bahn bestimmen. Leidenschaft und Ehrgeiz verstummen vor der Stimme, die aus dem Jenseits zu ihm spricht. Auf seine bisherigen Lebensziele verzichtend, sucht Paul den einzig möglichen Ersatz für das von ihm verscherzte Glück in der Hingebung an die Seinen und in treuer Pflichterfüllung.

Mit großer Feinheit und Umsicht hat die Verfasserin das Problem einer solchen inneren Umgestaltung gelöst. Paul wird nicht etwa unversehens ein anderer Mensch, als er bisher gewesen ist; es entwickeln sich in ihm nur die edlen Keime, die von jeher in ihm lagen und die sich ohne die Verwöhnung, deren Gegenstand er war, schon früher entfaltet hätten. Kaum wird die Kraft der Liebe in ihm geweckt, so treiben sie volle, reiche Blüten. — Die erste Hälfte der Erzählung spielt in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft, die zweite auf dem Lande. Bei diesem Wechsel des Schauplatzes ist dem Leser zu Mute, als würde er aus einer von Schemen bevölkerten Welt in

die wahre wirkliche versetzt, in der die Natur ihr Recht behauptet und der Mensch nach eigenen Impulsen handelt, während in jenen Kreisen Scheinwesen und Konvenienz keine Ursprünglichkeit aufkommen lassen. Thekla vor allem kann als ein mustergiltiges Produkt jener Drillung gelten, deren höchstes Ziel tadellose Korrektheit ist. So betrachtet auch ihre Mutter, obgleich eine weichere, edlere Natur, die Schwärmerei — und wie dehnbar ist dieses Wort! — als die Wurzel alles Übels. Kein ernstes Wort findet in dieser exklusiven Gesellschaft den leisesten Anklang, die Interessen lassen sie gleichgiltig und dennoch erscheint sie in dieser Darstellung von dem bestrickenden Zauber jener äußeren Liebenswürdigkeit umgeben, den die vollendete Anmut der Umgangsformen verleiht. Nur ein an Welterfahrung reicher Geist konnte dieses Lebensbild entwerfen, nur eine Künstlerhand Licht und Schatten so richtig verteilen und bei solcher Fülle von wechselnden Szenen das Einheitliche der Konzeption so unbeirrbar wahren.

Marie v. Ebner ist mehr als eine talentvolle Schriftstellerin, sie ist durch und durch eine echte Künstlerin, die nicht mit der Hoffnung auf zufälliges Gelingen, sondern mit zielbewußtem Wollen an die Arbeit geht. Wohl wissend, daß nur mittels der Form das Schöne uns bewußt werden kann, pflegt sie dieselbe mit einer bis ins Kleinste gehenden, sich aber nie ins Kleinliche verlierenden Sorgfalt. Ihr Stil ist von

seltener Reinheit, Frische und Natürlichkeit, die Führung des Dialogs so lebendig, daß sich in kurzen, abgerissenen Sätzen oft ein ganzer Charakter ausspricht. Hier hat sich einmal ein großes Talent mit einem seiner würdigen Gemüt zusammengefunden. Nicht dem Talent allein, sondern auch dem sich nie verleugnenden Adel der Gesinnung, der warmen Menschenliebe, deren wohltuenden Hauch man in jedem Worte spürt, verdanken Marie v. Ebners Schriften den Zauber, den sie auf den Leser ausüben.

Vielleicht ist der Umstand, daß die Verfasserin den Schauplatz ihrer Erzählungen ausnahmslos nach Österreich, ihrer Heimat, verlegt, als eine Mitursache des Reizes derselben zu betrachten. Die genaue Kenntnis, die sie von Land und Leuten besitzt, ihre Vertrautheit mit den Verhältnissen, wie mit der Sinnes- und Gemütsart der Menschen, in deren Mitte sie aufwuchs und sich entwickelte, verleihen ihren Darstellungen eine Treue und eine Lebensfülle, die aus der Phantasie allein nicht geschöpft werden können. Man mag wohl auch fremde Länder durch Studium und Beobachtung kennen letnen, ganz und voll versteht man aber doch nur das Heimatliche. Aus Marie v. Ebners Büchern quillt es dem Leser wie frischer Erdgeruch entgegen — es ist der Duft der heimatlichen Scholle. Die Gestalten, die sie uns vorführt, fußen auf einem realen, mit ihrem ganzen Wesen übereinstimmenden Boden

und tragen bei der schärferen Individualisierung einen unverkennbaren Zug von Stammverwandtschaft im Antlitz. Auf die Ausprägung dieser nationalen Eigenheiten Gewicht zu legen, ist ein Verdienst der neueren Novellistik. Wie wenig wurden früher in der Kunst die sozialen, klimatischen und genetischen Einflüsse in Anschlag gebracht! Spielte die Handlung in Deutschland, so begnügte man sich, als Ort derselben „eine deutsche Stadt“ anzugeben. Als wenn die deutschen Städte sich untereinander glichen wie Biberansiedlungen. Als wenn es gleichgiltig wäre, ob München oder Königsberg der Schauplatz der Begebenheiten. Daß man den Zusammenhang der Menschen mit der Natur, die sie umgibt, ihre Abhängigkeit von der geistigen Atmosphäre, in der sie leben, jetzt um so viel mehr beachtet, ist ein tröstliches Zeichen zunehmenden Lebens- und Wahrheitsgefühls.

Zum Schlusse kann ich mirs nicht versagen, die Leser dieses Aufsatzes wiederholt auf Marie v. Ebners „Aphorismen“ (Berlin, Fr. Ebhardt, 1880) hinzuweisen. Das Büchlein enthält einen wahren Schatz von tiefen, edlen und originellen Gedanken und feinen Wahrnehmungen, die durch die knappe, präzise, fast epigrammatische Form noch den Reiz des Pikanten erhalten. Zum Beweise dessen erlaube ich mir, hier einige Stichproben zu bringen: „Sei Deines Willens Herr und Deines Gewissens Knecht.“ — „An das

Gute glauben nur die Wenigen, die es üben." — „Wer an die Freiheit des menschlichen Willens glaubt, hat nie geliebt und nie gehaßt." — „Der Maßstab, den wir an die Dinge legen, ist das Maß unseres eigenen Geistes." — „Dem großen Publikum ist ein Buch nicht leicht zu schlecht, sehr leicht zu gut." — „Wo wäre die Macht der Frauen, wenn die Eitelkeit der Männer nicht wäre!" — „Schwächliche Grämlichkeit, die alle fünf gerade sein läßt, ist die Karrikatur der Resignation." — „Die größte Nachsicht mit einem Menschen entspringt aus der Verzweiflung an ihm."

Ich hoffe, durch die angeführten Aussprüche in meinen Lesern wenigstens annähernd die Vorstellung erweckt zu haben, wie vielfältige Anregungen dies merkwürdige Büchlein gibt. Wer sich an Marie v. Ebners Erzählungen erfreut, der zögere nicht, ihre „Aphorismen" kennen zu lernen; sie werden ihn einen Blick in ihr eigentlichstes Wesen tun lassen.

Briefe aus George Sands Jugendzeit.

> Nous sommes mobiles, et nous
> jugeons des êtres mobiles.
> Sénac de Meilhan.

(„Presse“ Nr. 179, Jahrgang 1882.)

Schwerlich hat es außerhalb des politischen Lebens noch eine Frau gegeben, die in gleichem Maße wie G. Sand der Gegenstand begeisterter Huldigungen und heftiger Angriffe gewesen wäre. In den Hymnus, den ihre Anhänger zu ihrem Preise anstimmten, mischte sich der nicht minder vollstimmige Chor ihrer Gegner. Ihr ungewöhnliches Talent blieb allerdings unbestritten, aber in Hinsicht auf den Gebrauch, den sie von demselben machte, standen die Meinungen einander schroff gegenüber. Den einen galt sie für die Verkünderin einer neuen Lehre, deren Endzweck war, Vorurteile, Mißbräuche, Ungerechtigkeiten aller Art auszurotten und insbesondere dem weiblichen Geschlecht zu einer würdigeren Stellung zu verhelfen; die anderen erblickten in ihren unleugbar von einem revolutionären

Geist durchwehten Romanen eine Gefahr für die öffentliche Moral und den Pflichtbegriff, der das Leben der einzelnen beherrschen muß, wenn die Gesamtheit gedeihen soll. Man war nicht übel geneigt, diese Bücher für Sturmvögel zu halten, die eine bevorstehende soziale Umwälzung von unermeßlicher Tragweite in Aussicht stellten. Im Laufe der fünfzig Jahre, die seit dem Erscheinen von G. Sands erstem Roman verflossen sind, hat es sich gezeigt, daß sowohl die Hoffnungen der Anhänger wie die Befürchtungen der Gegner weit über Maß und Ziel hinausgingen. Die dauernde Wirkung der Schriften G. Sands steht mit dem ungeheuren Aufsehen, das sie bei ihrem Erscheinen erregten, in keinem Verhältnis. Der Blumenflor, der uns in unserer Jugend mit seiner Farbenglut entzückte, mit seinem Duft berauschte, ist im Laufe der Zeiten zu einem Herbarium geworden. Es ist dies das Schicksal aller Romane, die, statt die reale Welt zu schildern, nur den Aspirationen nach anderen Zuständen einen Ausdruck geben; darum sind auch G. Sands Dorfgeschichten vielleicht die einzigen unter ihren Werken, denen ein erfreulicheres Los beschieden sein dürfte; in ihnen hat sie aus dem Born des wirklichen Lebens geschöpft. Der Name George Sand wird in der französischen Literatur niemals untergehen, allein die Zeit ist nicht ferne, in der nur der Literarhistoriker sich mit ihren Schriften beschäftigen wird. Auch Fräulein v. Scudéry, Madame de

la Fayette haben sich einen Namen gemacht, den noch heute, nach zweihundert Jahren, jeder literarisch Gebildete kennt, während doch niemand mehr ihre Werke liest. Schon zur Zeit, als G. Sands Ruhm auf dem Höhepunkt stand, prophezeite Doudan ihren Heldinnen ein frühzeitiges Alter; er hat sich darin nicht geirrt. Schon die jetzige Generation steht diesen Gestalten kühl und fremd gegenüber. Aber so scharf- und sicherblickender Beurteiler gab es nicht viele. — Die Frage zu erörtern, warum es einem so großen, starkbesaiteten Talent nicht gelang, Werke zu schaffen, die noch späte Nachgeschlechter ebenso hingerissen hätten wie die Zeitgenossen, diese Frage zu behandeln, würde viel zu weit führen und kann deshalb nicht der Zweck dieses Aufsatzes sein. Jedenfalls bleibt es eine unumstößliche Tatsache, daß G. Sands Romane bei ihrem Erscheinen vom Aufgang bis zum Niedergang gelesen wurden und Anlaß zu Kontroversen gaben, von deren Heftigkeit man sich heute kaum eine Vorstellung machen kann.

Das Geschlecht der Verfasserin war schuld, daß diese Kämpfe auch noch auf ein anderes Gebiet verpflanzt wurden. Wäre ein Mann der Autor von „Indiana“, „Valentine“, „Jaques“ gewesen, so hätte man sich damit begnügt, diese Romane als literarische Erscheinungen zu behandeln und sie, je nach dem Standpunkt des Kritikers, als solche anzupreisen oder

zu befehden. Da sie aber von einer Frau, und zwar von einer jungen und schönen Frau, herrührten, konnte es nicht fehlen, daß man sich mit den persönlichen Verhältnissen der Dichterin eifrigst beschäftigte. Ihre schnell erlangte Berühmtheit machte sie zum Gegenstand allgemeiner, meistens übelwollender Aufmerksamkeit. Neugier und Klatschsucht verfolgten jeden ihrer Schritte und mochten sich bald an der Entdeckung ergötzen, daß die Lebensführung der vielgenannten Frau keineswegs eine korrekte sei. Die böswilligsten Gerüchte, deren Grundlosigkeit jetzt als erwiesen betrachtet werden kann, wurden über G. Sand verbreitet und von der Menge geglaubt. In jedem neuen Roman, der von ihr erschien, wollte man, mittels gewaltsamer Deutungen, eine neue Phase ihres Herzenslebens erblicken. Man behauptete, genau unterscheiden zu können, ob sie, während sie denselben schrieb, unter dem Einfluß eines Künstlers, eines Theosophen oder eines Sozialdemokraten gestanden habe. Selbst Delphine v. Girardin, die mit ihr auf freundschaftlichem Fuße stand, konnte die boshafte Bemerkung nicht unterdrücken, das bekannte Wort Buffons „Le style c'est l'homme" lasse sich auf keinen anderen Schriftsteller so richtig anwenden wie auf G. Sand. Die Dichterin gestand der Welt nicht das Recht zu, ihr Tun zu richten und verteidigte sich deshalb ihr gegenüber nicht. Nur wenn ihren Romanen eine unsittliche Tendenz zugeschrieben

wurde, die sie ihrer Ansicht nach nicht hatten, wehrte sie sich mit aller Entschiedenheit dagegen; rein literarische Kritik ließ sie sich mit großer Bescheidenheit und Urbanität gefallen, Verdächtigungen ihres Privatlebens zu widerlegen, widerstrebte ihrem Stolz. Um so größer war die Spannung, als zu Anfang der fünfziger Jahre ihre Memoiren unter dem Titel: „Histoire de ma vie" angekündigt wurden. Jetzt endlich hoffte man den ersehnten Aufschluß über so manches zu erlangen, was denn doch problematisch geblieben war, denn einer wissentlichen Lüge war, das mußte man, diese Frau nicht fähig. Die guten Leute vergaßen nur, daß zwischen Lüge und Wahrheit noch ein Drittes liegt: das Schweigen über Punkte, die man weder bloßlegen noch beschönigen will. In der Tat geht G. Sand in ihrer Selbstbiographie schweigend über manche Ereignisse und Verhältnisse hinweg, die tief in ihr Leben eingegriffen. Von vielen Seiten wurde ihr dies zum Vorwurf gemacht; ich denke im Gegenteil, daß sie hier von einer sehr richtigen Empfindung geleitet wurde. Abgesehen von allen anderen Rücksichten, sagte ihr schon ihr gebildeter Geschmack, daß es wenig so Widerwärtiges gibt, als eine alternde Frau von den Leidenschaften ihrer Jugend erzählen zu hören. Und man glaube doch nicht, daß G. Sand, selbst wenn es ihre Absicht gewesen wäre, uns die volle Wahrheit zu geben vermocht hätte. Wer kann sich die inneren Mo-

tive alle vergegenwärtigen, die vor Jahrzehnten die treibenden Kräfte seines Handelns waren? Wer ist imstande, sich nach einem so langen Zeitraum in die Stimmungen zurückzuversetzen, unter deren Einfluß er dies oder jenes ihm jetzt unbegreiflich Scheinende tat? Deshalb ist den Autobiographien zu mißtrauen, sofern sie sich nicht auf das Tatsächliche beschränken. In unserem Gefühlsleben bringt die mit den Jahren fortschreitende Reife zu große Veränderungen hervor, als daß wir gegen unsere Vergangenheit ganz gerecht sein, sie mit vollkommener Objektivität beurteilen könnten.

Wenn aber G. Sands Memoiren auch nicht die gehofften Enthüllungen brachten, so entschädigten sie dafür wenigstens den besseren Teil des Publikums durch Vorzüge, die ihnen eine höhere und edlere Bedeutung verleihen. Der Entwicklungsgang dieser so höchst merkwürdigen Natur ist darin mit voller Klarheit zu verfolgen, die Bilder der bedeutenden Menschen aus ihrem Umgangskreise, die sie uns vorführt, atmen und leben, die ganze Darstellung ist der großen Meisterin in der Kunst des Erzählens würdig. Der Wert dieser Memoiren ist sehr hoch anzuschlagen, doch hat man, während man sie liest, stets die Empfindung, daß die Verfasserin uns nicht mehr sagt, als sie eben sagen *will*. Wir lesen ein für den Druck bestimmtes Werk, nicht den Erguß einer Seele, die, ganz vom Augenblick erfüllt, an kein Publikum denkt. Selbstverständlich

liegt dem großartigen Wesen dieser Frau alle Affektation, alles Bestreben, sich schön herauszustaffieren, unendlich fern, aber sie war, als sie ihre Lebensgeschichte schrieb, schon längst eine Berühmtheit und eine solche kann sich kaum die Naivetät und Unbefangenheit bewahren, in denen der Hauptreiz solcher, die eigene Person betreffenden Mitteilungen besteht.

Um so frischer und reizender entfalten sich jene liebenswürdigen Eigenschaften in der „Correspondance de George Sand" (1812—1876), von der vor kurzem der erste Band erschienen ist. Die Briefe, die er enthält, reichen vom Jahre 1812 bis zum Jahre 1836 und fallen daher großenteils in eine Zeit, in welcher der Schreiberin nichts ferner lag, als der Gedanke, sich je gedruckt zu sehen. In diesen Briefen, die bis zum Jahre 1831 ausschließlich an Verwandte und an Personen ihres kleinen Bekanntenkreises gerichtet sind, spricht sich ein so zufriedener Sinn, eine so harmlose Heiterkeit aus, daß es den Anschein hat, als fühle sie sich im sicheren Hafen geborgen. Ein paar Ausflüge nach Paris und in ein Pyrenäenbad abgerechnet, lebt sie im Winter und Sommer auf dem ihr gehörigen Gute Nohant in der einstigen Provinz Berry. Ihre Tage sind mit häuslichen und landwirtschaftlichen Obliegenheiten ausgefüllt; ihr Herz findet in der überschwänglichen Liebe zu ihrem Erstgebornen, dem kleinen Maurice, sein volles Genüge. Neben ihm, vielleicht weniger

leidenschaftlich geliebt, aber gewiß ebenso treu gepflegt, wächst das um fünf Jahre jüngere Töchterchen Solange heran. Denselben stark ausgeprägten Familiensinn bewährt sie auch ihrer Mutter gegenüber. Kein geistiges oder seelisches Band verknüpfte diese einander ganz ungleichen Frauen, allein das Gefühl, das Rahel Varnhagen sehr treffend „Fasernliebe“ nennt, vertrat seine Stelle. Sie erzählt der Mutter von allen kleinen Vorkommnissen im Familien- und Bekanntenkreise und läßt auch die harmlosen Spässe nicht unerwähnt, mittels welcher die Provinzbewohner eine Abwechslung in die Einförmigkeit ihres Daseins zu bringen suchen.

Von stofflichem Interesse können solche Briefe ihrer Natur nach nicht sein, um so wichtiger sind sie jedoch in psychologischer Beziehung. Sie zeigen uns G. Sand — damals noch Aurora Dudevant — von ihren häuslichen und mütterlichen Pflichten ganz erfüllt, ohne die leiseste Ahnung des in ihr schlummernden Dämons. Nirgends verrät sich eine Unzufriedenheit mit der Enge des ihr vorgezeichneten Wirkungskreises; von einem schriftstellerischen Drang ist keine Spur zu entdecken. Diese bis zum Jahre 1831 reichenden Jugendbriefe enthalten keine geistreichen Bemerkungen, keine tiefgehenden Reflexionen, keine frappanten Wendungen; es geht daraus nur hervor, daß sie von einer Frau von sehr klarem Verstand und echter Herzens-

wärme herrühren. Die poetische Kraft, ihr eigentliches Lebenselement, war damals noch gleich einer Raupe in ihr eingesponnen.

Ihres Mannes erwähnt sie in diesen Briefen selten, meistens nur, wenn sie Grüße von ihm zu bestellen hat. Daß sie in keiner inneren Gemeinschaft mit ihm lebt, ist diesem Übergehen seiner Person leicht zu entnehmen, doch läßt sie, bis es zu der entscheidenden Krise kommt, keine Klage über ihn laut werden. Bis dahin wäre man geneigt, ihre Ehe für eine jener leidlichen zu halten, in denen die Liebe zu den Kindern und die Gemeinsamkeit aller äußeren Lebensinteressen die fehlende Liebe notdürftig ersetzt. Wäre dies hier wirklich der Fall gewesen, so hätte es wohl geschehen können, daß G. Sand sich ihres Genius nie bewußt worden wäre. Baron Dudevant war jedoch zu beschränkten Geistes und von zu rohen Sitten, um das Seine zur Aufrechthaltung der bestehenden Verhältnisse zu tun; die ganze Last auf ihre Schultern zu nehmen, war seine Frau nicht gewillt. Eine gerichtliche Trennung hatte sie noch nicht im Sinne; sie wollte nur zeitweilig von dem schweren Druck ausruhen, unter dem sie sich erliegen fühlte. Wie vielfach sie im Rechte gewesen sein muß, beweist, daß ihr Mann nach kurzem Widerstand einwilligte, sie ziehen zu lassen. Nur der Gedanke an ihre Kinder erschwert ihr die Ausführung ihres Entschlusses. Die zweijährige Solange bedarf

jedoch vorläufig nur physischer Pflege und für Maurice weiß sie auf anderem Wege Sorge zu tragen. Sie wendet sich an einen jungen Mann namens Boucoiran, der ihrem Söhnchen den ersten Unterricht erteilt hat, teilt ihm die Geschehnisse der letzten Zeit und ihr Vorhaben mit und bittet ihn, während ihrer Abwesenheit ihre Stelle bei Maurice einzunehmen. Von seiner Einwilligung macht sie ihre ferneren Schritte abhängig. Der Brief (vom Dezember 1830) ist zu bezeichnend für die Personen und die Verhältnisse, um hier nicht wenigstens stellenweise mitgeteilt zu werden. Sie schreibt:

„Jetzt liegt die Entscheidung in Ihrer Hand. Kaum fand ich den Mut, Ihnen meine Bitte vorzutragen, so sehr fürchte ich einen abschlägigen Bescheid. Versetzen Sie sich in meine Lage; wenn ich Sie in Nohant weiß, werde ich frei atmen können. Ich werde mein Kind in guten Händen wissen. Seine Erziehung wird einen gedeihlichen Fortgang nehmen, seine Gesundheit wird gehörig in acht genommen werden, sein Charakter vor üblen Einflüssen bewahrt bleiben. Sie werden mir täglich Nachricht von ihm geben. Überlasse ich Maurice seinem Vater, so wird er heute verhätschelt, morgen geprügelt werden. Man wird ihm Krankheiten andichten, um mir das Herz schwer zu machen und mich auf diese Weise zur Rückkehr zu zwingen. Wenn dieses das Los meines Sohnes sein sollte, würde ich lieber das meine,

wie hart es auch ist, noch ferner ertragen, um nur bei ihm zu bleiben und ihn vor der Brutalität seines Vaters zu schützen."

Boucoiran wiedersteht diesen dringenden Bitten nicht. Bald nach dem Eintreffen seiner Antwort verläßt sie Nohant mit der Absicht, nach einigen Monaten für einen bestimmten Zeitraum dahin zurückzukehren.

Schon im Jänner 1831 finden wir sie in Paris an der Pforte eines neuen Lebens und bald in engen Beziehungen zu ihrem Heimatsgenossen Jules Sandeau, den sie schon von früher her kannte. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er es, der, selbst Schriftsteller, sie zuerst beredete, die Feder zu ergreifen. Pekuniäre Rücksichten bewogen sie, seinen Rat zu befolgen. Von innerem Drang und Trieb, die sich allerdings bald einstellten, ist fürs Erste nicht die Rede; vorläufig hat sie nur einen bescheidenen Erwerb im Sinne. Wie fremd diesem großen Talent die aufgeblasene Zuversicht der meisten Anfänger war, wie wenig es diese Frau, deren Name bald in ganz Europa widerhallen sollte, nach Ruhm gelüstete, geht aus einem ihrer Briefe an Boucoiran deutlich hervor. Sie beantwortet seine Warnung vor den Widerwärtigkeiten, denen sie auf der literarischen Laufbahn begegnen werde, folgendermaßen:

„Ich meine, es wird damit nicht so arg sein. Sie müssen sich nur die Gründe, die mich bestimmen und

den Zweck, den ich im Auge habe, recht klar machen. Mein Mann hat mir eine Jahresrente von dreitausend Francs ausgesetzt. Das ist wenig für mich, der das Geben eine Freude und das Rechnen ein Greuel ist. Meine Absicht ist daher einzig und allein, meine materielle Lage durch einen kleinen Erwerb zu verbessern. Da ich nicht enfernt den Ehrgeiz habe, mir einen Namen zu machen, so werde ich Niemands Haß und Neid erregen. Wenn Sie mir sagen, daß der Ruhm mir nur eine neue Quelle des Kummers sein werde, so kann ich mich des Lachens nicht erwehren. Dieser Ausspruch, wie alle ähnlichen Gemeinplätze, findet nur auf das Genie und die Eitelkeit eine richtige Anwendung; ich aber besitze kein Genie und bin nicht eitel. Deshalb darf ich mit gutem Grund hoffen, von den Widerwärtigkeiten verschont zu bleiben, die man mir als unvermeidlich schildert."

Die angehende Schriftstellerin übersah dabei nur den wesentlichen Umstand, daß man, um Geld zu verdienen, sich erst einen Namen gemacht haben muß.

Die ersten Anfänge G. Sands waren um nichts leichter, als die der meisten Debütanten in der Literatur. Man wußte nichts von ihr und Jules Sandeau, mit dem sie gemeinschaftlich arbeitete, war ebenso unbekannt. Sie wurde von den Redaktionen, an die sie sich wendete, mit Versprechungen und Vertröstungen abgespeist. Glücklicherweise hatte sie aus ihrer Provinz ein Empfehlungs-

schreiben an den Herausgeber des „Figaro“, H. de Latouche, mitgebracht. Der Empfang, den sie bei diesem fand, war zwar nicht viel verheißend — er nannte ihre Versuche reizend und bedauerte nur, daß sie ganz ohne Sinn und Verstand seien — doch immerhin willigte er ein, sie bei seinem Blatt zu beschäftigen. Kaum fühlt sie festen Boden unter ihren Füßen, so wird auch ihr eigentlicher Beruf ihr klar. Sie schreibt darüber:

„Fester als je bin ich entschlossen, die literarische Laufbahn zu verfolgen. Trotz der Schwierigkeiten, mit denen ich zu kämpfen habe; trotz der Anfälle von Trägheit und Entmutigung, die mich manchmal heimsuchen; trotz der über alles Maß bescheidenen Lebensweise, zu der ich mich bequemen muß, fühle ich, daß ich nur auf diesem Wege Befriedigung finden kann. Die Schriftstellerei wird gar bald zur Leidenschaft; hat sie sich einmal eines Gehirns bemächtigt, so gibt sie es nicht mehr frei.“ Sie erwähnt der Versuche, die sie auch bei anderen Journalen gemacht hat und meint, irgendwo werde es doch glücken. Dann fährt sie fort:

„Inzwischen aber muß für den Lebensunterhalt gesorgt werden. Aus diesem Grunde habe ich mich zu dem scheußlichsten Handwerk entschlossen: ich schreibe Artikel für den „Figaro“, der mir sieben Francs per Spalte zahlt. Das ist nicht viel, doch reicht es für meinen Bedarf hin, ja ich kann sogar hie und da das Theater

besuchen, natürlich nur, wenn ich den gewissen Rat befolge, den Sie mir einmal gaben." Höchst wahrscheinlich war es der Rat, Männerkleider zu tragen. Auch in ihrer Autobiographie sagt George Sand, daß ökonomische Rücksichten sie dazu bewogen haben.

Wir sehen die Dichterin nun in angestrengter Tätigkeit begriffen. Von 9 Uhr morgens bis 5 Uhr abends ist sie im Redaktionsbureau des „Figaro" beschäftigt, in den wenigen freien Stunden, die ihr bleiben, arbeitet sie an dem Roman, der ihren Ruhm begründen sollte. Daneben schreibt sie oft und in Ausdrücken rührender Zärtlichkeit an den kleinen Maurice und unterhält eine rege Korrespondenz mit ihren Freunden in der Provinz. Schon im Frühling 1831 kehrt sie nach Nohant zurück, von Sehnsucht nach ihren Kindern getrieben. Doch ist ihres Bleibens nicht lange. Literarische Angelegenheiten führen sie im Laufe des Jahres nach Paris zurück. Im Dezember kommt ihr Roman „Indiana" in die Hände des Verlegers. Wenn man nicht bereits wüßte, welchen glänzenden Erfolg dieses Werk hatte, welche große Bewegung es hervorrief, aus den hier mitgeteilten Briefen würde man es kaum ahnen können, so wenig erwähnt G. Sand des errungenen Sieges. Bald darauf veröffentlicht sie einen zweiten Roman: „Valentine", der eine nicht minder günstige Aufnahme findet. Von nun an ist ihr eine hervorragende literarische Stellung gesichert. Die einflußreichsten Kritiker, darunter

Planche und Sainte-Beuve, verkünden ihr Lob, das Publikum will nur ihre Bücher lesen und selbst der ihr an realistischer Wahrheit und psychologischer Vertiefung entschieden überlegene Balzac wird durch sie in den Schatten gestellt. Doch alle diese Triumphe können ihr Gemüt nicht aus dem Gleichgewicht bringen; sie bewahrt ihren Freunden gegenüber die frühere Einfachheit und Teilnahme, ihre Kinder, die sie so häufig, als sie kann, besucht, bleiben ihr nach wie vor das Wichtigste. Die mütterliche Empfindung war, wie es scheint, der stärkste, unwandelbarste Zug in G. Sands ganzem Wesen. Wenn sie sich der Erfolge freute, die sie ihrem Talent verdankte, so war es aus anderen als aus Gründen der Eitelkeit; sie sah in jenen vornehmlich Mittel, sich die Freiheit zu sichern, deren sie bedurfte, um das Schicksal der Ihren nach ihrer Einsicht zu lenken.

So kam das Jahr 1833 heran; es war das bewegteste, verhängnisvollste in G. Sands Leben und noch lange nachher machten sich seine Nachwirkungen fühlbar. Das Verhältnis, in dem sie seit zwei Jahren mit Sandeau stand, löste sich, man weiß nicht aus welchen Ursachen. Daß die Dichterin diesen Bruch tief empfand, geht aus einem Schreiben an ihren Jugendfreund Rollinat hervor. Ich entnehme demselben ein paar Stellen:

„Mir ist, als hätte ich seit meinem letzten Briefe

an Dich Jahrhunderte durchlebt — jedenfalls bin ich durch alle Qualen der Hölle gegangen. Im weltlichen Sinne habe ich mich nicht zu beklagen. Äußerlich ist meine Stellung unangefochten, unabhängig, günstig. Ich sollte mich dessen freuen und vermag es nicht. Mein Herz hat um zwanzig Jahre gealtert, das Leben hat keinen Reiz mehr für mich. Mit Leidenschaft und Glück ists zu Ende — das Kap ist umsegelt."

In dieser Stimmung schrieb sie ihre „Lélia". Sie wollte darin ihren eigenen Gemütszustand schildern, den Gemütszustand eines Weibes, in dem die Fähigkeit zu glauben und zu lieben erstorben ist. Wie sehr sich die Dichterin darin über sich selbst täuschte, erfahren wir zwar nicht aus der vorliegenden Sammlung, die gerade in bezug auf die in Rede stehende Periode sehr lückenhaft ist, wohl aber aus Sainte-Beuves „Portraits contemporains". Es ist geradezu unbegreiflich, weshalb der Herausgeber der Correspondance de G. Sand die in jenen mitgeteilten sehr wichtigen Briefe an Sainte-Beuve einfach wegließ. Es handelte sich hier vor allem darum, das Bild eines Seelenlebens herzustellen; dieser Zweck wird nun durch eine solche unbefugte Ausscheidung wesentlich beeinträchtigt.

Auf Grund der an Sainte-Beuve gerichteten Briefe sehen wir G. Sand, kaum daß ihre skeptische, „Lélia" erschienen war, eine Leidenschaft fassen, wie sie ein bis dahin unberührt gebliebenes Gemüt nicht tiefer, nicht

glühender empfinden kann. Das kurze Glück wie das traurige Ende dieses Liebesbundes sind bekannt. G. Sand und A. de Musset waren, wenn auch gleich geniale, doch zu wesentlich verschiedene Naturen, als daß es ihnen möglich gewesen wäre, ineinander aufzugehen. Auf sie Beide passen Grillparzers Worte:

„Im Glutumfassen stürzten wir zusammen,
Ein jeder Schlag gab Funken und gab Licht;
Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten, aber ach! wir schmolzen nicht.“

Ich kehre von dieser notwendigen Abschweifung zu der in Rede stehenden Briefsammlung zurück.

Wie viele Frauen gibt es, die nach solchen Erschütterungen und Enttäuschungen sich nicht hoffnungslos gebrochen fühlen würden? Die widerstandskräftige und elastische Natur G. Sands wurde davon nur für eine Weile gebeugt. Wohl sagt sie in einem hier nicht mitgeteilten Brief an Sainte-Beuve, sie sei sterbensmüde und sterbenstraurig, aber ihre unverwüstliche Kraft ließ sie diese Krisis überstehen. Bald nach ihrer Rückkehr aus Italien, wo sie sich schon früher von Musset getrennt hat, sehen wir sie den gewohnten Gang des Lebens wieder aufnehmen. Es ist keine Frage, daß die schriftstellerische Tätigkeit, der sie sich jetzt eifriger als je hingab, wesentlich dazu beitrug, sie ihre persönlichen Schicksale minder lebhaft empfinden zu

lassen. Wenn aber auch in ihr die Phantasie vor allem reger war, so läßt sich von ihr doch nicht behaupten, sie habe sich den Anforderungen des realen Lebens entzogen. Wir wissen, daß sie und Baron Dudevant sich schon vor Jahren infolge eines gegenseitigen Übereinkommens getrennt hatten. Seitdem war in den Verhältnissen eine Wendung eingetreten, die es G. Sand als notwendig erscheinen ließ, um eine gerichtliche Trennung anzusuchen. Ihr Mann widersetzte sich derselben; so kam es zu einem Prozeß, den sie schließlich gewann. Auch die Kinder wurden ihr zugesprochen.

Bis dahin sind ihre Briefe fast ausschließlich an Personen gerichtet, die nur in ihrem engen Lebenskreise bekannt waren. G. Sands zunehmende Berühmtheit verschaffte ihr aber bald auch Freunde von Namen und Ansehen. Zu ihren Korrespondenten zählen nunmehr verschiedene durch Talent oder soziale Stellung ausgezeichnete Persönlichkeiten, wie Franz Liszt, Gräfin d'Agoult, Guéroult, Pelletan. Meiner Empfindung nach sind die Briefe an Gräfin d'Agoult (Daniel Stern) die einzigen in der ganzen Sammlung, die das Gepräge der Gemachtheit, der künstlichen Exaltation tragen; sie scheinen nicht sowohl der Adressatin als dem großen Künstler zuliebe geschrieben worden zu sein, der damals in intimen Beziehungen mit jener Dame lebte. In enthusiastischen Ausdrücken preist G. Sand diesen Liebesbund, von dem sie Glück und Heil erhofft. Wußte sie

denn nicht aus eigener Erfahrung, daß dauernde Befriedigung nicht auf solchem Wege zu erlangen ist? Hatte die Theorie von der femme libre, die, eben weil sie eine Theorie war, sie auch als Dichterin vielfach schädigte, ihren Blick dermaßen umnebelt, daß sie die wirkliche Welt von der nur in ihrer Phantasie existierenden nicht mehr zu unterscheiden vermochte? In Wahrheit nahm jenes Verhältnis ganz den Verlauf, den jeder Unbefangene ihm hätte vorhersagen können. Nach einem kurzen Wonnetaumel machten sich die Liebenden gegenseitig das Leben zur Hölle; endlich schieden sie in Haß und Bitterkeit voneinander. Bald darauf veröffentlichte Daniel Stern ihren Roman „Nélida", in dem sie den Charakter des einst vergötterten Mannes aufs Heftigste angreift und sich natürlich als sein Opfer hinstellt.

Dies ist im wesentlichen der Inhalt des ersten Bandes von George Sands Briefwechsel. Daß in der vorliegenden Sammlung manche Lücken aufklaffen, habe ich bereits erwähnt und zugleich getrachtet, dieselben nach Möglichkeit auszufüllen, damit das Ganze an Verständlichkeit gewinne. Jedenfalls ist das in diesem Buche Mitgeteilte interessant und bedeutend genug, um die folgenden Bände mit Spannung erwarten zu lassen.

Louise Ackermann.

(Beilage zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, März 1876.)

Der deutsche Chauvinismus neuesten Datums will in der Aufmerksamkeit, womit der gebildete Deutsche die literarischen Erscheinungen des Auslands verfolgt, an der Erschlossenheit seines Sinnes für fremde Eigenart ein am Vaterland begangenes Unrecht, einen Fehler erblicken, der uns noch aus alten bösen Zeiten her anhaftet. Ganz im Gegenteil scheint mir dieses Aneignungsvermögen, dieses Interesse an jeder geistigen Bewegung ein Vorzug, ohne den das deutsche Volk nie den hohen freien Standpunkt erreicht hätte, den es einnimmt. Man wende nicht dagegen ein, daß die Bekanntschaft mit dem Fremden leicht zur Nachahmung desselben verleite; für selbständige Talente hat es damit keine Gefahr. Keiner, der auf eigenen Füßen gehen kann, wird nach einem Gängelband verlangen. Die Halb- und Vierteltalente aber werden immer irgend einem Einfluß untertan sein; welchem, ist am Ende ziemlich gleichgiltig, da eine starke nachhaltige Wirkung

ihnen ja doch versagt bleibt. Die Originalität ist eine dem Geist eingeborene Eigenschaft; er kann sich ihrer nicht entschlagen, selbst wenn er wollte. In dem unseligsten Jahrhundert der deutschen Geschichte, zur Zeit da die gräulichste Verwilderung der Gemüter wie der Zustände die letzte Regung nationalen Bewußtseins erstickt zu haben schien, schrieb Paul Fleming, der Vielgewanderte, seine ganz vom Odem der Heimat erfüllten Gedichte, schrieb Angelus Silesius seine wunderbaren Sprüche, die uns germanisches Geistes- und Gemütsleben bis zu dem fernen indischen Urquell hinauf verfolgen lassen. Hundert Jahre später, als dem Franzosentum die ausschließliche Herrschaft in Kunst und Literatur gesichert schien, veröffentlichte Gellert seine Fabeln, die in ihrer treuherzigen Gesinnung, ihrem schalkhaften Humor und dem dahinter sich verbergenden sittlichen Ernst von so deutschem Gepräge sind als nur möglich. Soll ich den Beweis noch weiter führen? Ich halte es wahrlich für überflüssig daran zu erinnern, daß aller literarische Glanz Frankreichs, die ganze Suprematie, die es in künstlerischen Dingen an sich gerissen hatte, das Entstehen einer vollkommen originellen Literatur in Deutschland nicht verhindern konnte. Wenn wir in so entarteten angefaulten Zuständen, wie die damaligen waren, unsere Eigentümlichkeit, den Kern unseres Wesens, unversehrt zu bewahren vermochten, so steht jetzt unter so ungleich günstigeren Verhältnissen

in der Tat nicht zu besorgen, daß die Kenntnis des Fremden uns zum Abfall von den heimischen Göttern verführen dürfte. Der patriotische Übereifer möge sich damit beruhigen; es wird ihm doch nie gelingen, den kosmopolitischen Zug des deutschen Geistes hinwegzutilgen. Wir werden nie vergessen, daß es der erhabenste Genius unserer Nation war, der sich mit dem Gedanken einer Weltliteratur trug. Inzwischen wollen wir, seinem Beispiel folgend, alles willkommen heißen, was zur Ergänzung, zur Bereicherung unseres eigenen Wesens dienen kann. Im großen und ganzen wird es auch wirklich so gehalten, und schwerlich dürfte die Riesenmauer, die das Deutschtum von dem großen geistigen Weltverkehr abschließen soll, sobald fertig werden. Wenn, wie vor kurzem an eben dieser Stelle sehr richtig bemerkt wurde, die englische Literatur sich in Deutschland augenblicklich einer größeren Verbreitung und Beliebtheit erfreut als die französische, so ist der Grund davon meines Erachtens weniger in nationalen Antipathien, als darin zu suchen, daß in Frankreich seit geraumer Zeit keine belletristischen Werke ersten Ranges entstanden sind. Die Schriftsteller, die durch eine lange Reihe von Jahren die Aufmerksamkeit von ganz Europa zu fesseln wußten, sind entweder dahingeschieden oder, vom Hauche des Alters gelähmt, nur noch der Schatten dessen, was sie waren. Keine ebenbürtigen Nachfolger sind an ihre Stelle getreten. Wo ist unter den jetzt

lebenden französischen Romanciers und Novellisten einer, der an die Genialität der Sand in den Tagen ihrer Kraft, an Mérimées Gedankenfülle und Formvollendung, an Balzacs Meisterschaft in der Lösung psychologischer Probleme hinanreichte? Nicht als wenn die Talente in Frankreich plötzlich ausgestorben wären; es gibt deren noch immer viele und darunter sehr bedeutende, nur keines von so siegreicher Überlegenheit, daß alle Kniee sich vor ihm beugen müßten. Da ist es denn wohl natürlich, daß man diesen minderen Sternen nicht die gleiche Aufmerksamkeit zollt, wie einst ihren um so vieles glänzenderen Vorgängern. Auf dem dramatischen Gebiet ist der Abstand gegen früher nicht so groß. Nach wie vor werden in Frankreich Stücke geschrieben, die, wenn auch keine Kunstwerke im hohen Sinne des Wortes, durch sprühenden Geist, sichere Welt- und Lebenskenntnis und eine oft bewunderswerte Geschicklichkeit der Mache allerwärts volle Wirkung erzielen. Es dürfte den deutschen Theater-Direktionen schwer fallen, sie auszuschließen, denn unleugbar ist unsere heimische Produktion in diesem Fache nicht ergiebig genug. In Deutschland ist der echte Dramatiker eine überaus seltene Erscheinung; manchmal allerdings taucht sie in strahlendster Herrlichkeit auf, aber in bescheidenerer Gestalt, dafür in größerer Anzahl, will sie bei uns nicht vorkommen. Dem Deutschen, wenn er nicht nebenbei ein Genie ist, fehlt das dramatische Na-

turell; die Unzahl unserer Buchdramen bezeugt es nur zu deutlich. Wir sind den Franzosen in so vielen anderen Punkten überlegen, daß wir ihnen den Ruhm, größeres dramatisches Geschick zu besitzen, als wir, wohl gönnen mögen.

Wenn aber der französische Roman und das französische Drama bei uns immer nach Verdienst, und nicht selten darüber hinaus, gewürdigt wurden, so hatte sich hingegen die französische Lyrik nicht gleicher Gunst zu erfreuen; — aus verschiedenen Gründen, unter denen der, daß die Lyrik ihrer Natur nach, selbst wo sie in heimischen Lauten spricht, nie auf ein zahlreiches Publikum hoffen darf, obenan steht. Ihr ist es nicht gegeben, die Menge zu fesseln. Sie kann erfreuen, erschüttern, erheben, aber unterhalten kann sie nicht und deshalb auch dem großen Publikum, das eben nur unterhalten sein will, keine Befriedigung bieten. In der Tat geht es ihr möglichst aus dem Wege. Die anders empfindende Minderzahl hatte aber wenig Grund, sich um die Lyrik des Auslands zu kümmern, da gerade auf dem lyrischen Gebiete der deutsche Geist und das deutsche Gemüt das Höchste und Vollendetste geschaffen haben. Ein wesentliches und unverlöschliches Merkmal unterscheidet namentlich die französische von der deutschen Lyrik: es ist ihr verschiedener Ursprung. Diese ist aus dem Volksliede hervorgegangen und, wo sie echt ist, schlicht, unmittelbar wie dieses, während jene, der

Kunstpoesie entsprossen, die Traditionen derselben allzu getreu bewahrt hat. Schon darum kann kein französischer Lyriker uns hier gleichkommen. Statt sich mit diesem Bewußtsein zu begnügen, ging man jedoch so weit, der französischen Nation überhaupt alles Talent für den poetischen Ausdruck der Empfindung abzusprechen. Eine genauere Kenntnisnahme hätte zur Überzeugung führen müssen, daß es auch in Frankreich Dichter gab und gibt, die volle und reine Herzenstöne anzuschlagen wissen. Von Malherbes Zeiten bis zur Gegenwart ließen sich sehr viele Beweise dafür vorbringen. Ich beschränke mich darauf, hier auf einen der neuesten, Louise Ackermanns „Poésies philosophiques“ hinzuweisen.

Philosophische Gedichte? wird vielleicht mancher meiner Leser mit bedenklichem Kopfschütteln fragen. Was haben denn Philosophie und Poesie miteinander zu schaffen? — Je nun, ich meine, sie stehen in eben so untrennbarem Zusammenhang wie Geist und Gemüt. Jede neue Erkenntnis, zu der wir gelangen, übt einen modifizierenden Einfluß auf unsere Empfindungsweise aus. Das war zu allen Zeiten so, in unseren Tagen tritt dieser Einfluß aber noch schärfer hervor, weil die Gedankenwelt in einer Umwandlung begriffen ist, die sich mit Sturmeswehen auch auf die Welt der Gefühle überträgt. Wir stehen an einem verhängnisvollen Wendepunkte; wir wissen zu viel, um glauben, zu wenig,

um des Glaubens entraten zu können. An die Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften knüpfen sich Ideenreihen, die uns unser Dasein und unser Verhältnis zum Universum in einem vollkommen veränderten Licht erscheinen lassen. Schlüsse, die mit unseren früheren Anschauungen in grellem Widerspruch stehen, drängen sich uns auf; es entstehen Fragen, die sich nicht minder, als an unseren Intellekt, an unsere dunkel wogenden Instinkte wenden, Fragen über Leben und Tod im strengsten Sinne des Wortes. Oder ist Darwins Lehre etwa bloß Sache der Wissenschaft? Kann man sie für wahr halten und zugleich die trostvolle Zuversicht bewahren, welche der Gedanke an eine sittliche Weltordnung, an freie Selbstbestimmung, an eine gerecht waltende Vorsehung früheren Geschlechtern einflößte? Ein furchtbarer Zwiespalt erhebt sich in den Gemütern der Menschen. Die einen meinen ihn zu lösen, indem sie sich in den Schoß der Kirche flüchten und ihre Vernunft dem Wunder- und Aberglauben unterwerfen; die anderen, indem sie, ohne sich auch nur einen Rückblick zu gestatten, die neue Lehre rückhalts- und bedingungslos annehmen. Zwischen diesen beiden extremen Parteien steht noch eine dritte: es sind jene, denen es ebenso unmöglich ist, das sacrifizio dell' intelletto zu bringen, wie den ethischen Idealen zu entsagen, in denen sie bisher ihren Halt und ihre Stütze fanden. Eine große, gewaltige Bewegung geht

durch die geistige Welt und die lyrische Poesie — sie, deren höchster Beruf darin besteht, im Denken und Fühlen der Einzelnen den jeweiligen Pulsschlag der Menschheit kundzugeben, sollte in einem so erschütternden Moment ihre Stimme nicht erbeben?

In dem die Sammlung eröffnenden Gedicht „Mon livre“ bezeichnet die Verfasserin klar und bestimmt den Standpunkt, den sie einnimmt. Von ihrem Buch sprechend sagt sie:

> „L'accent désespéré sans doute ici domine,
> Mais je n'ai pas tiré ces sons de ma poitrine
> Pour le plaisir de blasphémer.“

Das ist's, was Louise Ackermann von so vielen Anhängern der materialistischen Lehre unterscheidet, und sie jener dritten Gruppe beigesellt, von der ich vorhin sprach. Nicht Verstandeshochmut, nicht der trügerische Lockruf „Eritis sicut Deus“ hat sie zum Bruch mit dem Glauben getrieben; das Bewußtsein, den alten Wahn abgestreift zu haben, erweckt in ihr keine eitle Selbstgefälligkeit. Sie konnte nicht anders; es gibt Geister, die im Streben nach Wahrheit keinen Einsatz für zu hoch halten. Sie hat sich von einem Glauben, der das Opfer ihrer Vernunft, ihrer sittlichen Überzeugung forderte, losgesagt und die Wissenschaft zur Führerin erkoren; aber auch diese hat ihr nicht die Gewißheit zu bieten, die sie verzweifelnd anstrebt. Auch die Wissenschaft muß sich zu dem Geständnis bequemen,

daß die letzten und höchsten Probleme unlösbar sind. Ist es ein Wunder, wenn dieses dumpfe, unerbittliche „Vergebens!“ mit Dolchesschärfe sich in das Herz der Dichterin bohrt, wenn alle ihre Anschauungen das Gepräge des düsteren Pessimismus tragen? Das Leben erscheint ihr als eine Fahrt, deren Ziel ein unvermeidlicher und hoffnungsloser Untergang ist; immer lauter heult der Sturm, immer wilder stürzen sich die Wogen auf das lecke Schiff — wie lange noch und es muß sinken! Zitternd drängen sich die anderen in dem untersten Schiffsraum zusammen, um das nahende Verderben nicht zu schauen. Die Dichterin aber, nicht vom Verdeck weichend, ruft:

„A l'écart, mais debout, là dans leur lit immense
J'ai contemplé le jeu des vagues en démence.
Puis, prévoyant bientôt le naufrage et la mort,
Au risque d'encourir l'anathème ou le blâme,
A deux mains j'ai saisi ce livre de mon âme
Et l'ai lancé par-dessus bord.

C'est mon trésor unique, amassé page à page,
A le laisser au fond d'une mer sans rivage
Disparaître avec moi, je n'ai pu consentir.
En dépit du courant qui l'emporte ou l'entrave,
Qu'il se soutienne donc et surnage en épave
Sur ces flots qui vont m'engloutir!“

Ja, in Wahrheit: „Ce livre de mon âme!“ Daß dieses Buch wirklich aus innerster Seele kommt, wird keiner bezweifeln, der das Ursprüngliche von dem Erkünstelten zu unterscheiden versteht. Es ist aber noch

anderes daran hervorzuheben: der leidenschaftliche Schmerz, den es atmet, die wilden Anklagen, die es dem Urgrund allen Lebens — ach, welch qualenreichen Lebens! — entgegenschleudert, sind nur die in einer Dichternatur gesteigert und verschärft auftretenden Symptome der Krisis, in der ein großer Teil der Menschheit sich gegenwärtig befindet. Wenn David Strauß von der Wohnungsnot Gottes spricht, so könnte man wohl auch behaupten, daß, nach Beseitigung des Gottesbegriffs, der Mensch für sein Bestes und Edelstes, das Ideal, keine schirmende Stätte mehr zu finden weiß. Die höchsten Kräfte seines Wesens, für deren Entfaltung kein Boden bleibt, kehren sich feindlich gegen ihn. In einer nur aus Kraft und Stoff bestehenden Welt ist kein Raum für ein Reich der Gerechtigkeit und der Liebe. Unmächtig steht der Mensch der Natur, der blind und bewußtlos waltenden Urkraft gegenüber, der als willenloses Werkzeug zu dienen seine einzige Bestimmung ist. Eine Reihenfolge von psychischen Notwendigkeiten hat ihn ins Leben gerufen, ihr fernerer Verlauf wird ihn dem Tod überliefern. Er ist nichts weiter als eine Betätigung jener rastlos zeugenden und wieder zerstörenden ewigen Urkraft, ein Phänomen, das aus der Unendlichkeit auftauchte, um wieder in ihr zu zerfließen, eine Schaumblase, ein zerstäubendes Atom.

Das ist die Lehre, die unter den Gebildeten von Jahr zu Jahr größere Verbreitung gewinnt. Ob sie

falsch oder richtig ist, soll hier nicht in Betracht kommen; ebensowenig wie weit sie die Handlungsweise der Menschen zu beeinflussen geeignet ist, nur von ihrem Einfluß auf die Gefühlssphäre soll die Rede sein. Man bedenke es wohl: hier handelt es sich nicht darum, eine von Wahn und Aberglauben getrübte Religion gegen eine höhere, reinere Auffassung des Wesens Gottes einzutauschen; es handelt sich darum, die Existenz Gottes zu verneinen, auf die innere Erfüllung und Erhebung zu verzichten, die der Mensch in dem Gedanken findet, ein notwendiges Glied in einer sittlichen Weltordnung zu sein, dem Glauben an die eigene Würde, an die Unzerstörbarkeit unserer geistigen Individualität zu entsagen. Das müssen die Bekenner der neuen Lehre, wenn sie nicht kindisch inkonsequent sein wollen. Mit welchen Kämpfen und Qualen aber ein solcher Verzicht verbunden ist, weiß wohl nur, wer sie in seinem Innern durchgerungen hat, und ist's ein Dichter, so wird sein Lied sie herzerschütternd austönen, wie Louise Ackermann es in ihrem Buche getan hat.

Jedem einzelnen dieser Gedichte könnten Pascals Worte: „Il faut croire ou désespérer“, als Motto voranstehen. Die Dichterin hat ihre Wahl getroffen und, lieber als ihre Vernunft gefangen zu geben, sich der Verzweiflung in die Arme gestürzt. Angesichts des Jammers, der die Erde füllt, des Unrechts, das vergeblich gen Himmel schreit, kann sie an keinen Gott

glauben; in allen Erscheinungen des Lebens erblickt sie nur das Walten fühlloser Naturkräfte. Aber schauderndes Entsetzen befällt sie vor der Leere dieser von keinem göttlichen Gedanken beseelten Welt. Die Armseligkeit des Menschenloses entreißt ihr Klagen, deren Bitterkeit mitunter an Schopenhauers trostloseste Aussprüche erinnert. Man möchte die zwei Abteilungen, in die das Buch zerfällt, kaum einem und demselben Verfasser zuschreiben. In den „Poésies premières“ begegnen wir der zwar ernsten, doch nicht finsteren Resignation, der kontemplativen Schwermut, welche die Kenntnis des Lebens in tiefer angelegten Naturen zu erzeugen pflegt. Es sind die Anschauungen und Empfindungen eines nach schweren Stürmen zum Frieden der Entsagung gelangten Gemütes, dem nach vielen Enttäuschungen doch noch die Liebe zur Kunst und zur Natur geblieben ist. Nichts läßt hier die leidenschaftliche Glut ahnen, welche die „Poésies philosophiques“ wie eine düstere Flamme durchlodert. Es muß in der Zwischenzeit in der Dichterin eine große Wandlung sich vollzogen, eine neue Gedankenwelt sich ihr erschlossen haben. Fast wird man selbst von Schwindel ergriffen, wenn man sie verzweifelnd in den Abgrund niederstarren sieht, der sich vor ihr aufgetan hat. Die Gebilde eines frommen Wahns, die ihn einst verdeckten, sind zerflossen, und keine neue Erkenntnis vermag sein undurchdringliches Dunkel zu erhellen.

Vom Gefühl menschlicher Unzulänglichkeit durchdrungen, ruft die Dichterin dem entthronten Glauben zu:

„Eh bien! nous t'expulsons de tes divins royaumes,
Dominatrice ardente, et l'instant est venu:
Tu ne vas plus savoir où loger tes fantômes;
  Nous fermons l'Inconnu!

Mais ton triomphateur expira ta défaite.
L'homme déjà se trouble et, vainqueur éperdu,
Il se sent ruiné par sa propre conquête;
En te dépossédant nous avons tout perdu.
Nous restons sans espoir, sans recours, sans asile,
Tandis qu'obstinément le désir qu'on exile,
Revient errer autour du gouffre défendu."

Das merkwürdigste, die Verfasserin am schärfsten charakterisierende Gedicht ist unstreitig das „Pascal" überschriebene. Wir sehen den großen Denker mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte bemüht, der in starres Schweigen gehüllten Sphinx — dem ewigen Welträtsel — ihr Geheimnis zu entlocken. Ein grimmer Kampf entbrennt zwischen ihnen. Immer stürmischer dringt er auf das Ungeheuer ein, der Wunden nicht achtend, die es ihm schlägt. Umsonst! während sein Blut in Strömen fließt, bleibt der Felsenleib, auf den seine wütenden Streiche niederschmettern, unversehrt. Endlich erliegt die Kraft des Sterblichen; erschöpft, verzweifelnd flüchtet er sich in den Schoß des Glaubens, um seinem entsetzlichen Gegner zu entrinnen. Er ist gerettet, aber um welchen Preis!

„La croix a triomphé; ta défaite est complète.
Oui, te voilà vaincu, subjugué, prosterné!
Au lieu comme autrefois d'un héroïque athlète
Nous n'avons sous les yeux qu'un pauvre halluciné.
Comment? tant de faiblesse après tant de vaillance!
Puisqu'entre ces trépas tu pouvais faire un choix,
N'eût il pas mieux valu périr sans défaillance,
Dévoré par le sphinx, qu'écrasé sous la croix?"

Namentlich der Schluß dieses Gedichts ist von wildem, großartigem Schwung. Voll tiefsinniger Gedanken und mächtiger Empfindung sind ferner: „Prométhée," „L'Amour et la Mort," „le Nuage", und das Zwiegespräch zwischen dem Menschen und der Natur. Von dem schönen kleinen Gedicht „A la comète de 1861" hat Albert Möser in Ernst Ecksteins „Deutsche Dichterhalle" (Band IV, Nr. 22) eine treffliche, Sinn und Stimmung des Originals wiedergebende Übersetzung geliefert[1]). Selbstverständlich sind die „Poésies philosophiques" nicht alle von gleichem Wert, aber unbedeutend, matt, aus erkünstelten Empfindungen hervorgegangen, ist auch nicht eine. Es gibt nicht viele Gedichtsammlungen, von denen sich das gleiche behaupten ließe. Die über das literarische

---

[1]) Betty Paoli hat selbst „Die Wolke" und „Der Positivismus" aus Louise Ackermanns „Poésies philosophiques" verdeutscht. „Gedichte" von Betty Paoli. Auswahl und Nachlaß 1895, S. 237 ff.

Interesse hinausgehende Wichtigkeit dieser Erscheinung liegt jedoch darin, daß sich in ihr der Rückschlag kundgibt, den die materialistischen Theorien der Neuzeit in Naturen von tieferem Gehalt hervorbringen. Jedem Leser muß sich die Überzeugung aufdrängen, daß ein solches Buch nur in einer Zeit der Gärung und Umgestaltung, wie die unsrige ist, entstehen konnte. Wir sind Zeugen eines seltsamen Schauspiels: die Wissenschaft vermißt sich, den Menschengeist zu befreien, und die Freiheit, die sie ihm bringt, läßt ihn den Umfang seines Elends erst recht ermessen; sie wähnt ihn aufzurichten, indem sie, das Grauen vor den dunklen Möglichkeiten, die jenseits des Grabes seiner warten, von ihm nehmend, ihm zuruft: „Fürchte nichts! Es gibt kein Jenseits!“ und er bebt zurück vor dieser Botschaft, deren eisiger Hauch die Hoffnung vernichtet, daß das Wirrsal dieses Daseins einst eine harmonische Lösung finden werde; sie weist ihn auf das Irdische als das allein Sichere hin, und alles Irdische reicht nicht hin den Durst seiner Seele zu stillen. Wenigstens jetzt noch nicht, denn noch ist der Bruch mit der Vergangenheit nicht so vollständig, daß ihre Nachklänge kein Echo in unserer Brust weckten. Sollte die neue Lehre sich siegreich behaupten, dann werden vielleicht späteren Geschlechtern die Ausbrüche des Schmerzes und der Verzweiflung, die in diesem Buche rasen, unverständlich, unfaßlich sein. Mit einer neuen Denkweise wird man

allmählich eine andere Empfindungsweise angenommen, wird gelernt haben, sich in das Unabänderliche ruhig zu fügen. Die Gewohnheit, deren langsam aber sicher wirkendem Einfluß auch der Geist unterworfen ist, wird es künftigen Generationen vielleicht möglich machen, in der Erforschung des sinnlich Wahrnehmbaren volles Genüge zu finden und sich mit dem Irdischen zu bescheiden. Dann werden Gedichte wie diese nicht mehr geschrieben werden können — Gedichte, die dem Schmerz der Losreißung von nicht länger zu behauptenden Gütern, und dem Schauder vor dem was sie ersetzen soll, ihren Ursprung verdanken. Längst wird der Trauerruf: „Der große Pan ist tot!“ verklungen sein.

In Deutschland ist dieses merkwürdige Buch fast unbekannt geblieben; in seiner Heimat mag es wohl die verschiedenartigste Aufnahme gefunden haben. Den Gläubigen muß es ein Gräuel sein, den Frivolen eine müßige Grübelei, den Männern der Wissenschaft eine törichte Auflehnung gegen die ewigen Gesetze der Natur scheinen. Um so tiefer wird es diejenigen berühren, deren Brust der Schauplatz ähnlicher Kämpfe ist; sie werden in diesen Gedichten die Stimme begrüßen, die ihrer stummen Angst, ihrer dumpfen Qual Worte lieh. Jeder ernste und unbefangene Leser aber wird der Verfasserin ein ungewöhnliches Maß von geistiger und poetischer Kraft zuerkennen und in ihrem Buch ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit erblicken.

Ernst v. Feuchtersleben.

Des Sterblichen geheimster Wille,
Das ist die mahnende Sibylle,
Die Fluch und Segen prophezeit.
Ernst v. Feuchtersleben.

(„Neue Freie Presse“ Nr. 938, 11. April 1867.)

Selbst in den trostlosesten Epochen, von denen die Geschichte erzählt, hat es Menschen gegeben, die das Ideal schöner Menschlichkeit so tief im Herzen trugen, daß es ihnen gelang, trotz aller Versunkenheit ihrer Umgebung gelang, es im Leben zu verwirklichen. Lichtverbreitend schritten sie durch die dunkelsten Zeiten, glorreiche Zeugen für den Adel der menschlichen Natur, unerbittliche Ankläger derjenigen, die ihre Frevel oder ihre Schwäche auf die Rechnung eines moralischen Miasmas setzen möchten. Zu diesen seltenen Erscheinungen, die den Sieg eines reinen Strebens über alle Ungunst der Verhältnisse verkünden, gehört Ernst v. Feuchtersleben, der Dichter und Philosoph, ein Lehrer seines Volkes, und mit stolzer Wehmut füge ich hinzu: der edle Freund meiner Jugend.

10*

Siebzehn Jahre sind verflossen, seit Feuchtersleben von der Erde schied. Ein früher Tod hat ihm nicht erlaubt, sein Tagewerk zu vollenden; aber was er geleistet hat, genügt, ihm ein unvergängliches Anrecht auf Liebe und Verehrung zu sichern. In einer Zeit, welche die Lehre von der Emanzipation des Fleisches predigte, schrieb er auf seine Fahne den Wahlspruch: „Emanzipation des Geistes!“ Diesen sah er, von der Materie niedergehalten, in Fesseln schmachten, durch seine Sklaverei jede andere bedingt. In der spiritualistischen Richtung Feuchterslebens liegt seine Eigentümlichkeit und seine Bedeutung. Um die letztere aber vollkommen zu würdigen, muß man sich in die Zeit zurückversetzen, in die seine Entwicklung fiel, sich die Hindernisse vergegenwärtigen, die ihr entgegenstanden. Tausende und Abertausende sind ihnen unterlegen — nur einzelne hehre Gestalten ragen aus dem öden Sandmeer jener Tage empor. Mit Ehrfurcht seien sie gegrüßt, die aus dem Kampfe mit den niederdrückendsten Verhältnissen als Sieger hervorgingen!

Wenn ich das Jahr 1805 als Feuchterslebens Geburtsjahr angebe, so ist damit auch schon gesagt, daß seine Kindheit und Jugendzeit unter dem geistigen Drucke verging, der während der Restaurationsperiode schwerer denn je auf Österreich lastete und jedes höhere Streben zu ersticken suchte. Der Knabe wurde in einer Akademie erzogen, deren Leitung klerikalen und mili-

tärischen Händen übergeben war. Er verließ die Akademie, um sich dem Studium der Heilkunde zu widmen. Der plötzliche Übergang von beständiger Überwachung zu unbeschränkter Freiheit ist immer ein bedenklicher Moment; er war es damals um so mehr, je eifriger man darauf bedacht war, jeden edlen Aufschwung zu lähmen. Das herrschende System hat seine Früchte getragen: von idealen Zielen war nur noch bei den allerwenigsten die Rede. Mehr und mehr verbreitete sich die von oben ausgehende Ansicht, der ganze Wert der Wissenschaft bestehe in dem unmittelbaren Nutzen, der aus ihr gezogen werden könne. Man studierte, um sich auf ein Amt vorzubereiten, um sich eine Existenz zu gründen; die reine, uneigennützige Liebe zur Wissenschaft hatte nur in seltenen Ausnahmsfällen Teil daran. Natürlich geschah auch hier, was unter ähnlichen Verhältnissen immer geschehen wird. Wenn die Glut und Kraft der Jugend nicht zu dem Ideal emporstreben darf, wirft sie sich auf das Gemeine, der Flamme gleich, die, in ihrem Zuge nach oben aufgehalten, sich Wege des Verderbens bahnt. Und wie waren die Machiavells jener Zeit beflissen, durch schlaue Übermeisterung der Sinnlichkeit den Geist um sein Recht zu betrügen! Was wurde nicht alles aufgeboten, jeden ernsteren Gedanken hinwegzutändeln, jede tiefere Auffassung des Lebens hinwegzuscherzen! Die Jungen zwitscherten wie die Alten sangen. Daß es aber kein absolutes Muß

war, in dieses Konzert miteinzustimmen, sehen wir an Feuchtersleben.

Auf sich beruhend, in sich und durch sich gehalten, blieb er sich selbst getreu. Seine Forderungen an das Leben waren nur wenige, aber sie begriffen das Höchste: immer wachsende Erkenntnis für seinen Geist, für sein Herz die Freundschaft einiger Gleichgesinnten. Schon in seiner Knabenzeit hatte sich das poetische Talent in ihm geregt, jetzt gelangte es zu seiner Entfaltung. Viele seiner später gesammelten Gedichte rühren aus seinen Studienjahren her. Wäre ihnen nicht das Datum beigefügt, so würde die männliche Reife, die sich darin ausspricht, eine andere Altersstufe vermuten lassen.

Bis dahin mochte Feuchtersleben zu den Glücklichen der Erde gezählt werden. Noch war keiner der Schmerzen, die unvertilgbare Spuren zurücklassen, an ihn herangetreten, und auch die gemeine Sorge des Lebens war ihm immer fremd geblieben. Jetzt kam der Moment, in dem er beide kennen lernen sollte. Ein furchtbarer Jammer brach über ihn herein: Sein Vater, an dem er mit tiefster Innigkeit hing, suchte den Tod in den Wellen der Donau. Der Schmerz des Sohnes war grenzenlos. Von ihm erfüllt, dachte er nicht an die äußeren Folgen, welche dieser Schicksalsschlag nach sich ziehen sollte; doch waren sie schwer genug. Vergeblich hatte man sich bemüht, die Leiche des Dahin-

geschiedenen aufzufinden, es war nicht gelungen, sein Tod konnte daher nicht gerichtlich konstatiert werden. Infolgedessen ward sein nachgelassenes Vermögen den Söhnen vorenthalten und ging ihnen schließlich, durch die Intriguen einer Stiefmutter, ganz verloren. Mit dem Tode seines Vaters begann für Feuchtersleben der Kampf mit der Alltagsmisere. Am Beginn seiner Laufbahn sah er sich aller Mittel, alles Beistandes beraubt. Manche, die es, freilich ohne ihn zu verstehen, nach ihrer Art gut mit ihm meinten, rieten ihm, durch eine reiche Heirat seiner Zukunft eine sichere Basis zu geben. „Wird ein solcher Schritt", hieß es, „nicht von Vielen getan, die für ehrenwerte Männer gelten?" Ich habe Feuchtersleben damals noch nicht gekannt, doch kann ich mir das Lächeln vergegenwärtigen, mit dem er diese Ratschläge aufgenommen haben mag. Mehr als einmal sah ich es um seine Lippen spielen, wenn er als klug und praktisch preisen hörte, was er für gemein und unsittlich erkannte. Ihm war die Ehe kein Geschäft, sondern der heiligste Verband, in den zwei Menschen miteinander treten können. Seit Jahren liebte er ein junges Mädchen, das keine andere Mitgift besaß, als ein liebenswürdiges Naturell und ein treffliches Herz. Die Vermählung war bis zum Beginn seiner ärztlichen Tätigkeit verschoben worden; jetzt schienen die ganz veränderten Verhältnisse einen neuen Aufschub zu gebieten. In den Augen

der Welt mochte es für Leichtsinn gelten, in einer so prekären Lage einen Hausstand zu gründen. Feuchtersleben aber hielt dieses Wagnis für ungleich weniger bedenklich, als den Bruch, der im Innern eines Menschen entsteht, wenn er die Lösung eines gegebenen Wortes von den Umständen abhängig macht. Seiner selbst und des Opfermutes der Geliebten gewiß, heiratete er seine Helene. Das junge Paar hatte schlimme Zeiten zu überdauern. Von den Schwierigkeiten, mit denen ein angehender Arzt zu kämpfen hat, blieb Feuchtersleben keine erlassen. Um sein unzulängliches Einkommen zu vermehren, begann er für medizinische und belletristische Zeitschriften zu arbeiten. Seine Aufsätze fanden in den literarischen Kreisen die verdiente Würdigung. Ins größere Publikum konnten sie nicht dringen, denn dieses, von Bäuerles Theater-Zeitung und Saphirs „Humorist“ vollauf befriedigt, ließ die wenigen Journale, die eine ernstere Richtung verfolgten, ungelesen. Andere Gründe machen es begreiflich, daß Feuchterslebens im Jahre 1836 erschienene Gedichte trotz ihrer ungewöhnlichen Bedeutung geringer Teilnahme begegneten. Das treffendste Urteil über sie hat Grillparzer gefällt, als er sagte: „Das Reflektive und Gnomische, das in diesen Gedichten vorherrscht, ist zwar nicht die Poesie, aber es ist auch Poesie.“

Wenn Feuchterslebens Gedichten die verdiente

Beachtung nicht wurde, so fand dagegen sein nächstfolgendes Werk: „Zur Diätetik der Seele", eine Aufnahme, welche alle Erwartungen des Verfassers übertraf. Mit diesem Buche gelang es ihm, auch in weiteren Kreisen Interesse für die Fragen zu erwecken, deren Beantwortung darüber entscheidet, ob Freiheit oder Sklaverei des Menschen inneres Los. Energisch vertritt es das ewige Recht des Geistes gegen die despotischen Anmaßungen der Materie. Sein Grundgedanke ist die dem menschlichen Willen innewohnende Wunderkraft, sein Dogma die Oberherrlichkeit der Erkenntnis über alle sinnlichen Affekte, sein Zweck die Beweisführung, daß die Gesundheit der Seele die unerläßliche Bedingung alles physischen Wohlseins ist. Abgesehen von seinem großen ethischen Wert, erhielt das Buch durch den Umstand, daß sein Verfasser praktischer Arzt war, auch noch den Reiz des Pikanten. Ein Arzt, der, ohne auf mystische Irrwege abzuschweifen, dem Walten eines starken und reinen Willens eine größere Heilkraft zuschrieb als allen medizinischen Mitteln, der in einer wahren Sittlichkeit (worunter freilich etwas anderes zu verstehen ist, als was am Teetisch dafür gilt) die sicherste Prophylaktik gegen das ganze Heer von Krankheiten erblickte — war es nicht seltsam? Die Leute schüttelten verwundert die Köpfe und griffen mit um so größerer Neugier nach dem Buche. Feuchterslebens schriftstellerischer Ruf datiert

von diesem Buche her, das seitdem eine ungewöhnlich große Zahl von Auflagen erlebte. Ihm reihten sich in rascher Folge verschiedene Arbeiten an, aus denen ich, mit Übergehung der medizinischen Schriften, die „Lebensblätter“, die „Beiträge zur Literatur, Kunst und Lebenstheorie“ und die „Confessionen“ besonders hervorhebe. Die erstgenannten Bücher bestehen aus längeren und kürzeren Aufsätzen, zum Teil kritischen Inhalts, die, früher in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt, nun gesammelt erschienen. Die „Confessionen“ sind mehr als Bruchstücke eines Lebens, wie der Verfasser sie nennt; in ihnen sind die Resultate niedergelegt, zu denen ein Geist gelangte, der in allem Irdischen stets nur den Stoff erblickte, an dem das Göttliche sich zu bewähren hat. Sein Bestreben war, die Philosophie ihrer krausen Formeln zu entkleiden und sie als praktische Lebensweisheit jedem Denkfähigen zugänglich zu machen. In der lichtvollen Klarheit seines Innern, vielleicht mehr noch in der liebevollen Humanität, die der vorherrschendste Zug seines Wesens war, fand er das dazu nötige Rüstzeug. Nicht um den Aufbau eines stolzen Lehrgebäudes war es ihm zu tun, sondern um die innere Erhebung und Förderung, die er anderen bringen konnte, indem er ihnen das Reich befreiender Gedanken erschloß. Von nicht geringerer Bedeutung sind seine kritischen Aufsätze; in tiefsinnig erschöpfender Weise behandeln sie ihren

Gegenstand. Fast nie beschränkt Feuchtersleben sich auf die Kritik des einzelnen Werkes, des einzelnen Schriftstellers; beide sind ihm der Ausdruck eines Gesamtzustandes, und diesen hat er im Auge, wenn er sie bespricht. Von seinem geliebten Österreich, meint er, werde eine bessere Zukunft ausgehen. „Wenn überhaupt“, so lauten seine Worte, „eine Wiedergeburt der deutschen Dichtkunst bevorsteht, muß man sich diese von Österreich verheißen. Hier war es, wo Lessings gesunde Pflanzungen in der Josephinischen Epoche für die Dauer Wurzeln schlugen; hier gilt der klare Menschensinn, hier ist Volksgefühl für poetisches Leben und lebendige Poesie.“

Mit der Verbreitung seines schriftstellerischen Rufes ging die seines ärztlichen Ansehens Hand in Hand. Mochten auch manche seiner Berufsgenossen ihn einen idealistischen Schwärmer nennen, das Publikum fühlte mit richtigem Instinkt, daß man, um den Menschen zu heilen, ihn in seiner Totalität auffassen, die Wirkung der Seele auf den Körper ebenso in Rechnung bringen müsse, wie den Einfluß, den dieser auf sie ausübt. Feuchtersleben ward ein vielgesuchter Arzt. Auch andere Beweise von Anerkennung blieben nicht aus: die Gesellschaft der Wiener Ärzte ernannte ihn zu ihrem Sekretär; bald nachher ward er Dekan der medizinischen Fakultät und Vizedirektor der medizinisch-chirurgischen Studien. Vor allem war seine

akademische Lehrtätigkeit eine Reihe von glänzenden Erfolgen. Als Feuchtersleben im Jahre 1844 Vorlesungen über ärztliche Seelenkunde hielt, war der Zudrang so groß, daß diejenigen seiner Kollegen, welche zur gleichen Stunde mit ihm lasen, eine andere Stundeneinteilung verlangten, um ihre Hörsäle nicht ganz verödet zu sehen. Das Ziel seiner Wünsche schien erreicht: ein großer Wirkungskreis war ihm eröffnet; die Überzeugungen, für die er kämpfte, gewannen immer mehr Boden; er sah sein Streben gewürdigt, und auch die materielle Sorge, mit der er lange genug hatte ringen müssen, war beseitigt. Ohne Zweifel war dieser Zeitabschnitt der glücklichste seines Lebens.

So stand es mit Feuchterslebens inneren und äußeren Verhältnissen, als die Ereignisse des Jahres 1848 neue Wandlungen herbeiführten. Er begriff die Notwendigkeit dieser Bewegung. Wenn auch, nach seiner Ansicht, fortschreitende Bildung und sittliche Kräftigung sicherer zur Freiheit führten als alle revolutionären Siege, täuschte er sich doch nicht darüber, daß der Absolutismus einer solchen Hebung des Volksgeistes immer entgegenarbeiten werde. Dies sah er ein und handelte danach.

Mit rascher Tatkraft ergriff er die Gelegenheit, die ihm jetzt geboten war, seine großen Zwecke zu fördern. Schon früher hatte er auf eine Reform der Universität gedrungen, jetzt trat er mit einem Antrag

auf Lehr- und Lernfreiheit hervor. Im Laufe des Sommers 1848 wurde ihm das Ministerium des Unterrichts angeboten. Jedem persönlichen Ehrgeiz fremd, lehnte er es ab: er wollte das Gelingen seiner Pläne nicht von den Schwankungen abhängig machen, denen die Ministerien damals Tag für Tag ausgesetzt waren. Bereitwillig nahm er dagegen das Amt eines Unter-Staatssekretärs an. In dieser Stellung hoffte er eine gründliche Verbesserung des Unterrichtswesens in Österreich durchzuführen. Die Ideen, die ihn leiteten, hat er in einer Denkschrift: „Über das neue Ministerium des Unterrichts" ausgesprochen. Das Resumee derselben ist: Befreiung der Volksschulen von der bisherigen Bevormundung, Vereinfachung des Systems der Mittelschulen durch möglichste Verschmelzung der Real- und Idealbildung, Vermehrung der Universitäten und volle Selbständigkeit des Universitätslebens.

Es liegt auf der Hand, daß solche Reformen nicht unternommen werden konnten, ohne zahllose Privatinteressen zu verletzen. Die einen fühlten sich in ihrem Dünkel gekränkt, andere wollten Vorteile, in deren rechtmäßigen Besitz sie sich glaubten, nicht aus den Händen geben, die Anhänger des Schlendrians bekreuzten sich vor so bedenklichen Neuerungen. Ein grimmiger, wenn auch noch unterdrückter Haß bemächtigte sich der Gemüter; im stillen bildete sich gegen

Feuchtersleben eine Partei, die nur auf die Gelegenheit wartete, ihn zu verderben. Ohne Zweifel wußte er darum; es hinderte ihn nicht, seine Pflicht zu erfüllen.

Die Oktoberereignisse unterbrachen seine Tätigkeit. Er verließ Wien, wo seine Gegenwart doch vollkommen nutzlos gewesen wäre, und begab sich zur Herstellung seiner sehr erschütterten Gesundheit nach Aussee. Dort schrieb er am 15. Oktober sein letztes Gedicht. Es atmet die schmerzliche Resignation eines Geistes, der die Hilfe, die er so gerne brächte, von Beschränktheit und Verblendung zurückgewiesen sieht. Ihm blieb nichts als der Trost, Keime ausgestreut zu haben, die in späteren Tagen vielleicht reifen sollten. Daß aber in den Zeiten, die vorerst kommen mußten, kein Boden für ihn sei, erkannte er so klar, als hätte es sich um das Schicksal eines anderen gehandelt. Noch während seines Aufenthaltes in Aussee verlangte und erhielt er seine Entlassung aus dem Staatsdienst.

Im Spätherbst kehrte er nach Wien zurück, leidend, schweren Herzens, aber dennoch entschlossen, nicht von seinem Werke zu lassen. Die Ereignisse, die seiner Tätigkeit als Staatsdiener ein Ziel gesetzt hatten, schienen ihm kein Grund, auf Tätigkeit überhaupt zu verzichten. Im Gegenteil mochte er es jetzt mehr als je für seine Pflicht halten, durch sein Wirken als akademischer Lehrer, als Vizedirektor der medizinischen Studien, seine Aufgabe wenigstens teilweise zu fördern.

Auch diese Hoffnung erwies sich als ein schöner Traum. Kaum schickte Feuchtersleben sich an, seine Stelle wieder anzutreten, als der Haß, den die von ihm angebahnten Reformen ihm zugezogen hatten, sich auf sein Haupt entlud. In einer Eingabe an das Ministerium protestierten die Universitätsprofessoren gegen seinen Wiedereintritt. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre höchsten Ortes dieser Protest unberücksichtigt geblieben. „Ihr Mann hat zwar nur kurze Zeit gedient, aber er hat Großes geleistet!" Mit diesen Worten bewilligte der Kaiser später der Witwe eine auf keinen positiven Rechtsanspruch begründete Pension. Feuchtersleben kam jedoch der Entscheidung durch eine freiwillige Verzichtleistung zuvor. Wie hätte er, dem es stets nur um die Sache, nie um sich selbst zu tun war, in einer Stellung verharren mögen, in der die Gehässigkeit seiner Kollegen jede seiner Maßregeln durchkreuzt und vereitelt hätte? In seinen Tagebüchern finde ich folgende, ihn charakterisierende Stelle: „Ich bin für keine Aufgabe des Streites gemacht. Ich kann mich nur dann entwickeln und zeigen, kann nur dann wirken, wenn man mir vertraut." So ward diese seltene geistige Kraft brachgelegt. Klaglos ertrug er diesen Schmerz, aber wie tief er das ihm widerfahrene Unrecht empfand, erhellt schon daraus, daß er, dem bis dahin eine heitere Geselligkeit Bedürfnis gewesen war, sich jetzt in eine fast unnahbare Einsamkeit zurückzog.

Seine treffliche Gattin und sein Jugendfreund Dr. Romeo Seligmann waren die einzigen Menschen, mit denen er noch verkehrte. Im Laufe des Winters zeigten sich die ersten Symptome der Krankheit, der er erliegen sollte. Man tut seinen Gegnern zu viel Ehre an, wenn man sie beschuldigt, durch ihre Verfolgungen seinen Tod verursacht zu haben; ein Mensch wie er stirbt nicht an dergleichen. Rastlose Anstrengungen hatten Feuchterslebens von jeher zarte Gesundheit längst unterwühlt — er war reif für das Grab und die Ewigkeit. Seine Feinde mögen sich mit dem Triumph begnügen, sein Ende vielleicht beschleunigt, jedenfalls seine letzten Tage verbittert zu haben.

Nach viermonatlichem Krankenlager starb Feuchtersleben am 3. September 1849. Seine letzten Worte waren: „Ich gehe fort — auf einen helleren Stern!“

Heinrich Stieglitz.

(„Der Lloyd", 17. Juni 1852.)

Unlängst brachten deutsche Blätter die Nachricht, Freundeshand beschäftige sich mit der Herausgabe von Stieglitzs literarischem Nachlaß. Ein wehmütiges Gefühl beschlich mich, als ich diese Anzeige las; das Bild jenes unglücklichen Menschen glitt an meinem inneren Aug' vorüber und wie ein leiser Vorwurf durchzuckte es mich, als ich, der er einst freundlich geneigt gewesen, nahe an drei Jahre verstreichen ließ, ohne das öde Schweigen, das sich um seinen Grabeshügel gelagert hat, mit einem Worte der Erinnerung zu unterbrechen. Er, den ein ungeheueres Erlebnis voreinst zum Gegenstand der Teilnahme wie der Anklage macht, er ist aus dem Leben geschieden, ohne daß nur eine Stimme ihm ein leises „Fahre wohl!" nachgerufen hätte. Die Zeitungen meldeten: „Zwei Tage vor der Übergabe von Venedig starb Heinrich Stieglitz daselbst an der Cholera." Das war alles. Sein Tod fiel in eine stürmische Zeit, in der das Verschwinden

des Einzelnen kaum bemerkt wurde, jetzt aber, nachdem das Gewitter sich gelegt hat und die Fluten in ihr Bett zurückgekehrt sind, jetzt scheint mir der Moment gekommen, derer zu gedenken, die in Sturm und Wogenbruch den Untergang fanden. Nach ausgerungenem Kampf ist es an der Zeit, die Gebliebenen zu zählen, und erlaubt, selbst jene, die wir im Leben bekämpfen mußten, zu betrauern, vorausgesetzt, daß diese Trauer keine müßige, weichliche sei, und mehr noch als dem Gefühl, dem Ernst der Betrachtung entspringe. Was Stieglitzs Leben zerrüttet, so tief zerrüttet hat, daß selbst sein dunkles Ende daneben als willkommene Erlösung betrachtet werden muß, war nicht die Folge seines Schicksals, sondern dies Schicksal selbst war die unvermeidliche Folge seines Charakters. In diesem Charakter lassen sich aber die Einwirkungen seiner Zeit so deutlich nachweisen, seine Krankheitssymptome stimmen mit den an einer ganzen Generation wahrnehmbaren krankhaften Erscheinungen so vollständig überein, daß, wer sein Gesamtbild wiederzugeben vermöchte, mehr als bloß ein Porträt liefern würde. Ohne mich an ein solches Unternehmen zu wagen, will ich es versuchen, einige Züge jener seltsamen Persönlichkeit zu schildern, getreu wie ich sie in meinem Gedächtnis bewahrt habe.

Ein längerer Aufenthalt in Venedig brachte mich in tägliche Berührung mit Stieglitz. Es war im

Jahre 1846, als ich Wien verließ und dem Süden zueilte. Mein eigentliches Reiseziel war Florenz, doch wollte ich mir den Genuß nicht versagen, einige Zeit in dem mir bereits bekannten Venedig zuzubringen. Mein Freund Schwab hatte mir ein Schreiben an Stieglitz mitgegeben, ich versäumte es ihm zuzusenden; statt die neue, ungewisse Bekanntschaft anzuknüpfen, zog ich es vor, die alte, teuere mit Titian, Gian Bellin und Giorgione zu erneuern. Der Zufall übernahm die Ausführung dessen, was ich wahrscheinlich unterlassen hätte. Von einem kleinen Kreis mir befreundeter Personen umgeben, saß ich eines Abends auf dem Markusplatz vor dem Café Florian, dem gewöhnlichen Sammelplatz der Fremden. Der Abend war wunderschön, die warme Luft von dem seewärts her wehenden Wind köstlich erfrischt, Mond und Sterne, die es bei uns im günstigsten Falle zum Silberglanz bringen, strahlten wie gediegenes Gold. Es lag damals ein schwerer Bann von Krankheit und bitterstem Unglück auf mir, aber er mußte schwinden vor dem stärkeren Zauber des Südens; seit langer Zeit zum erstenmal wieder ward ich mir meines Lebens anders als durch Schmerz bewußt. Ich nahm an dem heiteren Gespräch der mich Umgebenden Teil, bis einer von ihnen mir zuflüsterte: Da kommt Stieglitz.

Wie natürlich, fiel mir dabei mein bis dahin vergessenes Empfehlungsschreiben ein; ich erwähnte desselben.

„Ich kann Sie ja gleich mit ihm bekannt machen,“ meinte P., „dann mag er sich den Brief bei Ihnen abholen. Ich will ihn herrufen.“

Im nächsten Moment stand Stieglitz vor mir, und unsere Bekanntschaft war gemacht. Ich betrachtete ihn mit einem Gemisch von Neugier und Teilnahme, die jedoch mit eigentlicher Sympathie wenig gemein hatte. Nicht als ob sein Äußeres abstoßend oder unbedeutend gewesen wäre; im Gegenteil! er galt bei Vielen für schön. Seine Stirn war hoch und frei, die etwas tief liegenden Augen glänzend und lebhaft, der Mund weich und gütig; aber mein in dieser Beziehung sehr scharfer Instinkt fühlte die Absichtlichkeit, deren Stempel seine äußere Erscheinung trug, rasch heraus, und diese war's, die mich im ersten Moment unangenehm berührte. Sein Organ war von ungemeinem Wohlklang, allein seiner Art zu sprechen merkte man allzu deutlich an, daß jedes seiner Worte auf den Effekt berechnet war, der gerade dadurch verloren ging. Der verwilderte, bis zur Brust niederfließende Bart, der entblößte Hals, die nachlässig um seine keineswegs elegante Gestalt schlotternde Kleidung, die geheimnisvolle Betonung des unbedeutendsten, was über seine Lippen ging, waren in seinen Augen unentbehrliche Requisiten zum Kostüm eines Dichters. Mit diesem poetischen Trödel liebte er es sich herauszuputzen und ahnte nicht, daß er unendlich Besseres verbarg als

zeigte. Er war in vielen Stücken ein Kind, namentlich auch darin, daß ihm die roten Glaskorallen erkünstelter Genialität ein schönerer Schmuck dünkten, als die reinen Perlen der Güte und des Wohlwollens, die Gott in seine Brust gesenkt hatte.

Ja, er war gut! So gründlich, so wahrhaft gut, daß man sich zur Nachsicht mit seinen oft ans Unerträgliche grenzenden Wunderlichkeiten verpflichtet fühlte, wenn man sich auch keinen Augenblick verhehlte, daß ein beständiges Zusammenleben mit ihm in die Klasse der nicht durchzuführenden Dinge gehörte. Wer ihn näher kannte, begriff, daß nicht Charlottens Tod ihn zu dem gemacht hatte, was er war; sie selbst war als Opfer jenes unheilvollen Dämons gefallen, der noch zur Stunde an dem Mark des Unglücklichen zehrte und der nichts anderes war als die unselige Sucht, die Aufmerksamkeit der Welt zu beschäftigen, im Leben wie in der Kunst eine ausnahmsweise, absonderliche Stellung einzunehmen.

Das größte Mißgeschick, das einen jungen Dichter treffen kann, hatte Stieglitz getroffen: Sein erstes literarisches Auftreten hatte einen Erfolg, der weder mit dem Wert seiner Leistung noch mit dem ihm überhaupt zuteil gewordenen Maß von poetischer Kraft in irgend einem Verhältnis stand. Ich nenne dies ein großes Mißgeschick, weil es die Zukunft dessen, den es trifft, hoffnungslos zerrüttet und vergiftet. Einen

schlechten Roman, unbedeutende Verse in die Welt hinauszusenden ist etwas Menschliches, das vielen jungen Leuten begegnet und weiter von keinen erheblichen Folgen begleitet ist, wenn sich das Publikum dem Opus gegenüber in nicht beachtender Gleichgiltigkeit verhält. Allerdings mag dies dem literarischen Rekruten anfangs einiges Herzbrechen verursachen, er muß sich aber einmal fügen, die Krisis geht vorüber und nichts hindert ihn, statt eines kläglichen Dichters ein geschickter Arzt, ein guter Jurist, ein tüchtiger Professor zu werden. Kann man aber von einem jungen Haupt, das voreilige Hände mit einem unverdienten Lorbeer bekränzten, erwarten, daß es sich noch ins Joch des Alltagslebens beugen werde? darf man hoffen, daß er, den urteillose oder parteiische Stimmen als Genie begrüßten, sich in besserer Einsicht, strenger Selbsterkenntnis sagen werde: „Die Welt hat sich in mir getäuscht?“ Er kann, er wird es nicht, und wenn die Zahl derer, die ihm früher Beifall zujauchzten, sich von Tag zu Tag vermindert, wird er im Gefühl noch ganz derselbe zu sein wie früher, statt an seinem Talent zu zweifeln, nur den Wankelmut der Welt anklagen, die heute in den Staub tritt, was sie gestern in die Wolken erhob.

So erging es Stieglitz. Sein über Nacht aufgeschossener Ruhm zerfloß wie Rauch, denn es fehlte ihm der Kern einer kräftigen Potenz, er war nur das

Produkt einer literarischen Koterie, einer jener gegenseitigen Vergötterungsanstalten, wie es deren in Norddeutschland viele gibt. Sein Name ging durch alle Journale, aber seine Werke blieben dem Herzen der Nation fremd. Gewiß täuschte er sich lange darüber; als es nicht mehr möglich war, forcierte er den früher angeschlagenen Ton um so gewaltsamer. Es war aber kein Naturlaut, der unwiderstehlich wie ein Element die Seelen mit sich fortreißt, sondern nur eine künstlich eingelernte Weise, die in trostloser Öde verhallte oder höchstens nur ein spottendes Echo nachrief. Da überkam den Unglücklichen nagende, brennende Verzweiflung, die Güte seines Herzens schützte ihn vor Bitterkeit und Menschenhaß, aber er war maßlos elend und zu schwach, um sein Elend in stummer Fassung allein zu tragen. Ein ziellos durch die weite Luftwüste hintaumelnder Komet, riß er mit sich ins Verderben, was ihm das Nächste und Liebste war. Die Güter, die ihm zuteil geworden, schienen ihm nichts mit dem, was er entbehren mußte. Das ist das Dämonische des Ruhms, daß, wer ihn einmal gekostet, jeden anderen Trank irdischen Glücks matt und schal findet; der Geist, der sich dies höchste Ziel gesetzt, kann keinem anderen mehr zustreben; die Liebe eines Weibes kann den nicht mehr befriedigen, der sich zum Herrschen über Millionen Herzen berufen glaubt.

Charlotte Stieglitz! Wer kann ihrer gedenken, ohne

von Schauern der Wehmut erfaßt zu werden? „Sie war eines besseren Loses wert,“ sagen selbst jene, die in ihrer Tat nur einen Akt des Wahnsinns erblicken. Würde ich befragt, ich sagte: Nicht eines besseren Loses war sie wert, denn es gibt kein besseres und schöneres, als sich einer Idee zu opfern, ein Hoherpriester, der segnend weiht sein eigenes Blut, aber ihre Hingebung wäre einer besseren Sache wert gewesen. Sie war ein Sprosse jener erhabenen Familie, die Jeanne d'Arc, Charlotte Corday, Margarete Douglas zu den ihren zählt. Hätte der Heldenmut, der ihr Herz durchflammte, sich ein großes, würdiges Ziel gesetzt, mit Freudentränen der Bewunderung würde Mit- und Nachwelt zu ihr emporblicken. Aber statt des Großen wollte sie das Unmögliche: ein mittelmäßiges Talent zu einem Genie umschaffen. Daran ist sie nicht allein gescheitert, sie hat durch solches wirre Streben auch ihr eigenes Bild so sehr getrübt, daß es, statt uns im reinen Lichte des Ideals entgegen zu glänzen, zum befremdenden Rätsel geworden ist, an dem der Scharfsinn der Psychologen und Physiologen sich vergebens abmüht.

Doch wie! wenn Charlotte sich nicht nur über ihren Gatten, sondern auch über sich selbst getäuscht hätte? Je genauer ich Stieglitz kennen lernte, um so mehr ward ich in diesem Verdachte bestärkt. Seine Reizbarkeit, seine wild hervorbrechenden Launen waren selbst für solche, die nur in geselligem Verkehr mit

ihm standen, oft schwer genug zu ertragen; die Frau, die an seiner Seite lebte und mit grenzenloser Zärtlichkeit an ihm hing, muß darunter Übermenschliches gelitten haben. Ich bin sehr versucht zu glauben, daß die Hoffnung, ihn durch ihren Tod zu fördern, nur ein Vorwand war, den sie erfand, um ihren dunkel schrecklichen Entschluß vor sich selbst zu rechtfertigen. Sie gab sich den Tod, sollte ich meinen, nicht sowohl, um dem Geliebten zu neuem Leben zu verhelfen, als vielmehr, weil das Leben, das er ihr bereitet, wie ein Dejanirenkleid auf ihr brannte. Sie warf es weg, um sich von gräßlichen Qualen zu befreien.

Wie dem auch sein mag, gewiß ist, daß das Mittel, das die arme Betörte oder sich selbst Betörende zu Stieglitzs Heilung notwendig glaubte, gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte. Jetzt war der letzte Zweig geknickt, auf dem sein wie ein verwundeter Vogel herumflatternder Geist manchmal Ruhe gefunden hatte, jetzt war sein Leben selbst aus den Angeln gehoben, das ungeheuere Opfer, das sie ihm gebracht, diente nur dazu, ihn selbst kleiner erscheinen zu lassen als er wirklich war. Von nun an war ihm jede Rückkehr verschlossen; ein Mensch, den ein solches Schicksal traf, kann mit den ihn Umgebenden nichts mehr gemein haben, noch lebend ist er dem Tod verfallen, das für ihn vergossene Blut wird zum breiten Strom, der ihn von allem übrigen trennt. Stieglitz fühlte dies. Er

verließ Deutschland und siedelte sich in Venedig an, um, wie er sagte, da zu leben und zu sterben.

Als ich ihn kennen lernte, waren bereits zwölf Jahre seit jenem erschütternden Ereignis verflossen; die Zeit hatte seinen Schmerz gemildert, aber der dunkle Schatten, der sich zwischen ihn und die Welt gelagert hatte, verschwand nicht mehr. Ein Anderer hätte mit der ganzen Kraft seines Wesens gegen diese zerfahrene Stimmung angekämpft; er, der sich nie zu beherrschen gewußt, gab sich ihr widerstandslos hin. Noch mehr, er gefiel sich endlich in ihr. Wie alle Menschen von größerer Einbildungs- als Verstandeskraft hing er sehr an Äußerlichkeiten; sein Aufenthalt in Venedig, die Exzentrizität der Lebensweise, die er daselbst führte, und was dergleichen mehr, gaben ihm seiner Meinung nach eine Ähnlichkeit mit Lord Byron, von der er, scheinbar erzürnt, vorgab, daß man sie ihm beilegen wolle, während er doch der einzige war und blieb, der je auf sie verfiel. Er gehörte zu jenen, die da meinen, der Dichter bedürfe absonderlicher Verhältnisse, phantastischen Treibens. Kindischer Irrtum, den ein Blick auf das Leben der meisten wahrhaften Großen Lügen straft.

Wie klar, wie einfach und geordnet verstrichen die ihnen zugemessenen, mit strenger Tätigkeit ausgefüllten Tage! Darum waren sie auch nicht schon mit dreißig Jahren blasiert, darum waren sie selbst

im siebzigsten noch nicht des Lebens und des Wirkens müde.

Von Deutschland getrennt, war es Stieglitz ein Leichtes, sich über die literarische Bedeutung, die man ihm daselbst beilegte, zu täuschen! er tat es in einem unglaublichen Grad. Es versteht sich von selbst, daß ich keines seiner Bücher ungelesen lassen durfte. Mein Bewußtsein sagt mir, daß ich selten jemandem einen größeren Beweis von freundlicher Fügsamkeit gegeben habe. Die Exemplare, die er mir lieh, waren an dem Rande mit Varianten übersäet und jedesmal bemerkt: „Verbesserung für die zweite Auflage.“ Ach, wäre doch nur schon die erste vergriffen!

Es war kein mühsames Geschäft, Stieglitzs Vertrauen zu gewinnen; er war so sehr in sich befangen, so sehr mit sich beschäftigt, daß er stets das Bedürfnis fühlte, seine innersten Angelegenheiten zur Sprache zu bringen. Ich glaube daher keine Indiskretion zu begehen, wenn ich hier wieder erzähle, was er außer mir mindestens fünfzig anderen Personen anvertraut hat. Er faßte ein leidenschaftliches Interesse für eine junge Italienerin, Beatrice Z., die seine Neigung erwiderte. Die Folge davon war ein schmerzlicher Konflikt in seinem Innern; er vermochte es nicht, sich von seiner Vergangenheit entschlossen loszureißen und ebensowenig vermochte er den Reiz, den er im Umgang mit Beatrice fand, dem Andenken Charlottens zu

opfern. So schleppte sich das Verhältnis in unerquicklicher Halbheit eine Weile hin, bis ihr eine neue Wendung den Ausschlag gab. Ein allgemein geachteter Mann in freier, sicherer Lebensstellung warb um Beatrice; ohne Vermögen, ohne Aussicht auf eine nur halbwegs tröstliche Zukunft, schlug sie den Weg ein, den eine gütige Schickung ihr eröffnete. Es mag ihr schwer geworden sein, ihrem Jugendtraum zu sagen: Fahre hin! aber sie begriff, daß das Leben verlebt und nicht verträumt sein will. Stieglitz erklärte ihr mit Bestimmtheit, daß seine Hand, die noch Charlottens Trauring trug, sich nun und nimmermehr vor dem Altare in eine andere legen könne; Beatrice war demnach frei und nur die Ungerechtigkeit eines gestörten Gemüts konnte eine Anklage gegen sie erheben. Dennoch tat es Stieglitz. Sein Charakter ist nur insofern noch heut ein Problem, als ich eine solche Mischung von Egoismus und Güte nicht begreifen kann. Ich bin überzeugt, daß er um jemandem zu helfen, willig sein Letztes hingegeben hätte, während er anderseits selbstsüchtig genug war, das Opfer eines ganzen, vollen, jugendwarmen Lebens als einen ihm gebührenden Zoll zu fordern. O, des Menschen Herz ist nicht nur, wie die Schrift sagt, „ein trotziges und verzagtes," es ist auch ein ebenso mildes, wie hartes Ding!

Der Tag unserer Trennung kam heran; ich blieb

in Venedig, Stieglitz reiste in Rudolph Marggraffs[1]) Gesellschaft nach Rom ab. Seiner Versicherung, nur wenige Wochen dort verweilen zu wollen, hatte ich nie Glauben geschenkt und war daher nicht verwundert, daß er, als ich mich drei Monate später zur Heimreise anschickte, noch immer nicht zurückgekehrt war. Ich habe ihn nicht wieder gesehen, ja selbst nicht weiter von ihm gehört, bis im Jahre 1848 die Zeitungen die Nachricht brachten, er habe sich der italienischen Revolutionspartei angeschlossen. Ich war erstaunt und schmerzlich überrascht, nicht nur weil die Konsequenzen dieses unseligen Schrittes leicht vorauszusehen waren, sondern mehr noch weil ich darin eine neue Anomalie erblickte, die er auf sein von Widersprüchen ohnehin so zerrissenes Leben häufte. Er, der für Deutschland schwärmte und neben der deutschen Nation kaum eine andere wollte gelten lassen, stand nun in den Reihen ihrer Feinde. In seiner Kurzsichtigkeit begriff er nicht, daß jede Österreich geschlagene Wunde als bitteres Mißgeschick das Herz Deutschlands selbst durchzucken muß. — Um die Motive, die ihn eigentlich zu jenem Schritt bewogen, zu erraten, müßte man wissen, welche Persönlichkeiten im Augenblick der Krisis seine Umgebung bildeten; es ist mir unzweifelhaft, daß er wahl- und willenlos von dieser bestimmt ward. Er gehört

---

[1]) Hermann Marggraffs Bruder.

zu den Naturen, die sich alles ein-, aber nichts ausreden lassen; das erstere war bei seiner lebhaften Einbildungskraft sehr leicht, das letztere bei seinem Eigensinn, dem gewöhnlichen Begleiter der Schwäche, fast unmöglich. Die letzten Monate seines Lebens mögen von unbeschreiblicher Bitterkeit erfüllt gewesen sein. Die Sache, der er sich hingegeben, war nicht nur unterlegen, sie hatte einen schmählichen Bankerott gemacht, er konnte sich über die verbrecherische Torheit, die ihn, den Deutschen, den Feinden seines Volkes beigesellt hatte, nicht länger verblenden. Nicht weniger als sein Herz litt der Punkt, der eben der empfindlichste, verwundbarste seines Wesens war: seine Eitelkeit. Vergeblich beschworen ihn seine deutschen Freunde, nach der Heimat zurückzukehren, ein verzweiflungsvolles Schweigen war seine einzige Antwort. — Immer näher fühlte er den Flügelschlag der dunklen Geister sein Haupt umrauschen, er ahnte, daß die Stunde der Erfüllung gekommen sei und schweigend entblößte er seine Brust. Er wollte sterben. Wenige Tage vor der Übergabe Venedigs durchschnitt die Hand des Todes dies zerrüttete Leben, das keine irdische Macht mehr zu entwirren vermocht hätte.

Ich erinnere mich, daß Stieglitz, als wir einmal, wie es uns oft geschah, von der Herrlichkeit Venedigs sprachen, die Worte hinwarf: „Ja, alles ist schön in dieser zauberhaften Stadt, nur eines nicht: die letzte

Wohnung der Toten. Ich will mich nicht in Venedig begraben lassen; die Friedhöfe hier sind wüste Leichenfelder, über die der Seewind hinbraust und keine Blume auf ihnen duldet. Meine Leiche soll nach Deutschland gebracht werden, wo Charlotte in ihrer Gruft mich erwartet."

Sein Wunsch ward erfüllt, er ruht neben Charlotte. Für Viele ist das Leben ein Traum, für ihn war es ein Alp, sein letzter Atemzug mag sein erster freier gewesen sein. Der Trank des Ruhmes, in dem er sich früh berauscht, ward seinen danach lechzenden Lippen entzogen, den Becher der Liebe hatte er in krankhafter Verblendung selbst zu Boden geschmettert — im weiten All' sprang kein Quell mehr, der seinen brennenden Durst gelöscht hätte. Hat er nun Labsal und Erquickung gefunden in Gottes heiligem See? In trostvoller Zuversicht hoffe und glaube ich es.

Friede sei mit dem Friedenlosen!

Otto Ludwig.

(„Neue Fr. Presse“ Nr. 489 u. Nr. 490, 10. u. 11. Januar 1866.)

Es war im September des Jahres 1858, als ich, auf der Durchreise einige Tage in Dresden verweilend, diese Gelegenheit, Otto Ludwig persönlich kennen zu lernen, zu benutzen beschloß. Nicht ohne eine gewisse Beklommenheit machte ich mich auf den Weg. Kein Empfehlungsschreiben, kein Anknüpfungspunkt, wie gemeinsame Freunde ihn bieten, vermittelte die Bekanntschaft, nach der es mich verlangte. Ich fragte mich, ob die Verehrung, die ich dem Dichter entgegenbrachte, mir das Recht gebe, in seine Häuslichkeit einzudringen. Solche Zweifel beschäftigten mich noch, als ich auf dem Wege nach Ludwigs ziemlich entlegener Wohnung die Promenade entlang schritt. Ich unterdrückte sie jedoch und sagte mir, daß die Bescheidenheit, die uns verleiten möchte, unser Lieben und Bewundern zu verschweigen, im Grunde nur verkappter Hochmut sei, der sich nicht der Gefahr einer Zurückweisung aussetzen will. So schritt ich denn meines Weges fort, bis ich

in der Pillnitzerstraße vor dem mit Nummer 35 bezeichneten Hause stand.

Das mäßig große Gebäude war sozusagen nur der Vorhof des Tempels. Durch die Einfahrt gelangte man in einen von Hecken gebildeten Gang; am Ende desselben rechts lag das Gartenhaus, in dessen etwas erhöhtem Erdgeschoß Ludwig wohnte. Ich zog die Klingel und gab dem Mädchen, das mir öffnete, meine Karte mit dem Auftrag, bei dem Herrn des Hauses anzufragen, ob er mich empfangen könne. Sie hieß mich einstweilen ins Wohnzimmer treten und ging. Die Ordnung und Sauberkeit der höchst einfach möblierten Stube ließ das Walten einer sorgsamen Hausfrau ahnen und machte einen freundlichen Eindruck. Ein paar künstlerisch freilich wertlose Familienporträts, blendend weiße Gardinen und manche kleine Ausschmückungen, Erzeugnisse weiblichen Fleißes, ließen die Einfachheit nicht zur Kahlheit werden. Durch die blanken Fensterscheiben sah man in den Garten, auf dessen noch unversehrtem Grün das Goldlicht des schönsten Herbsttages schimmerte. Kein Straßengeräusch drang bis hierher, man hätte sich meilenweit von jeder Stadt glauben können. Es war eine so stille, sonnig heitere Friedensinsel, wie sie ein Dichter oder ein Kranker — ach, und beides traf hier zusammen — sich nur immer wünschen mag.

Ich hatte nicht Zeit, diesen Betrachtungen lange

nachzuhängen. Die Tür des Nebenzimmers öffnete sich und Ludwig trat herein. „Schön, daß Sie auch einmal nach Dresden kommen!“ sagte er, mir freundlich die Hand zum Gruße entgegenstreckend, „und noch schöner, daß es Ihnen einfiel, mich zu besuchen.“ In seiner Stimme, seinem Lächeln, in der milden Klarheit seines Blickes lag etwas so überaus Gütiges, daß jede Spur von Scheu und Befangenheit aus meiner Seele wich. Die Frische und Heiterkeit seines Wesens bildete einen merkwürdigen Kontrast mit der Hinfälligkeit seines Äußeren. Die über das Mittelmaß hinausreichende Gestalt trug in ihrer schattenhaften Magerkeit und ihrer gebeugten Haltung nur zu deutliche Spuren langen, schweren Siechtums. Über die scharfgeschnittenen Züge des großartigen Antlitzes flog häufig ein plötzliches Zucken, das eine tiefgehende Störung des Nervenlebens verriet; auf den eingefallenen Wangen wurde in Momenten der Erregung jenes unheimliche Rot sichtbar, das in der Sprache des Volkes Grabröslein heißt. Obgleich Ludwig damals erst in der Mitte der vierziger Jahre stand, zogen sich schon viele Silberfäden durch das ungewöhnlich lange, braune Haar, das ihm, wirr und ungeordnet, bei jeder raschen Bewegung ums Haupt flog. Sein Anzug war der eines Kranken, d. h. eines Menschen, der das Recht hat, sich's bequem zu machen. Er trug einen grauen Hausrock und Filzschuhe, um den Hals war ein

buntes Tuch geschlungen. Wäre man aber nicht durch diese äußeren Zeichen über seinen traurigen Zustand belehrt worden, aus Ludwigs heiterer Art, sich zu geben, hätte man ihn nun und nimmermehr erraten, so wenig hatte die Krankheit vermocht, die Schwungkraft seines Geistes oder die milde Ruhe seines Gemütes zu beeinträchtigen.

Er setzte sich mir gegenüber und bald war ein lebhaftes Gespräch im Gange. Ich erzählte ihm von Wien, von den Freunden, die sein Genius ihm dort erworben, von der künstlerischen Vollendung, mit der Anschütz und Julie Rettich die Hauptrollen in seinen beiden Dramen spielten. Er hörte mir sichtlich erfreut zu und sagte dann: Ja, wer so glücklich wäre, das auch zu sehen! — Mit herzlichem Dank erwähnte er Laubes. Es ist zum großen Teile sein Verdienst, fügte er hinzu, daß der „Erbförster" sich auf dem Burgtheater behauptet hat. Anfangs wollte das Stück den Wienern nicht munden. — Das hat sich nun sehr geändert, erwiderte ich, wenn es auch allerdings noch manche gibt, die den Ausgang allzu herb, allzu entsetzlich finden. — Ich weiß wohl, entgegnete er lächelnd. Wiederholt hat man mich aufgefordert, den Schluß zu ändern. Um nicht eigensinnig zu scheinen, habe ich es auch versucht, die Geschichte aber bald wieder aufgegeben. Es wäre doch nichts Vernünftiges daraus geworden. Wozu hätten wir uns denn fünf Akte hindurch

gequält, wenn nun am Ende alles friedlich und gemütlich verlaufen sollte? Ein glücklicher Ausgang wäre im Widerspruch mit der Stimmung des Ganzen. Mit Vorbedacht habe ich die Handlung in das Jahr 1848 verlegt. Dies Datum ist ja nicht zu übersehen, denn die damals herrschende Aufregung macht die Erbitterung der Streitenden um so begreiflicher. Vieles in dem Stück scheint nur deshalb zu grell, weil ich seinen Hintergrund nicht bestimmt genug angeben konnte. Ich hätte nämlich vor dem Beginn der Familienszenen ein paar Volksszenen gebraucht, die dem Zuschauer die Stimmung der Zeit mitgeteilt hätten. Bühnlicher Rücksichten wegen war dies untunlich. Bei solcher Beschränkung, wie die gegenwärtigen Theaterverhältnisse dem Dichter auferlegen, ist ein in allen Teilen ausgebildetes Kunstwerk kaum möglich.

Ich lenkte das Gespräch auf Ludwigs Romane und drückte ihm meine Bewunderung über die vollendete Plastik seiner Figuren aus. Man lernt diese Menschen so ganz und gar kennen, bemerkte ich, daß man nicht nur die vollste Überzeugung von der Notwendigkeit ihres Tuns und Lassens in dem gegebenen Falle gewinnt, sondern ebenso genau weiß, wie sie sich in jeder erdenklichen Lebenslage verhalten würden. Es sind Typen, und doch machen sie auch wieder den Eindruck frappant ähnlicher Porträts. So lasse ich mir's nicht nehmen, daß Fritz Nettenmair in „Zwischen

Himmel und Erde", obgleich er in Wahrheit eine ganze Gattung repräsentiert, zunächst doch das Konterfei einer uns beiden bekannten, wenn auch keineswegs befreundeten Persönlichkeit ist. — Je nun, lachte er, und sein Lachen klang harmlos wie das eines Kindes, vielleicht, vielleicht auch nicht! Es haben wohl auch schon andere, die von jener Persönlichkeit gar nichts wußten, mir versichert, in Fritz Nettenmair einen ihrer Bekannten wiedergefunden zu haben. Zu meiner Beruhigung geht daraus wenigstens das eine hervor, daß die Figur wirkliches Leben haben muß, sonst fiele es niemandem ein, einen lebendigen Menschen in ihr zu suchen. Übrigens sind manche meiner Gestalten in der Tat nichts weiter als treue Kopien nach der Natur. Ich habe Kerle wie den Ulrich, den Lindenschmidt wirklich gekannt, und brauchte sie nur ihrem Charakter gemäß handeln und sprechen zu lassen, um der Wirkung gewiß zu sein.

Noch gar manches Thema ward angeklungen und Nahe- wie Fernliegendes in den Kreis der Betrachtung gezogen. Ein großer Reiz von Ludwigs Unterhaltung lag in der Unmittelbarkeit seines Wesens, die ihn das Tiefste und Erschöpfendste leicht und absichtslos wie eine augenblickliche Improvisation hinwerfen ließ. Seine Stimme war weich und von eigentümlich seelischem Ton, seine Redeweise nicht frei von Anklängen an seine thüringische Heimat, doch weit entfernt, den Aus-

druck zu vergemeinern, liehen ihm diese nur eine traulichere Färbung. Ludwig sprach mit solchem Feuer, solcher Lebendigkeit, daß ich besorgte, eine Verlängerung dieses Gespräches dürfte seinen kranken Nerven nachteilig sein. Zudem hatte mein Besuch das gewöhnliche Zeitmaß schon längst überschritten. Trotz der Aufforderung, noch zu bleiben, verabschiedete ich mich von Ludwig. Er nahm mir das Versprechen ab, ihn auf der Rückreise wieder zu besuchen; aus vollem Herzen gab ich es ihm. Stets werde ich die Verhältnisse segnen, die mich seitdem nicht nur fast alljährlich nach Dresden führten, sondern mir auch gestatteten, während der Wintermonate des Jahres 1864 dort zu verweilen. Ich habe Ludwig so häufig wiedergesehen, so viele Stunden mit ihm zugebracht, sein Wesen, das bei aller Großartigkeit einen kindlichen Zug bis ans Ende bewahrte, so innig kennen gelernt, daß ich es wohl wagen darf, ein Bild dieses herrlichen Menschen wenigstens andeutend zu skizzieren.

Es ist charakteristisch für den Mann, dessen Andenken diese Blätter gewidmet sind, daß man, obgleich seine äußere Erscheinung von Jahr zu Jahr mehr zum Jammerbild wurde, so lange man ihm gegenüberstand, nichts von dem peinlichen Mitleid empfand, das sein Zustand herauszufordern schien. Es ward von dem mächtigeren Gefühl der Ehrfurcht niedergehalten. Man kann den nicht bemitleiden, zu dem man, im Bewußtsein

der eigenen Unterordnung, verehrend emporblickt. So lange ich bei Ludwig verweilte, vergaß ich die Welt und ihre Qual; ich lebte im Unvergänglichen. Erst wenn ich von ihm geschieden war und in der Einsamkeit meines Zimmers über dieses hohe Menschenbild und sein entsetzliches Schicksal nachdachte, erfaßte mich oft ein finsterer, zorniger Schmerz. Wie vor einer feindlichen Gewalt schauderte ich zurück vor der Natur, die im Bewußtsein ihrer unerschöpflichen Fülle mit achtloser Gleichgiltigkeit ihr edles Werk zu zerstören vermochte. Mit ihren seltensten Gaben hatte sie diesen Menschen ausgestattet; alles was zu dem höchsten Kranz berechtigt, hatte sie ihm verliehen: den Seherblick, der in das tiefste Wesen der Dinge, die geheimsten Abgründe der Menschenbrust dringt; die schöpferische Phantasie, die Gedanken und Empfindungen in lebenatmenden Gestalten verkörpert; das große, gewaltige Herz, das der Welt Geschick zu seinem eigenen macht. Auch der scharfe kritische Verstand war ihm geworden, den kein Irrlicht blendet, der Fleiß, der nur in rastlosem Schaffen Befriedigung findet. Und nachdem sie ihn so reich begnadet, hatte sie, wie zum Hohn, all diesen Segen in seiner Entwicklung gehemmt, ihre köstlichsten Gaben mit dem Banne der Krankheit brachgelegt! Ich konnte es nicht fassen. Mir war, als sähe ich, nach dem Ausdruck eines schon früher dahingeschiedenen Freundes, die Verneinung sich an das Ewige wagen.

Nur höchst selten fühlte Ludwig sich zu Mitteilungen über seine äußeren Schicksale veranlaßt. Nicht als ob absichtliche Zurückhaltung dabei im Spiele gewesen wäre; in seinem reinen Leben gab es nichts, was er zu verschweigen Ursache gehabt hätte. Wenn er seine persönlichen Verhältnisse meist unerwähnt ließ, war es einfach aus dem Grunde, weil alle irdischen Geschicke ihm zu unwichtig, zu unwesentlich schienen, um davon viel Aufhebens zu machen. Das Vertrauen, das er Freunden schenkte, äußerte sich dadurch, daß er ihnen seine Gedankenwelt erschloß; in der Mitteilung seiner äußeren Lebensgeschichte einen Beweis von Vertrauen zu erblicken, kam ihm nicht in den Sinn. Es ist dringend zu wünschen, daß die bevorstehende Herausgabe seiner Werke auch von seiner Biographie begleitet würde, zu der die vorhandenen Briefe und Tagebücher, wie auch die Erinnerungen seiner Jugendgenossen, reiches Material liefern dürften. Inzwischen mögen einige Angaben, die den Lebensgang des Dichters, freilich nur im flüchtigen Umriß, zeigen, hier eine Stelle finden. Ludwig ward im Jahre 1813 zu Eisfeld geboren, wo sein Vater, ein, wie es scheint, etwas schroffer und wunderlicher Mann, als Justizbeamter angestellt war. Was seine Mutter betrifft, so vereinigen sich alle Stimmen zu ihrem Lobe und preisen sie als eine Frau von seltenem Geiste und seltener Güte. Die ungewöhnlichen Anlagen des Knaben

äußerten sich schon frühe, doch keine mit solcher Entschiedenheit, wie die zur Musik. Während er sich zu Saalfeld auf dem Gymnasium befand, starb sein Vater. Die Vermögensverhältnisse der Hinterbliebenen waren so mißlich, daß an die Fortsetzung von Ludwigs Studien nicht gedacht werden konnte. Er kehrte nach Eisfeld zurück und verlebte nun mehrere Jahre in dem Hause eines Bruders seiner Mutter, bei dem auch sie Aufnahme gefunden hatte. Sein Oheim war Kaufmann in dem kleinen Ort; nichts schien ihm natürlicher, als den jungen Menschen in seinem Laden zu verwenden. Den ganzen Tag brachte Ludwig damit zu, den Kunden Zucker, Gewürz, Schwefelfaden und dergleichen zu verabreichen; erst wenn er abends in seinem Dachstübchen allein war, begann für ihn das Leben. Sein innerer Drang war mächtiger als das Bedürfnis nach Ruhe; lesend, lernend, komponierend verwachte er die Nächte, den Schlaf gewaltsam von sich scheuchend, unempfindlich für den Frost, der in seiner unheizbaren Kammer das Wasser im Glas zu Eis verwandelte. Ohne Zweifel ward in jener Zeit der Grund zu seiner späteren furchtbaren Nervenkrankheit gelegt.

Ganz unerwartet trat in seinen Verhältnissen eine glückverheißende Wendung ein. Zufällig waren dem in Meiningen lebenden Musikdirektor Grund einige Kompositionen Ludwigs zu Gesichte gekommen; sie hatten einen so günstigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er

zur Förderung dieses außerordentlichen Talentes alles ihm Mögliche aufzubieten beschloß. Es gelang ihm, von dem Herzog ein mehrjähriges Stipendium für seinen ihm persönlich unbekannten Schützling zu erwirken. Ludwig sollte nach Leipzig und dort unter Mendelssohn-Bartholdy Musik studieren. Voll der frohesten Hoffnungen trat er die Fahrt an; er ahnte nicht, wie unheilvoll sie für ihn sein sollte. Ein heftige Erkältung, die er sich auf der Reise zuzog, brachte den in ihm schlummernden Krankheitskeim plötzlich zum Ausbruch; wochenlang schwebte er zwischen Leben und Tod. Das Leben siegte zwar, aber die zerrütteten Nerven erlangten nicht wieder ihr Gleichgewicht. Jede anhaltende Beschäftigung zog ihm qualvolle Krämpfe zu, er konnte Musik nicht einmal hören, geschweige denn selbst treiben. Da erschien ihm die Poesie, die in seinem Herzen früher von ihrer Schwester zurückgedrängt worden war, als leuchtende Trösterin. Ernst und mild trat sie an sein Krankenlager und jede Stunde, die seine Leiden ihm übrig ließen, gehörte fortan ihr. Er schrieb mehrere Stücke und Novellen, an die man allerdings nicht den Maßstab seiner späteren Leistungen legen darf, in deren Einzelheiten sich aber nichtsdestoweniger die geniale Begabung verrät. Die Stücke wurden von den Theaterdirektionen zurückgewiesen, die Novellen gingen in kleinen Tagesblättern unbeachtet vorüber. — In den vierziger

Jahren verließ Ludwig das ihm unleidlich gewordene Leipzig und zog nach Meissen. Dort lernte er das Mädchen kennen, das ihm später als Gattin ein guter Engel war. Seine Mittellosigkeit erlaubte ihm nicht, sie schon damals heimzuführen; als aber durch Eduard Devrients Verwendung „Der Erbförster“ auf der Dresdener Hofbühne erschien und einen durchgreifenden Erfolg errang, schien es kein törichter Leichtsinn mehr, die Gründung eines Hausstandes zu wagen. Das neuvermählte Paar ließ sich in Dresden nieder. Obgleich nur zu häufig durch schwere Anfälle seines Übels unterbrochen, kehrte Ludwig immer wieder zu seinen literarischen Arbeiten zurück; in jener Zeit entstanden „Die Makkabäer“, „Zwischen Himmel und Erde“, „Die Heiterethei und ihr Widerspiel“. Nach dem letztgenannten Werke hat er keines mehr veröffentlicht. Die verheerenden Fortschritte der Krankheit machten ihm fortan die Durcharbeitung eines Stoffes, das Fixieren seiner Gedanken auf dem Papier unmöglich. Und dabei sprühte es in seinem Geiste von Plänen und Entwürfen! Rastlos tauchten in seiner Phantasie Bilder auf, die hinaus ins Leben verlangten! Er konnte sie nicht mehr gestalten. Doch, wie wehmutvoll auch sein Blick auf ihnen ruhen mochte, dennoch waren sie's, die ihn in martervollen Jahren aufrechthielten und sein hinsinkendes Leben mit mildem Glanze verklärten. Das Reich des Ideals war seine eigentliche Heimat, und

wie von einer Naturnotwendigkeit getrieben, suchte er sie alsbald wieder auf, wenn eine irdische Mahnung ihn für Augenblicke davon abgezogen hatte. Nur das Ewige hatte Macht über ihn.

Bei der regsten Empfänglichkeit für jede Manifestation des Geistes, in welcher Form sie auch erscheinen mochte, war das dramatische Element in Ludwig doch zu stark, als daß sein Denken sich nicht mit entschiedener Vorliebe diesem Gebiet zugewendet hätte. Was ihn zumeist beschäftigte, war das Wesen des Dramas und die Entwicklung, die es nach Goethes und Schillers Vorgang in Deutschland genommen hat. Beständig kam er darauf zurück. Die Resultate seines unablässigen Sinnens und Forschens bilden den Inhalt der in seinem Nachlaß vorgefundenen Shakespearestudien, deren baldige Veröffentlichung wir erwarten dürfen. Ludwig selbst nannte dies Werk das Tagebuch seiner dramatischen Bildung. Er hielt es noch nicht für vollendet und zeigte es deshalb niemandem. Da aber die darin niedergelegten Ansichten den Hauptinhalt seiner Gespräche ausmachten, genügt es, mit Ludwig in näherem Verkehr gestanden zu sein, um sich über den Wert und die Bedeutung dieses in seiner Art einzigen Werkes ein Urteil zu bilden.

Shakespeare war für Ludwig der Inbegriff aller dichterischen Größe und Vollendung, der einzige Führer, dem das Epigonengeschlecht sich unbedingt anvertrauen

mochte. Mit freudiger Ehrfurcht vertiefte er sich in die Schöpfungen des Dichterfürsten; der geringfügigste Zug war ihm gegenwärtig, für die unscheinbarste Einzelheit hatte er den Blick und das Verständnis der Liebe. Was Shakespeare so groß macht, äußerte er eines Tages, ist die genaue Übereinstimmung aller Teile unter sich und mit dem Ganzen. Bei ihm fallen Schönheit und Wahrheit in Eines zusammen, wie sie denn auch in der Tat ein und dasselbe sind. Ich begreife nicht, warum man jene Begriffe einander entgegenzustellen pflegt. Schönheit ist Harmonie, und die ist einzig und allein in der Wahrheit zu finden. So liegt denn in der Wahrheit zugleich die Schönheit. Ein wunderlicher Irrtum ist's, das Unverhältnismäßige genial zu nennen, weil es auffällig ist. Je höher und reiner ein Kunstwerk ist, um so weniger auffällig wird es sein, und eben deshalb wird ein ungebildetes Auge es nicht leicht begreifen. Schön ist nur das, was nicht bloß den Sinnen schmeichelt, sondern auch vor dem prüfenden Verstand Stich hält und richtige Verhältnisse zeigt.

Höchst lehrreich war es, wenn Ludwig, wie er oft pflegte, Shakespearesche Charaktere zergliederte und den organischen Zusammenhang aller ihrer einzelnen Teile nachwies. Bei Shakespeare, sagte er, ist der Mensch immer die Hauptsache; die Handlung hat keinen anderen Zweck, als nur den einen, den Charakteren Stoff zu

ihrer Betätigung zu gewähren. Er wählt dieses oder jenes Ereignis, diese oder jene Zeit, weil sich gerade auf diesem Hintergrund die Charaktere, die er zeichnen will, am schärfsten abheben. Unsere modernen Dichter hingegen sind in den heillosen Irrtum verrannt, die Handlung für die Hauptsache zu halten. Ich möchte immer fragen: Ja, was ist denn die Handlung? Wie sieht sie denn eigentlich aus? Im Drama ist alles an die lebendige Person geknüpft, aus ihr geht die Handlung erst hervor. Die meisten machen es aber gerade umgekehrt: sie erfinden eine Handlung, oft nur eine Situation, und der werden dann die Charaktere wohl oder übel angepaßt.

Unablässig kam er auf die riesige Überlegenheit Shakespeares über alle ihm Nachstrebenden zurück; selbst die Besten konnten in seinen Augen bei dem Vergleiche nicht bestehen. — Nehmen wir einmal den Carlos im „Clavigo", sagte er im Laufe eines Gespräches, gewiß eine der trefflichsten Figuren, die Goethe geschaffen hat, voll Wahrheit und Leben, aber doch nur einseitig ausgebildet. Wir lernen ihn ausschließlich nur in seinem Verhältnis zu Clavigo kennen; im übrigen erfahren wir nichts von ihm, seiner Stellung in der Welt, seinem Verhalten anderen Menschen gegenüber. Dadurch verliert die Gestalt an Körper. Wie ganz anders verfährt Shakespeare! Fassen wir beispielsweise den Brutus ins Auge: den lernen wir

nicht nur in seiner politischen Stellung, sondern auch in allen seinen Lebensverhältnissen kennen. Wir sehen ihn in seinem Hause, mit seinem Weibe, seinen Freunden, seinen Dienern verkehren, und jeder dieser Züge macht die Gestalt wahrer und reicher.

Sein Verhältnis zu Shakespeare und unseren beiden deutschen Dichtergrößen faßte Ludwig in die wenigen Worte zusammen: „Nachdem ich ihrem Studium viele Jahre gewidmet habe, ergeht es mir mit ihnen folgendermaßen: Goethe ist mir immer gleich groß geblieben, Schiller ist mir im Werte gesunken, Shakespeare himmelhoch gestiegen.“ Ich muß hier bemerken, daß Ludwigs Verehrung für Goethe dem lyrischen Dichter, dem Schöpfer „Wilhelm Meisters“ und der „Wahlverwandtschaften“, dem tiefen Kenner der Naturen, mit einem Worte seiner geistigen Größe im allgemeinen, nicht aber dem Dramatiker und noch weniger dem Dramaturgen galt. Entschieden ablehnend verhielt Ludwig sich gegen die Dramen Schillers; er beschuldigte ihn geradezu, der gesunden Entwicklung des deutschen Dramas hindernd in den Weg getreten zu sein, indem durch sein Beispiel das rhetorische Element ein verderbliches Übergewicht erhielt. Schiller, äußerte er, ist es hauptsächlich darum zu tun, erhabene Gedanken und Empfindungen in prachtvollen Versen auszusprechen. Darin ist er ein unerreichter Meister. Und nicht bloß darin, nein! auch in der Macht der Stim-

mung, in der Kühnheit des dramatischen Wurfes. Ob aber die Reden, die er seine Personen halten läßt, mit ihrem Wesen, ihrer äußeren Stellung übereinstimmen, ob sie in ihrem Munde denkbar sind, das kümmert ihn nicht im geringsten. Ebensowenig fragt er danach, ob solche Menschen in einer solchen Situation sich auch wirklich so benehmen würden. Das Reden war ihm eben die Hauptsache. Wie groß seine Beifallsliebe, sein Verlangen nach augenblicklichem Erfolg war, geht, wie aus seinen Werken, so auch aus seinen Briefen sehr deutlich hervor. Viel unbefangener, unpersönlicher und darum größer steht Goethe in dieser Beziehung da. — Wir sprachen von Schillers ungeheurer Popularität. Ludwig bemerkte: Ich finde den Kultus, den man Schiller zollt, ganz natürlich, namentlich bei der Jugend. Er ist für unser Volk von der höchsten, folgenreichsten Bedeutung, und seine politische Wirkung kann gar nicht zu hoch angeschlagen werden. Ohne Frage ist die Freiheitsbewegung in Deutschland großenteils dem Samen entsprossen, den seine gewaltigen Gedanken und die hinreißende Glut seiner Rede ausstreuten. Unserem Drama aber hat er mehr geschadet als genützt; auf diesem Gebiete ist er für den jungen Dichter gefährlich, der in ihm seinen Meister sieht, und ebenso gefährlich für den Schauspieler, den er zum Handlanger herabwürdigt.

Ich fragte ihn, wie dieser letztere Ausspruch zu

verstehen sei. Er erwiderte: Die dramatische Kunst kann nur da zur vollendeten Erscheinung gelangen, wo Dichter und Schauspieler sich gleichmäßig in das Werk teilen, wo sie sich begegnen, jener für diesen, dieser für jenen arbeitet, um sich wechselseitig zu ergänzen. Das war nun keineswegs die Ansicht Schillers und Goethes; sie sahen in dem Schauspieler nur den Bedienten, dessen Aufgabe es war, ihre Dichtungen dem Publikum zu servieren, und ließen ihm fast nichts zu tun übrig. Danach schulten sie denn auch ihre Leute und brachten den Gesang in die Rezitation des Verses. Schröder merkte auch gleich, welche Gefahren sie heraufbeschworen, und daß sie die dramatische Kunst in eine falsche Bahn lenkten. Deshalb wollte er nichts mit Weimar zu schaffen haben. Er hielt sich an Shakespeare, der, im Gegensatz zu jenen, nur für den Schauspieler arbeitet und ihm vollauf zu tun gibt. Das heißt mit einem Worte: er hielt sich an die Natur und nicht an ein falsches Ideal.

Als einst von Idealismus und Realismus die Rede war, äußerte Ludwig: Ich begreife nicht, wie man Schiller Shakespeare gegenüber einen Idealisten nennen mag. Er opfert ja die wichtigsten Momente einer schönen Rede, einem großen Gedanken, mitunter wohl auch nur dem zauberischen Wohlklang eines Verses und zerreißt, um eine starke momentane Wirkung zu erzielen, unbedenklich den inneren Zusammen-

hang seines Werkes. Die Wahrheit der Charaktere ist ihm ganz gleichgiltig. Sehen Sie sich einmal das Verhältnis zwischen Philipp und Posa an! Kann ein Mensch auf der Welt dergleichen für möglich halten? Besäße Philipp Sinn und Verständnis für die Ansichten, die Posa gegen ihn ausspricht, so wäre er ja kein Despot; weil er aber einer ist, so würde er sich keinen Augenblick besinnen, den liberalen Schwärmer dem Scheiterhaufen zu überantworten. Schiller besaß geringe Welt- und Menschenkenntnis, auch kannte er nicht die Sprache des wahren Affekts, der sich nie schön gegliederter Phrasen bedient und keine allgemeinen Reflexionen anstellt, wie z. B. Arnold v. Melchthal, Thekla und Max in den Momenten der höchsten Bedrängnis und Seelenqual. Die Thekla insbesondere ist mir ein Greuel. Man darf mit gutem Grunde annehmen, daß Schiller, als er diese Figur zeichnete, Shakespeares Julia im Auge hatte; aber wie unermeßlich ist der Unterschied zwischen dem tragischen Ende dieser beiden! Vom Übermaß ihrer Leidenschaft hingerissen, muß Julia sterben; es würde eine arge Mißstimmung in uns hervorrufen, wenn sie am Leben bliebe. Wir sehen sie auch gerne aus ihrer Umgebung scheiden, befreit von diesen Eltern und Verwandten. Da geht das ganze Leben in dem einen Gefühl der Liebe auf, und der Tod erscheint als etwas Notwendiges, sobald dieser Bund zerrissen wird. Ganz ver-

schieden verhält es sich mit Thekla. Sie ist nicht wie Julia unter einem südlichen Himmel aufgewachsen, eine frühreife, glühende Natur; sie lebt nicht in einer abstoßenden, gemeinen Umgebung. Im stillen Kloster ward sie auferzogen bis zur vollsten Entwicklung ihrer Persönlichkeit; die liebevollste Sorgfalt und Aufsicht ward ihr zuteil. Und was für Reden führt dieses Mädchen! Man glaubt einen Greis zu hören, der das Leben ausgekostet hat. Sie stirbt auch keineswegs im Sturme der Leidenschaft; die Reflexion führt sie zu diesem Schritte. Sie sagt: „Was ist das Leben ohne Liebesglanz? Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden!" Das klingt im Munde dieses Mädchens entsetzlich. Eine Verzweiflung, die reflektiert, ist nicht wahr, und was noch mehr, sie ist aus diesem Grunde höchst unsittlich.

Auf den Ausgangspunkt unseres Gesprächs zurückkommend, fuhr Ludwig fort: Shakespeare ist der eigentliche Idealist. Im ersten Augenblick läßt bei ihm manches kalt; er spricht zuweilen, als wenn Erbsen über ein Brett rollten, da kommen keine Schönheiten der Rede, keine Situationen und Momente, die für sich allein eine Wirkung beanspruchen, sondern alles ordnet sich der leitenden Idee des Stückes, dem Charakter der Personen unter. Es fällt nicht ein Wort, das damit nicht übereinstimmte, das beabsichtigte, dem Ohr zu schmeicheln; alles drängt einzig nach dem

Endziele hin. Er verschmäht alles, was nicht organisch mit seiner Idee verwachsen ist, er opfert alles, um sie rein zu erhalten. Diese Treue für den eigenen Gedanken, diese Selbstverleugnung, dieses Verzichten auf jeden Effekt, der nicht zur Sache gehört, sind in meinen Augen der höchste Idealismus.

Noch viele Aussprüche tiefer künstlerischer Weisheit, die ich aus Ludwigs Munde vernahm, hätte ich anzuführen, doch wird das hier Mitgeteilte hoffentlich genügen, um dem Leser einen Begriff von der Bedeutung des Werkes zu geben, dessen Erscheinen, wie ich höre, nahe bevorsteht. Zugleich möge es ihm zeigen, welche geistige Freiheit, welche innere Frische und Tätigkeit Ludwig sich inmitten der heftigsten physischen Qualen bewahrte. Wie von einem Stern herab blickte er auf sein eigenes Leiden. Sein Los war schrecklich wie das des Prometheus — er trug es mit heiterer Fassung. Gewiß mußte er, um zu dieser fast übermenschlichen Resignation zu gelangen, erst schwere Kämpfe durchringen, aber er erwähnte ihrer nie. Jean Paul sagt: „Ein Bettler zeigt seine Wunden, ein Held seine Narben.“ Ludwig verschmähte sogar das Letztere, oder vielmehr: seine sonnige Natur hatte die dunkle Spur früherer Schmerzen längst ausgeschieden. Er täuschte sich weder über die Größe des Unglücks, das ihn getroffen hatte, noch über die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes, aber es schien ihm töricht und

kindisch, sich gegen den Willen der Natur aufzulehnen. Statt das Schicksal anzuklagen, dankte er ihm für das Gute, das ihm trotz alledem geworden war: die treffliche Frau, deren treue Hingebung sich bis ans Ende glorreich bewährte; die gutgearteten, blühenden Kinder, mit denen seine Ehe gesegnet war; die Freunde, deren Teilnahme und Verständnis seinem Herzen wohl tat. Selbst über die bitterste Entbehrung, die seine Krankheit ihm auferlegte, die physische Unmöglichkeit, seine Gedanken in künstlerischen Formen auszuprägen, äußerte er sich in humoristischer Weise: „Wenn mir meine tollen Nerven nicht so viel zu schaffen machten,“ sagte er, „wäre ich gewiß der ärgste Vielschreiber geworden, der je gelebt hat. Es ist gar nicht zu glauben, wie viele Stoffe ich im Kopfe herumtrage. Oft wenn ich zu Bette liege und vor Schmerzen nicht schlafen kann, dämmert plötzlich der Entwurf zu einem Stück in mir auf, und ehe ich mich dessen versehe, ist es auch schon fertig. Die einzelnen Gestalten stehen ganz leibhaft vor mir; nicht ich bin's, der ihnen Worte leiht, ich lausche nur dem, was sie sagen. Keine Feder wäre schnell genug, um dies Gewoge von Rede und Gegenrede aufzuzeichnen. Mit dem Ausarbeiten ist's freilich ein ander Ding. Ich spreche gar nicht von jetzt; schon als ich die „Makkabäer“ schrieb, befand ich mich in einem so jämmerlichen Zustand, daß ich immer nur acht bis zehn Verse hinschreiben konnte. Dann stellten sich so

heftige Krämpfe ein, daß jeder Atemzug zum Stöhnen wurde. Ich brauchte Tage, um mich von der Qual zu erholen, und wenn ich dann wieder an das Werk ging, erschien es mir in einer ganz neuen Gestalt. Bei anderen Arbeiten ist mir's nicht besser ergangen, die notgedrungenen Unterbrechungen haben mir viel Not gemacht. Ich war immer in der schlimmsten Lage, wenn mir eine Figur verblaßt, ein Motiv entfallen war. Es ist mir nämlich nicht möglich, einzelnes zu erfinden: das Ganze kommt gegliedert aus mir und drängt zur Geburt wie das ausgebildete Kind aus dem Leib der Mutter. Jetzt könnte ich die Spannung der Produktion noch viel weniger ertragen und muß vieles zugrunde gehen lassen, was ich erst jetzt recht anzufassen wüßte."

So sprach er, wenn er überhaupt von sich selbst sprach, stets nur vom Tatsächlichen. Nie hörte ich eine Klage über seine Lippen gehen, wohl aber manches ernste, eindringliche Wort über die Gefahr weichlichen Selbstbedauerns. „Die Hauptsache," meinte er, „ist, daß wir denken, Großes in uns aufnehmen, Ewiges fassen können. Was uns übrigens widerfahren mag, hat nicht viel zu bedeuten." Eine stille, erhabene Freudigkeit drang durch sein ganzes Wesen und ließ ihn die düstere Lebensanschauung so vieler, namentlich neuerer Poeten als eine Verirrung betrachten. „Wie ist es denn nur möglich," sagte er, „diese Welt nicht wunderschön zu finden? Wenn meine Schmerzen nur

ein Stündchen nachlassen, bin ich immer im Innersten ergriffen und entzückt von dieser herrlichen Gotteswelt." — Wenn ich ihn so sprechen hörte, mußte ich unwillkürlich der scheinbar so ganz entgegengesetzten Anschauung Schopenhauers gedenken; scheinbar sage ich, denn in letzter Instanz war die heitere Auffassung, zu der Ludwig sich erhoben hatte, weit entfernt, im Widerspruch mit der Lehre des großen Philosophen zu stehen, die herrlichste Bestätigung derselben. Wenn Ludwig lächelnd eine Schmerzenslast trug, unter der tausend Andere zusammengebrochen wären, so war es, weil der Intellekt ihn von der Qual des Willens befreit und ihn für die untrübbare Seligkeit der Erkenntnis gereift hatte; weil er, dem Reich des Scheines nicht mehr untertänig, sich zur reinen Höhe der Einsicht, zum Ewigen emporgeschwungen hatte. Ist das nicht der Weg, den Schopenhauer allen jenen vorzeichnet, die zum Frieden gelangen wollen? Auch Ludwig ist diesen Weg gegangen. Hoch über allem Schmerz und allen Wirren der Welt eine höhere erschauend und sich ihr zu eigen gebend, hat er in Wahrheit die Welt überwunden.

Dieser spiritualistische Zug sprach sich mit gleicher Stärke in seinen Herzensneigungen aus. Was er in seinen Freunden liebte, war nicht die vorübergehende Erscheinung, sondern die Summe ewiger Gedanken, die in ihr verkörpert waren, die Kräfte, mit denen sie nach

einem geistigen und sittlichen Ziele rang. Das war es, was jedes herzliche Wort aus seinem Munde mit dem Hauch der Ewigkeit durchdrang. Man fühlte sich mit ihm auf einem Boden, den nichts untergraben, nichts erschüttern konnte, und das Bewußtsein einer im Wesen selbst begründeten Vereinigung nahm dem Gedanken an eine nahe bevorstehende Trennung seinen schärfsten Stachel.

Als ich im Januar des Jahres 1864 wieder nach Dresden kam, fand ich Ludwigs ohnehin so traurigen Zustand noch bedeutend verschlimmert. Bis dahin hatte ich ihn doch immer noch in den Räumen des Hauses umherwandeln gesehen, nun konnte er sein Schmerzenslager nicht mehr verlassen. Doch auch jetzt verleugneten sich die Spann- und Schwungkraft seines Geistes, die milde Wärme seines Gemütes keinen Augenblick. Mit wehmütigem Bedauern gedachte er Hebbels, der wenige Wochen zuvor von der Erde geschieden war. „Ein schwerer Verlust!“ sagte er. „Ich bin zwar mit manchem in Hebbels Werken keineswegs einverstanden, aber selbst wenn die vielen großen Eigenschaften des Mannes nicht wären, würde ich ihn schon wegen des heiligen Ernstes achten, mit dem er den Beruf des Dichters auffaßte. Nun ist auch er dahin!“

Der lange und strenge Winter jenes Jahres machte sich dem Kranken in peinlichster Weise fühlbar Ein Umstand insbesondere, oder besser gesagt, ein

Symptom, flößte mir schmerzliche Besorgnisse ein: nie hatte Ludwig die Absicht geäußert, Dresden zu verlassen; jetzt verlangte er sehnlich nach einem Wechsel des Aufenthaltes. Er wollte ein milderes Klima aufsuchen und sprach davon, an den Rhein oder nach Franken zu übersiedeln. Es preßte mir das Herz zusammen, wenn er ähnliche Pläne entwarf. An eine Ausführung derselben war nicht zu denken, und allzu deutlich war mir gegenwärtig, daß hoffnungslos Kranke, denen die letzte dunkle Reise nahe bevorsteht, häufig diese Unruhe, diese Sehnsucht nach der Ferne empfinden.

Im Frühjahr riefen mich meine Verhältnisse nach Wien zurück. Am Tage vor meiner Abreise — es war Ostersonntag — nahm ich Abschied von dem teuren, verehrten Freund. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Noch vor Ablauf eines Jahres erhielt ich die Nachricht seines Todes.

Ferdinand v. Saar.

Die Steinklopfer. Eine Geschichte. Heidelberg 1874.

(„Neue Freie Presse", 8. Mai 1874.)

Oft habe ich mich verwundert gefragt, warum man sich wohl die Mühe nimmt, jedes neu erschienene Buch oder Büchlein kritisch zu zerlegen. Meines Erachtens ist besagte Operation nur in zwei Fällen am rechten Platze und von wirklichem Nutzen: erstens, wenn es sich darum handelt, dem Guten und Vortrefflichen durch die eingehende Erläuterung seiner Vorzüge zu der ihm gebührenden Verbreitung zu verhelfen; zweitens, wenn es gilt, die Trugschlüsse und falschen Empfindungen zu bekämpfen, mit denen so manches wirkliche, aber mißbrauchte Talent die Begriffe zu verwirren, den sittlichen Standpunkt zu verrücken bemüht ist. Dort ein würdigendes, hier ein warnendes Urteil zu fällen ist eine Gewissenssache für jeden, der die Literatur nicht bloß als einen Erwerbszweig für die Schriftsteller und ein Mittel zur Unterhaltung für das Publikum betrachtet. An dem Gewöhnlichen, Alltäglichen hingegen

sollte, meine ich, die Kritik mit schweigender Gleichgiltigkeit vorübergehen, statt ihm durch ihre Auslassung eine Wichtigkeit beizulegen, die es ganz und gar nicht besitzt. Sie verkennt die Würde ihrer Mission, wenn sie sich mit der Mittelmäßigkeit beschäftigt, die weder nützen noch schaden kann, die sich weder veredeln noch ausrotten läßt. Statistische Tabellen weisen nach, daß Jahr für Jahr so ziemlich die gleiche Anzahl von Briefen mit unvollständiger oder ganz ohne Aufschrift der Post übergeben wird. Ich will deshalb gerne zugeben, daß kraft eines noch nicht ergründeten Naturgesetzes alljährlich so und so viele Bücher erscheinen müssen. Gut! Tut es denn aber auch not, sie alle zu besprechen? Welches Heil darf man sich davon erwarten? Das Totgeborene kann man ebenso wenig beleben, als man sich die Mühe zu geben braucht, es tot zu schlagen. Man erweise der Mittelmäßigkeit nicht die Ehre, sich mit ihr zu befassen. Zu beseitigen, zu besiegen ist sie nun einmal nicht; der Natur der Sache nach wird sie immer das Gros bilden, und immer wird die Menge sich verwandtschaftlich zu ihr hingezogen fühlen. Das läßt sich nicht ändern, so wenig es sich ändern läßt, daß hundert Alltagsgesichter auf ein bedeutendes kommen. Wem fällt es aber ein, sich in jene zu vertiefen (?) und sie zu analysieren? Ich meine, es wäre gut, wenn man es mit den Alltagsbüchern ebenso machte und sich nur mit Werken beschäftigte, die, weil einem wirklichen

Talente entsprungen, eine nachhaltige Wirkung, sei es im guten oder im schlimmen Sinne, hervorzubringen vermögen. Ihrer erscheinen allerdings nicht gar viele, doch noch immer genug, um die Kritik nicht feiern zu lassen, wenn sie sich entschließen will, die Werke bedeutender Talente mit demselben Ernste zu behandeln, mit dem sie geschrieben wurden.

So ist es denn nicht der Umstand, daß Saars obengenannte Erzählung eben erst erschienen ist, sondern ihr künstlerischer Wert, der mich veranlaßt, sie der Aufmerksamkeit des Publikums zu empfehlen — jenes Teiles des Publikums, den die Natur mit Empfänglichkeit für echte Poesie begnadet hat und dessen Blick frei genug ist, um am Menschen nur das ewig Menschliche zu achten, nur dieses tiefer, liebevoller Teilnahme wert zu halten. Schon in seinen früheren Dichtungen hat Saar bewiesen, daß ihm von den Eigenschaften, die den geborenen Poeten kennzeichnen, keine fehlt. Er besitzt die Gabe, den Erscheinungen der Welt den von Tausenden ungeahnten Kern ihres Wesens abzufragen, und die Kraft, ihn künstlerisch zu gestalten. Mit dem Instinkt des großen, ursprünglichen Talents weiß er bei jedem Vorwurf, den er aufgreift, den Schwerpunkt zu entdecken, auf den hingearbeitet, auf den alles Gewicht gelegt werden muß. In seltenem Maße ward ihm die Fähigkeit zuteil, für jede Stimmung im Menschengemüte wie im Leben der Natur den bezeichnenden und

erschöpfenden Ausdruck zu finden. Er kennt die schmerzlichen Probleme, mit denen das Leben uns bedrängt, und sucht sie, wenigstens auf dem idealen Gebiet der Kunst, versöhnend zu lösen. Diese Eigenschaften, im Verein mit einem sehr ausgebildeten Sinn für den Adel und die Schönheit der Form, sicherten den ersten Werken, mit denen er hervortrat („Innocenz“ und „Kaiser Heinrich IV.“), lebhafte Anerkennung und Teilnahme. Nach allzu langem Schweigen veröffentlichte Saar im vorigen Jahre wieder eine Erzählung: „Marianne“. Der feine Reiz des Details und eine ganz merkwürdige Macht der Stimmung erwarben ihr Freunde, doch war sie, mit „Innocenz“ verglichen, nicht eben als ein Fortschritt zu betrachten. Es fehlte darin die eigentliche psychologische Entwicklung, die in jener früheren Erzählung so meisterhaft veranschaulicht ist. Das Interesse, das sie einflößen konnte, war vornehmlich das eines von romantischen Nebenumständen begleiteten pathologischen Falles. In seinem letzterschienenen Buche hat Saar sich wieder auf sein wahres, innerstes Selbst besonnen und das ästhetische Grundgesetz befolgt, kraft dessen alle Geschehnisse aus den Charakteren und Seelenzuständen der handelnden Personen mit Naturnotwendigkeit hervorgehen müssen und alles bloß Zufällige aus dem Reiche der Dichtung verbannt ist. Was Saar uns hier erzählt, ist die in ihrer Schlichtheit tief ergreifende Geschichte zweier in Not

und Elend verkümmerten Menschen, die, durch gemeinsames Leid und verwandte Gemütsart zueinander hingezogen, in einer innigen, treuen, selbstvergessenen Liebe die Verklärung ihres trüben Erdenloses finden. Da der Verfasser kein Idyll, sondern ein auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit fußendes Lebensbild schreiben wollte, mußte er auch die Zustände der untersten Volksklassen berühren, der jene beiden angehören. Er vermeidet dabei jede tendenziöse Färbung, er wirft sich nicht zum Anwalt des sogenannten fünften Standes auf, aber die Dinge sprechen für sich, und mit schwerem, beklommenem Herzen wird mancher Leser sich fragen, ob die Vorteile unserer Zivilisation, wenn sie mit dem fortwährenden Opfer des menschenwürdigen Daseins von Millionen bezahlt werden müssen, nicht zu teuer erkauft sind. Unvergleichlich zart und innig ist das innere Erblühen dieser in der hoffnungslosen Trauer halb erstarrten Seelen geschildert, ihr Sichentfalten an dem plötzlich hereindringenden Sonnenlicht der Liebe, die in ihnen vorgehende Wandlung, die sie der dumpfen, verzweiflungsvollen Resignation entreißt und ihnen Mut zur Abwehr, Kraft zum Handeln verleiht. Wenn wir Georg und Tertschka, an dem entscheidenden Wendepunkt ihres Schicksals angelangt, plötzlich ihre bisherige Schüchternheit und Verzagtheit abstreifen sehen, ist es nicht, weil sie im Handumdrehen zu anderen Menschen werden, sondern weil die Größe der Gefahr, der Drang,

das Liebste zu retten, ihnen das lang unterdrückte Bewußtsein ihres Menschenrechtes zurückgibt. Von gleicher innerer Wahrheit und Schönheit ist die endliche Lösung all der Wirrsale. Mit künstlerischer Feinfühligkeit motiviert der Verfasser die Teilnahme, die der ernste, strenge Oberst den Liebenden schenkt, mit einem trüben Erlebnis aus dessen Jugend. Die herbe Dissonanz, die es in sein Inneres brachte und die noch in späten Jahren verbitternd nachklingt, muß vor dem Beispiel aufopfernder Liebe und Treue, das ihm hier vor Augen tritt, verstummen, der Glaube an das Höchste und Feinste im Leben wird ihm neugeschenkt. So führt er nicht als ein Deus ex machina, sondern als der Verpflichtete seiner Schützlinge die versöhnende Wendung herbei.

Schlicht wie die Verhältnisse sind, ist auch der Ton der Erzählung; selbst im höchsten Pathos bleibt er einfach und volksgemäß. Nirgends überschreiten die vorkommenden Personen den engen Gedankenkreis, auf den ihre niedere Bildungsstufe sie beschränkt, doch auch innerhalb desselben gewinnen sie unsere Teilnahme durch die Naturlaute, die uns aus ihren Gesprächen entgegentönen, durch die charakteristische Klarheit jedes ihrer Worte. Auch die Szenerie ist meisterhaft behandelt. Nicht als ob der Verfasser sich in landschaftlichen Schilderungen erginge — nur in flüchtigen Zügen entwirft er das Bild der Gebirgsgegend, die der

Schauplatz der Handlung ist; aber da ist kein Strich, der nicht den Eindruck vervollständigte, keine Tinte, die nicht zur Erhöhung der Stimmung diente. Das will mehr besagen, als die eingehendste Beschreibung.

Es ist, trotz seines geringen Umfanges, ein Werk von wahrhafter Bedeutung, das ich hier der Lesewelt empfehle. Möge der Erfolg, den es unzweifelhaft finden wird, dem Verfasser ein Sporn zu frischer, freudiger Tätigkeit sein. Als Erzähler hat er sich glänzend erprobt — jetzt gilt es auch, das große dramatische Talent, das sein „Kaiser Heinrich IV." bekundet, zu voller, reicher Entfaltung zu bringen.

Conrad Ferdinand Meyer.

1. Das Amulet.

(Beilage zur „Wiener Abendpost“, 1. April 1874.)

Seit den Tagen des Horaz wetteifern Dichter und Philosophen im Lobe der goldenen Mittelmäßigkeit und rühmen sie als sichere Zuflucht vor den Stürmen des Schicksals, die den Großen und Mächtigen drohen. Worte! Worte! möchte man dabei mit Hamlet ausrufen. Allerdings kann, wer keinen Thron besitzt, keinen verlieren, ist ihm aber deshalb der Fortbestand seines bescheidenen Glücksteils sicherer verbürgt oder der Verlust desselben minder empfindlich? Steht es in der Macht des Einzelnen, sein Los von dem der Gesamtheit zu trennen? Zwingt ihn nicht das unerschütterliche Gesetz der Solidarität, ihre Kämpfe und Gefahren zu teilen? Wenn zwischen den Königen Streit entbrennt, müssen die Völker ihn ausfechten, wenn neue Erkenntnisse, neue Überzeugungen mit elementarischer Gewalt sich Bahn brechen, wird jedes Herz in den großen

Sturm hinausgerafft, jedes Geschick von den Wendungen des allgemeinen Kampfes bestimmt. Das Individuum gehört nicht mehr sich selbst an; es ist nur noch ein Bruchteil der Partei, zu der es sich geschlagen hat, die Geschichte seines Lebens nur eine Episode, die, je nach ihrem Charakter, die Schrecken des gewaltigen Dramas vermehrt oder mildert.

Zu ähnlichen Betrachtungen wird man durch C. F. Meyers neuestes Werk angeregt, in dem die reine Gesinnung edler Natur und ein seelenvolles Liebeswerben sich von dem dunklen Grunde politischer Greuel wohltuend abheben. Ich möchte diese Novelle ein historisches Genrebild nennen, denn wenn sie auch nur eine anspruchslose Selbstbiographie zu geben scheint, ist sie doch innerlichst von historischem Geiste durchdrungen. Der Held derselben ist ein junger Schweizer, namens Schadau, der seine Heimat verläßt, um in Frankreich unter dem großen Hugenottenführer Coligny zu dienen. Von den Schicksalen zu berichten, die seiner in der Fremde harren, hieße dem Autor wie dem Leser einen schlechten Dienst erzeugen. Die Mitteilung des tatsächlichen Inhaltes wäre hier um so weniger am Platze, je entschiedener die Bedeutung und der Reiz der in Rede stehenden Novelle in der feinen Charakteristik der handelnden Personen und ihrer Zeit liegen. Die darin erzählten Vorgänge sind fesselnd genug, um für sich bestehen zu können; jenes höhere Interesse aber, das

mit der Spannung auf ihren Abschluß nichts gemein hat, erhalten sie doch erst durch die scharf ausgeprägte Physiognomie der Zeit, die sich in ihnen abspiegelt. — Die Erzählung beginnt mit dem Religionsfrieden, der den wegen ihres Glaubens verbannten Protestanten die Rückkehr in die Heimat gestattete. Die erlangten Zugeständnisse, die Beweise von Gunst und Vertrauen, womit Karl IX. die Häupter der reformierten Partei überhäuft, die bevorstehende Vermählung seiner Schwester mit Heinrich von Navarra scheinen den endlichen Anbruch friedlicher Tage zu verbürgen.

Dennoch — und hierin zeigt sich die Kunst des Erzählers — empfindet man den schwülen Druck der gewitterschwangeren Atmosphäre, wird man fort und fort erinnert, daß man auf vulkanischem Boden stehe. Schroff und unversöhnlich tritt die Abneigung der unverhältnismäßig großen Mehrzahl des französischen Volkes gegen die neue Lehre hervor. Ihrem ganzen Wesen gemäß mußte die leichtblütige Rasse einen bequemen Autoritätsglauben dem mühevollen Recht der freien Forschung vorziehen. Zur Zeit ihrer größten Ausbreitung zählte die Reformation in Frankreich nicht mehr als etwa den fünften Teil der Nation zu ihren Anhängern. Um diese Tatsache zu erklären, legt der Verfasser dem welt- und menschenkundigen Montaigne folgende Worte in den Mund: „Ihr Hugenotten verfehlt euch gegen den ersten Satz der Lebensweisheit:

daß man das Volk, unter dem man wohnt, nicht durch Mißachtung seiner Sitten beleidigen darf. Ihr kleidet euch in düstere Farben, tragt ernsthafte Mienen und seid so steif wie eure Halskrägen. Kurz, ihr schließt euch ab und das bestraft sich in der größten Stadt wie auf dem kleinsten Dorfe." Diese Antipathie ward durch politisches Mißtrauen noch gesteigert. Man haßte die Hugenotten nicht nur als Ketzer, sondern wohl mehr noch als die natürlichen Verbündeten ihrer nichtfranzösischen Glaubensgenossen. Es bedurfte nur eines Zeichens, um alle Schrecken zu entfesseln, und dieses Zeichen ließ nicht lange auf sich warten. Die Glocke von St. Germain l'Auxerrois ertönte und in den Straßen von Paris begann das Gemetzel, das Frankreich 60.000 Bürger kosten sollte.

Dies sind die Verhältnisse, die sich in Meyers Darstellung vor unseren Blicken entfalten und unaufhaltsam der Katastrophe zustreben. Sie verdeutlichen sich uns in den Charakteren wie in den Geschicken der handelnden Personen. Wie verschieden diese auch denken und empfinden mögen, in jeder von ihnen begegnen wir der inneren Konsequenz, die das Wollen zum Müssen macht. So ist z. B. Gaspard de Coligny eine mit ungewöhnlicher Feinheit und Präzision ausgeführte Figur. Mit großem künstlerischen Verstand sind schon auf den ersten Seiten die Fäden angesponnen, die am Schlusse Schadau aus dem grauenvollen Labyrinth zurück ans

Licht des Tages führen sollen. Auf diese Weise vorbereitet und motiviert, ist seine Rettung nicht das Werk eines dei ex machina, sondern die Folge seines eigenen Tuns, einer gutmütigen Handlung, die, von ihm längst vergessen, ihm im Augenblick der höchsten Not Früchte trägt. Ein wohl zu bezeichnender Vorzug der Novelle liegt darin, daß sie jene Pariser Schreckensnacht stimmungsvoll schildert, ohne durch eine zu peinliche Ausmalung das ästhetische Gefühl zu verletzen. Der Verfasser wirkt mit geistigen, nicht mit sinnlichen Mitteln, er zeigt uns nicht die leiblichen, sondern die in den Gemütern aufklaffenden Wunden. Vortrefflich ist das Entsetzen ausgedrückt, das sich nach vollbrachter Untat der Bevölkerung von Paris bemächtigt — das Entsetzen des Verbrechers vor sich selbst. Die Schlichtheit der Darstellung verstärkt den Eindruck.

Obgleich der Erzähler sich nicht des Kunstgriffes bediente, altertümliche Redeformen zu gebrauchen, glaubt man in der Tat die Aufzeichnungen eines Mannes aus jener Zeit zu lesen, der in späten Jahren sich entschloß, die merkwürdigen Begebenheiten, an denen seine Jugend reich war, für die Nachwelt aufzubewahren. Nur an der genau abgewogenen Gruppierung der Personen und Begebenheiten merkt man das Walten eines künstlerischen Geistes, der die hier nahe liegende Gefahr zu vermeiden wußte, entweder die historischen Ereignisse auf Kosten der erfundenen Handlung zu betonen oder

durch das Übergewicht der letzteren die Darstellung jener zu verkleinlichen. Hier sehen wir das Allgemeine und das Persönliche sich gegenseitig bedingen und zu einem Zeitbild voll überzeugender Treue verschmelzen. Nicht minder als in seinen früher erschienenen Dichtungen in metrischer Form, die ebenso allgemeine wie gerechte Würdigung fanden, hat Ferdinand Meyer sich in diesem seinem ersten Prosawerk als eine echte Poetennatur bewährt.

2. Jörg Jenatsch. Leipzig 1876.

(Beilage zur „Wiener Abendpost“, 13. Juni 1877.)

Die Anzahl der deutschen Romane, die durch Großartigkeit des Entwurfes, Reichtum an Phantasie und Erfindung, psychologische Vertiefung und plastische Gestaltungskraft über das Maß der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur weit hinausragen, ist in Wahrheit so gering, daß man meinen sollte, jeder neue Zuwachs derselben müsse eine zündende Wirkung haben. Ist dem nun wirklich so? Nein, denn über die erste Aufnahme eines Buches entscheiden häufig noch andere Faktoren als sein innerer Wert, wenn auch dieser in letzter Instanz den Ausschlag gibt und es im Herzen einer Nation fortleben oder in ewige Vergessenheit sinken läßt. Für den Augenblick hingegen können Einflüsse, die mit seiner wirklichen Bedeutung nicht das geringste

gemein haben, ihm sehr unverdiente Schicksale bereiten. So wird z. B. ein noch unbekannter Schriftsteller, der keiner literarischen Koterie angehört und zu stolz ist, um dafür zu sorgen, daß sein Name in allen möglichen Blättern wieder und wieder genannt werde, ungleich länger brauchen, um durchzudringen, als ein weit minder Begabter, der sich in den Schutz der Reklame, dieser großen Wundertäterin unseres Jahrhunderts, begeben hat. Sie ist die Muse der Gegenwart.

„Aber das Publikum — wird man vielleicht einwenden, — hat es denn nicht auch sein Votum abzugeben? Es muß ja doch wissen, woran es Gefallen findet, woran nicht!" Das läßt sich gar nicht so unbedingt einräumen. Es gibt nur allzu viele, bei denen eine leidige Halbbildung den Instinkt so ganz erstickt hat, daß sie erst durch andere zu erfahren pflegen, was sie einer künstlerischen Leistung gegenüber empfinden sollen. Dann kommt die zahlreiche Klasse jener, die zwar einen bestimmten Eindruck von einem Buche, einem Bilde, einem plastischen Werke empfangen, allein in vielen Fällen ist es nicht der richtige. Man kann nicht nur ein vortrefflicher Mensch, sondern auch ein sehr gescheiter Kopf sein und dennoch keinen geläuterten Kunstgeschmack besitzen. Schließlich pflegt das große Publikum seine Lektüre nicht selbst zu wählen, es liest, was ihm der Zufall in die Hände spielt oder was ihm von den Journalen besonders angepriesen wird. Nun

hegt aber ein sehr beträchtlicher Teil unserer Tages-kritik eine wahrhaft rührende Sympathie für die Mittel-mäßigkeit und im notwendigen Zusammenhange damit einen ausgesprochenen Widerwillen gegen das Große, Ungewöhnliche. Nicht selten werden Bücher ohne jeg-lichen literarischen Wert dringend von ihr empfohlen und gelangen dadurch zu rascher Verbreitung, während manches vorzügliche Werk von ihr unbeachtet bleibt und deshalb nur langsam und allmählich zur Kenntnis des größeren Publikums gelangt. Fürs erste muß es sich mit der Huldigung jener begnügen, die uner-schütterlich an einem künstlerischen Ideale festhalten. Fürs erste, sage ich, denn schließlich kommt allerdings der Tag, an dem all das aufgebauschte Scheinwesen zerstäubt und das echte allein sich behauptet. Die Frage ist nur, ob der Sieger dann, nach Jahren er-littenen Unrechtes, noch Lebensmut und Lebensfrische genug besitzt, um sich seines späten Triumphes zu freuen, ja ob er ihn überhaupt erlebt. Nun, bisweilen kommt es ja vor.

Fordert man Beweise für das Gesagte? Gut! mir sind Beispiele aus den verschiedensten Kategorien zur Hand. Schier ein Menschenalter mußte verstreichen, bevor Arthur Schopenhauers Größe anerkannt, sein Ruhm verbreitet, sein Name jedem gebildeten Deutschen geläufig wurde. Erst jetzt, fast dreißig Jahre nach ihrem Tode, erfährt das größere Publikum, daß Annette v.

Droste zu den edelsten Dichtern unseres Volkes zählt. Aber hatte etwa Gottfried Kellers herrliches Buch „Die Leute von Seldwyla" sich sofort der Popularität zu erfreuen, die gar mancher in der Form eines Romanes auftretenden Puppenkomödie zuteil wird? Ein Zeitraum von beschämender Länge liegt zwischen der ersten und zweiten Auflage dieses Meisterwerkes. Louise v. François' machtvolles Charakter- und Zeitbild „Die letzte Reckenburgerin" machte sehr geringes Aufsehen, bis endlich einige Schriftsteller von Gewicht und Ansehen, Männer, welche die Kritik nicht als Handwerk betreiben, sondern ihrer als eines Amtes walten, wiederholt und nachdrücklich auf die ungewöhnliche Bedeutung dieses Buches hinwiesen. Geben solche Beispiele nicht Anlaß zu unterschiedlichen Betrachtungen? Das letzte, das ich anführen will, ist neuesten Datums. Im Herbste des vorigen Jahres erschien bei H. Haessel in Leipzig ein historischer Roman von solchem Werte und solcher Schönheit, wie die deutsche Literatur deren nur wenige aufzuweisen vermag. Der Titel dieses Romans ist „Georg Jenatsch, eine alte Bündnergeschichte", der Name seines Autors Conrad Ferdinand Meyer. Nun frage ich: wie viele meiner Leser wissen von diesem Buche, das nur in einigen ausländischen Zeitungen — allerdings in den vornehmsten — die geziemende Würdigung erfuhr? Wie vielen ist auch nur der Name des Dichters bekannt, obgleich sich dieser schon in früheren

Werken als ein Talent ersten Ranges bekundet hat? Ich diene wahrlich einer guten Sache, wenn ich diese Lücke in der Literaturkunde meiner Landsleute auszufüllen trachte und ihnen von einem Schriftsteller spreche, der in unserer Heimat allzu wenig gekannt ist. Der letztere Umstand läßt mir es zweckmäßig erscheinen, der Besprechung von C. F. Meyers neuester Schöpfung eine Charakteristik des Dichters und eine Übersicht seiner früheren Arbeiten voranzuschicken.

Meyer begann seine schriftstellerische Laufbahn mit Dichtungen in metrischer Form. Sein erstes Buch „Romanzen und Bilder" erschien im Jahre 1870; rasch folgten demselben ein Band „Balladen", ein „Huttens letzte Tage" betiteltes Geschichtsbild und ein kleines Epos „Engelberg". Schon in seinen Erstlingswerken ist die Physiognomie des Dichters bestimmt ausgeprägt. Da verrät nichts den Suchenden, den noch in innerer Gärung Begriffenen; in voller männlicher Reife tritt uns ein Geist entgegen, den ein Kraft und Ruhe spendendes Verständnis mit der Natur, das tiefste Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Menschheit verbindet. Natur und Geschichte! nur ihnen allein sind seine Lieder geweiht, — über eigenes Weh zu klagen, über eigene Lust zu jubeln bleibt ihm fern. Er hat — ich weiß nicht, ob früh oder spät, denn alle Lebensumstände des Dichters sind mir unbekannt — jenen Standpunkt erreicht, von dem aus alles Persönliche geringfügig er-

scheint. Daß solche geistige Freiheit, solche Objektivität und innere Klarheit kein bloßes Geschenk der Natur, sondern der Preis vorangegangener Kämpfe sind, mag der Menschenkundige wohl erraten, ausgesprochen jedoch wird es mit keinem Worte. Jean Paul sagt irgendwo: „Ein Bettler zeigt seine Wunden, ein Held seine Narben." Unser Dichter verschmäht auch das letztere, wie denn überhaupt eine stolze Keuschheit des Empfindens zu seinen hervorstechendsten Zügen gehört. Statt über sein eigenes Los zu grübeln, hält er den Blick der Allgemeinheit zugewendet, erschließt er Herz und Sinn für den geheimnißvollen Zauber der Naturgewalten oder greift aus der Geschichte eine Szene, eine Situation, ein Charakterbild heraus, worin sich die den gegebenen Zeitraum beherrschenden Ideen und zugleich der innerste Drang und Trieb eines bestimmten Individuums spiegeln. Am herrlichsten betätigt sich diese Vereinigung von innigstem Naturgefühle und großartiger geschichtlicher Auffassung in dem ergreifend schönen Gedicht „Huttens letzte Tage". Aus Deutschland verbannt, wie ein Wild gehetzt, hat der deutsche Odysseus auf einer Insel des Züricher Sees sein Ithaka gefunden, eine Ruhestätte vor seinem nahe bevorstehenden Eingange zur ewigen Ruhe. In dieser friedlichen Abgeschiedenheit, im Angesichte des Todes tauchen vor Huttens innerem Blicke die Bilder seiner sturm- und drangvollen Vergangenheit auf, entschleiern sich ihm die Rätsel der Zu-

kunft, ziehen Friede und Zuversicht in sein Gemüt ein. Die trefflich gewählte Tagebuchform, die auch im Erzählen des Selbsterlebten volle, lyrische Unmittelbarkeit zuläßt, dient dem Dichter dazu, seinen Helden aufs feinste und schärfste zu charakterisieren. Einzelne Nummern des Gedichtes sind von geradezu überwältigender Schönheit; so das tiefsinnige „Homo sum", „Die Bilderstürmer", „Huttens Begegnung mit dem nach Jerusalem pilgernden spanischen Ritter Inigo de Loyola", sein Zusammentreffen mit seinem Todfeinde und Verderber, dem landesflüchtigen Herzoge Ulrich von Württemberg, und noch manches, auf dessen besondere Anführung ich verzichten muß. Der Grundgedanke der Dichtung läßt sich in die Worte zusammendrängen: welches Los uns selbst fallen mag, hat nicht viel zu bedeuten, wenn wir die Kraft und die Größe besitzen, das Geschick der Welt zum eigenen zu machen und, unser selbst nicht achtend, der Zukunft die Wege zu bereiten. Die Form ist meisterhaft behandelt und findet für die schwungvollsten Gedanken, die zartesten und mächtigsten Empfindungen den präzisesten und einfachsten Ausdruck.

Im Jahre 1873 veröffentlichte C. F. Meyer sein erstes in Prosa geschriebenes Werk, „Das Amulet" betitelt. Er nennt es eine Novelle; ich möchte es lieber ein historisches Genrebild nennen, denn unzertrennlich sind die Schicksale der Personen, die uns darin vorge-

führt werden, mit einer furchtbaren geschichtlichen Begebenheit verknüpft. Auch hier läßt der Verfasser den Helden der Novelle selbsterzählend auftreten. Er weiß dabei nicht nur die eigenartige Persönlichkeit Schadaus festzuhalten, sondern auch die Zeit- und Lokalfarbe mit solcher Treue zu beobachten, daß man den Eindruck empfängt, als lese man in der Tat die in die Sprache unserer Zeit übersetzten Aufzeichnungen eines Mannes, der, um die Mitte des 16. Jahrhunderts in der deutschen Schweiz geboren, in seiner Jugend sich nach Paris begab, dort im Dienste Colignys Gelegenheit hatte, bedeutende Menschen und Verhältnisse kennen zu lernen, später durch eine wunderbare und doch vollkommen natürliche Verkettung von Umständen den Greueln der Bartholomäus-Nacht glücklich entrann und in seinen reifen Jahren die Erinnerungen an seine merkwürdigen Erlebnisse der Nachwelt aufbewahrte. Die Handlung erfüllt den Leser mit spannungsvoller Teilnahme, die historischen wie die erfundenen Charaktere sind vortrefflich gezeichnet, die einander befehdenden Ideen und Interessen, die Frankreich damals in zwei feindliche Lager spalteten, zur klarsten Anschaulichkeit gebracht. Man glaubt, den Druck der schwülen Atmosphäre zu empfinden, die, von religiösem Hasse und politischem Mißtrauen erzeugt, auf dem Lande lastete; man lernt begreifen, warum der Kalvinismus in Frankreich keine größere Verbreitung fand, keine festeren

Wurzeln schlug: sein düsterer Ernst, seine finstere Strenge widerstrebten dem Nationalcharakter. Wie trefflich die Handlung erfunden und durchgeführt ist, geht am klarsten daraus hervor, daß sie uns angesichts des Haders, der ein ganzes Volk zerfleischt, das lebhafteste Interesse für die Personen abgewinnt, die nur der Phantasie des Dichters ihr Dasein verdanken.

Dieser Novelle folgte im Herbste des vorigen Jahres ein Buch von größerem Umfange, „Georg Jenatsch". Es ist ein Roman, der vor unseren Augen das Leben eines gewaltigen Menschen und das Bild einer wild bewegten Zeit entrollt, eine größtenteils auf rhätischem Boden spielende Episode des Dreißigjährigen Krieges. Die geschichtliche Grundlage des Romanes sei hier kurz angedeutet. Schon beim Beginne dieses unseligen Krieges, der nicht sowohl ein deutscher als ein europäischer genannt werden mag, waren die natürlichen Gegner: Frankreich und Österreich-Spanien bestrebt, mit dem Bündnerlande, dessen geographische Lage es zu einem Objekte von größter Wichtigkeit machte, Verträge zu schließen, die ihnen fürs erste strategische Vorteile sichern und sie später zu Herren des Landes machen sollten. Während diese Gefahren von außen lauerten, wütete im Innern eine verderbliche Spaltung. Die Bevölkerung, teils dem katholischen, teils dem reformierten Bekenntnisse anhängend, befehdete sich mit erbittertem Hasse und Frevel, riefen neue Frevel

hervor. An der Spitze der katholischen Partei stand Pompejus v. Planta; die Reformierten scharten sich um den jungen Prädikanten Georg Jenatsch, einen Mann von glänzender Begabung, rücksichtsloser Energie und unermeßlichem Ehrgeize. Für eine Weile gewann seine Partei die Oberhand. Nicht religiöser, sondern politischer Fanatismus ließ ihn erbarmungslose Strafgerichte über seine Gegner halten; diese Grausamkeiten wurden katholischerseits durch die Ermordung der Veltliner Protestanten erwidert. Fortan gab es in Bünden keine sichere Stätte für Jenatsch, doch bevor er aus der Heimat entfloh, überfiel er mit seinen Anhängern das Schloß Plantas, der das Blutbad angestiftet hatte, und tötete ihn mit eigener Hand. Das erste Ziel des Flüchtlings war Deutschland, wo er unter Mansfelds Fahne focht; später trat er in den Kriegsdienst der venetianischen Republik. In Venedig traf er den dort verweilenden französischen Heerführer Heinrich v. Rohan, der von dem Kardinal Richelieu ausersehen war, die Bündnerlande der vereinigten Macht Österreich-Spaniens abzuringen. Jenatsch setzte alles daran, um in dem bevorstehenden Kriege die Rolle zu spielen, zu der er sich vermöge seiner genauen Kenntnis des Landes und der Verhältnisse, seiner Gabe, die Gemüter mit sich fortzureißen, und seiner militärischen Fähigkeiten berechtigt fühlte. Es gelang ihm, die Gunst des Herzogs zu gewinnen, treffliche

Leistungen im Rate wie auf dem Schlachtfelde erwarben ihm dessen unbedingtes Vertrauen; er gelangte zu einem Einflusse und einer Macht, die er bald als Waffe gegen Rohan gebrauchte. Als ihm nämlich klar wurde, daß die edlen und lauteren Absichten des Feldherrn an der Politik des Kardinals unvermeidlich scheitern mußten, als ihm feststand, daß der Entschluß des letzteren sei, das Land unter französische Botmäßigkeit zu bringen, zettelte Jenatsch eine bis in die fernsten Gebirgstäler sich verzweigende Verschwörung an. Durch den schlauesten und schmählichsten Verrat wurde Rohan von seinem Heere abgeschnitten, in Chur gefangen genommen und nicht eher freigegeben, bis er den Befehl zum Abzuge der französischen Truppen aus Rhätien unterzeichnet hatte. Schon früher hatte Jenatsch sich mit Spanien in Verbindung gesetzt, von dem er günstigere Bedingungen für seine Heimat zu erlangen hoffte. Um sich am Hofe zu Madrid Gönner zu sichern, trat er nun auch zum Katholizismus über; religiöse Motive waren dabei sicher nicht im Spiele. Seiner neuen Freunde dennoch nicht ganz sicher, suchte er sie seinem Willen fügsam zu machen, indem er drohte, mit Frankreich wieder anzuknüpfen. So stand er, vielumworben und vielgefürchtet, auf der Höhe der Macht, als im Jahre 1639 sein Schicksal ihn ereilte. Er fiel als Opfer der Blutrache, die Plantas Verwandte, achtzehn Jahre nach dessen Tode an seinem Mörder vollzogen.

Diese merkwürdige Persönlichkeit, reich an blendenden Vorzügen und dunklen Schlacken, ist der Mittelpunkt des Romanes; sie beherrscht die Begebenheiten, an deren geschichtlichem Charakter der Verfasser nicht das Geringste verändert, sondern nur ihren inneren Zusammenhang dargelegt, ihnen die notwendige psychologische Vertiefung gegeben hat. Das Erfundene ist kein romanhaftes Beiwerk; es erfüllt den Zweck, uns bis ins tiefste Herz der handelnden Personen blicken zu lassen und das große Zeit- und Kulturbild zu vervollständigen. Da ist nicht eine Figur, die nicht den Stempel vollkommener Naturwahrheit und tiefen Lebensgefühls trüge, nicht eine Situation, die sich aus den äußeren und inneren Verhältnissen nicht unvermeidlich ergeben müßte. Wenn ich die Zeichnung der Hauptperson als vor allem bewunderungswürdig hervorhebe, so ist es nicht, weil die anderen minder vollendet ausgeführt sind, sondern weil die Entwicklung dieses ungemein komplizierten Charakters, in dem berechnender Verstand und waghalsige Kühnheit, heiße Leidenschaftlichkeit und eine Schlauheit, die selbst aus der Wallung des eigenen Gemütes Nutzen zu ziehen weiß, sich seltsam vereinigen, die größten Schwierigkeiten bot. Ein Mensch ohne irgendwelches sittliche Bedenken, jeder menschlichen Rücksicht fremd, jede Pflicht der Treue und Dankbarkeit mit Füßen tretend, besticht und imponiert uns Jenatsch dennoch durch die wilde Größe

seines Wesens, durch den idealen Zug, der ihn von den glücklichen Abenteurern, an denen seine Zeit reich war, unterscheidet. Sie verfolgten nur egoistische Zwecke; das Motiv seines Tuns war die mit jeder Faser seines Herzens verwachsene Liebe zu seinem Vaterlande. Durch sie motiviert der Dichter das ganze Verhalten seines Helden; sie ist es, die denselben im Verrate und Treubruche nur geeignete Mittel zur Erreichung seines höchsten Lebenszweckes erblicken läßt; sie treibt ihn endlich, den Glauben abzuschwören, den er selbst einst gepredigt hat. Es ist aber nicht möglich, dem ewigen Sittengesetze Hohn zu sprechen, nicht möglich, die Vergangenheit wie ein abgelegtes Kleid von sich zu werfen, ohne im eigenen Inneren einen tiefen, unheilbaren Bruch herbeizuführen. So ist er durch sein gegen den Kern seines Wesens wütendes Beginnen dem Untergange geweiht; wenn auch die Mordaxt ihn nicht träfe, müßte er an sich zugrunde gehen. Dieser dämonischen Gestalt stehen zwei andere von wunderbarer Reinheit und Hoheit gegenüber: der edle Heinrich von Rohan, „der gute Herzog", wie das Bündnervolk ihn nannte, und Lucrezia Planta, ein Charakter voll schlichter Größe und untrübbarer Lauterkeit. In den Tagen ihrer Kindheit war Jörg Jenatsch ihr Spielgenosse, in späteren Jahren sehen wir diese kindliche Zuneigung zu einer starken, tiefen Liebe werden, die selbst durch das von Jenatsch an Pom-

pejus verübte Verbrechen nicht entwurzelt wird. Lucrezia liebt den Mörder ihres Vaters, doch nie steigt in ihr der leiseste Gedanke auf, um dieser Liebe willen Geschehenes als ungeschehen zu betrachten; sie fühlt sich mit Jenatsch für immer verbunden, aber zugleich für immer von ihm getrennt. Außer diesen im Vordergrunde stehenden Gestalten enthält die ungemein reiche Komposition eine Fülle von trefflichen, in die Handlung eingreifenden Figuren von größter Mannigfaltigkeit und überzeugender Lebenswahrheit — durchgehendst scharf ausgesprochene Individualitäten, mit all den besonderen Merkmalen ausgestattet, die Nationalität, Lebensstellung, Beruf, klimatische und genetische Einflüsse ihnen aufprägten. Wahre Prachtstücke feiner Charakteristik gleiten hier an unserem Auge vorüber; als die vollendetsten unter ihnen möchte ich Heinrich Waser, den Provveditore der venetianischen Republik Grimani und Junker Rudolf Wertmüller, den Locumtenenten Rohans, hervorheben. Man sieht sie vor sich, man leiht ihnen bestimmte Züge. Ja selbst die Personen, die er nur flüchtig an uns vorüberführt, die kaum ein paar Worte zu sprechen haben, weiß der Verfasser so genau zu individualisieren, daß ihre Erscheinung vollkommen anschaulich und plastisch wird. Er beschreibt sie nicht, sondern stattet sie mittels weniger Striche mit bezeichnenden Zügen aus, die sie uns lebenatmend vors Auge zaubern.

Einen großen Reiz erhält der mit unvergleichlichem Talente erzählte Roman auch noch durch die genaue Detailkenntnis, die der Dichter von der Szenerie besitzt, in welche er die Handlung verlegt, sei der Ort derselben eine wilde Gebirgsgegend Rhätiens, das von phantastischer Schönheit umflossene Venedig oder das stattliche Patrizierhaus des Ritters Fortunatus Sprecher. Überall wird man in die vom Dichter beabsichtigte Stimmung versetzt, der sich zu diesem Zwecke keiner anderen Mittel bedient als der größten Naturwahrheit und Treue.

Noch gar manches ließe sich zum Lobe dieses herrlichen Buches bemerken, doch mag es an dem Gesagten genügen. Der Leser darf mir aufs Wort glauben, daß seit Jahren und Jahren kein Roman von gleichem Werte in Deutschland erschienen ist. Mehr als jeder eigene literarische Erfolg würde es mich freuen, wenn es meinen Worten gelingen sollte, die Aufmerksamkeit des österreichischen Lesepublikums auf dieses mächtige Werk und dieses großartige Talent hinzulenken.

3. Huttens letzte Tage. Eine Dichtung.

(„Presse" Nr. 346, 16. Dezember 1881.)

Nur Hohes soll der Dichter künden —
Gemeines suche man zu Haus. — Ernst von Feuchtersleben.

Der Zufall wollte, daß die Dichtung, deren Titel diesen Zeilen voransteht, in einem großen, weltgeschicht-

lichen Moment zuerst ans Licht der Öffentlichkeit trat. Das Buch erschien kurz nach dem Schluß des vatikanischen Konzils von 1869—1870 und mitten in dem Waffenlärm des deutsch-französischen Krieges. Eine solche Zeitlage schien keineswegs danach angetan, einem Dichterwerk die Wege zu bereiten. Wenn gewaltige Ereignisse Schlag auf Schlag einander folgen und die Tagesgeschichte selbst zum erschütternden Epos wird, pflegt man der Poesie wenig zu achten, es wäre denn, daß sie es unternähme, den Zwiespalt der Gegenwart bis zu seinem Ursprung zu verfolgen und das Andenken an längst gefallene Streiter für dieselben Ideen zu verherrlichen. Dies tat das in Rede stehende Gedicht in Worten voll einschneidender, leidenschaftlicher Beredtsamkeit, und darum konnte es selbst in einer so stürmisch bewegten Zeit lebhaften und allgemeinen Anklang finden. Viele, die für den künstlerischen Aufbau des Werkes, die harmonische Durchbildung aller seiner einzelnen Teile keinen literarischen Maßstab besaßen, hatten doch Sinn und Verständnis für das Charakterbild des Mannes, als dessen Erben und Nachfolger sie sich betrachteten, der Jahrhunderte vor ihnen dieselben Ziele angestrebt hatte, die sie begeisterten, der in ihren Augen der Repräsentant des nach politischer Größe und religiöser Freiheit ringenden Deutschtums war. Das Buch hatte einen großen, durchgreifenden Erfolg. Bis dahin hatte, seinen persönlichen Bekanntenkreis

ausgenommen, niemand von C. F. Meyer gewußt. Seine im Jahre 1867 erschienenen Balladen waren trotz ihres bedeutenden poetischen Wertes unbeachtet geblieben. Erst sein „Hutten" verhalf ihm zum Sieg. Gestern noch unbekannt und ungenannt, zählte er mit einem Male zu der kleinen Schar der Auserwählten, die den Ruhm der deutschen Dichtkunst zu mehren bestimmt sind. Sein Talent entsprach den Erwartungen, die man in dasselbe gesetzt hatte, ja es übertraf sie. C. F. Meyers folgende in Prosa geschriebenen Erzählungen: „Das Amulet", „Georg Jenatsch", „Der Heilige" geben das Maß für den Reichtum seiner ursprünglichen Begabung, die Tiefe und den Umfang seiner künstlerischen Bildung. Die gewichtigsten kritischen Stimmen begrüßten in dem Verfasser eine jener seltenen Erscheinungen, die sich ihrer hohen Ziele vollkommen bewußt, auch zugleich die Kraft besitzen, sie zu erreichen.

Merkwürdigerweise haben die Werke dieses so hervorragenden Dichters in Österreich nicht die Würdigung und Verbreitung gefunden, die sie verdienen. Es ist nicht meine Aufgabe, zu erörtern, wie und vermöge welcher Ursachen dies gekommen ist; die Tatsache, daß C. F. Meyer für die überwiegende Majorität des österreichischen Lesepublikums eine unbekannte Größe geblieben ist, steht fest. Man mag sie bedauern, ableugnen läßt sie sich nicht. Eben dieses Faktum läßt

es mir als angemessen und zweckdienlich erscheinen, die soeben erschienene dritte Auflage eines Werkes, das bei uns nie in weitere Kreise gedrungen ist, so eingehend zu besprechen, als handelte es sich um ein neues Buch.

Die in Rede stehende Dichtung zerfällt in Blätter eines Tagebuches. Keines derselben erhält auch nur einen Gedanken, nur eine Empfindung, die mit Huttens ganzem Wesen nicht vollständig übereinstimmten. Sie enthalten Einfälle, schildern Eindrücke, wie der Moment sie bringt, beschwören Erinnerungen an vergangene Tage herauf und ergehen sich in sinnigen Betrachtungen, an deren Stelle dann auch wieder leidenschaftliche Ausbrüche treten, wenn Hutten die Sache, die er seinem Leben geweiht hat, gefährdet sieht oder wenn menschliche Niedertracht sein Blut in Wallung bringt. — Als hoffnungslos Kranker betritt Hutten die Zufluchtsstätte, die Zwingli ihm auf einer Insel des Züricher Sees bereitet hat. Auch von diesem stillen Eiland aus späht sein Auge nach Deutschland hinüber, horcht sein Ohr auf jede Kunde, die von dorther zu ihm gelangt. Der Arzt mahnt ihn, sich den Zeitereignissen gegenüber größeren Gleichmuts zu befleißen. Als ob Hutten sich von dem eigentlichsten Inhalt seines Lebens lossagen könnte! Wie? ruft der Kranke:

Wie? Sinkt der Sickinger, bedeckt mit Blut,
So brennt's mich nicht wie eig'ner Wunden Glut?

Wie? Steht ein deutsches Heer im Pulverdampf,
Stürz' ich im Geist nicht mitten in den Kampf?

Freund, was Du mir verschreibst, ist wundervoll:
Nicht leben soll ich, wenn ich leben soll!

In den Erinnerungen, die Hutten hier aufzeichnet, tauchen die Gestalten vieler seiner bedeutenden Zeitgenossen in scharfem Umriß empor. In seinen Urteilen über sie spricht sich die ganze Energie seines für Liebe und Haß gleich stark besaiteten Herzens aus. Er gedenkt des Zwiespaltes, der ihn aus den Reihen der Seinen scheiden und ihn neue Kampfesbrüder wählen ließ:

Ich weiß es, ich erlebe nicht den Sieg,
Erbittert ist der Kampf und lang der Krieg.

Doch heißen wird's, so lang's in Deutschland tagt:
Der Hutten hat den ersten Wurf gewagt!

In dem „Der Einsame" betitelten Abschnitt ist die Kontemplation vorwiegend. Die Sterne betrachtend, die nach dem Glauben seiner Zeit des Menschen Tun und Lassen im vorhinein bestimmen, ruft er halb im Scherz aus:

Gewissen, lasse fürder mich in Ruh'!
Den Sternen schreib' ich meine Fehle zu. —

Doch überleg' es, Hutten! Dreimal nein!
Ein Sklave willst Du nie gewesen sein.

Du bist ein Feind von jeder Tyrannei
Und was Du Schlimmes tat'st, Du tat'st es frei!

Von gleicher Kraft und Tiefe der Empfindung sind die sich daran reihenden Gedichte Homo sum, „Ariosto", „Bin ich ein Dichter?" Aber was nützen dem Leser bloße Überschriften? Was nützen ihm selbst Zitate, die von dem festgefügten Bau, dem einheitlichen Charakter des Ganzen, bei allem Wechsel der Stimmungen, nicht den richtigen Begriff geben können? Das einzige, was sie vermögen, ist, dem Leser Interesse für das Werk selbst einzuflößen, ihn durch die Mitteilung einzelner Stellen die Bedeutung des Buches ahnen zu lassen. Zu diesem Zwecke sei es mir gestattet, einen Abschnitt von besonderer Wichtigkeit „Der Widersacher" hervorzuheben. Hutten erzählt darin seine Begegnung mit einem auf der Pilgerfahrt nach Jerusalem begriffenen spanischen Ritter. Er bietet diesem ein Obdach für die hereingebrochene Gewitternacht an, so wenig auch das düstere, asketische Wesen des Gastes nach seinem Sinne ist. Schlaflos sich auf seinem Lager wälzend, vernimmt er Wort für Wort das „andachtsvoll irrsinnige" Gebet, in dem der Fremdling die Ausrottung aller Ketzerei sich als höchste Lebensaufgabe stellt. Seine äußere Erscheinung wird also geschildert:

„Nachtdunkle Augen, voller Traum und Wahn,
Der stolze Mund Entschluß, die Stirne Plan."

Der hier einsprach, ist kein Geringerer, als der damals zweiunddreißigjährige Inigo de Loyola, dessen Pilgerfahrt nach Jerusalem tatsächlich in Huttens Todesjahr (1523) fiel. Noch vor Tagesanbruch verschwindet er, aber die Erinnerung an ihn verfolgt Hutten wie ein böser Spuk. Er ahnt in ihm den furchtbarsten, gefährlichsten Gegner seiner Ideale. Umsonst sucht er sich zu überreden, daß ein Frömmler kein Mann der Tat sei, sein Instinkt zwingt ihn zur Erkenntnis, ein Schwärmer, wie dieser, sei wohl auch befähigt, Gewaltiges auszuführen.

Er ist geschult in kriegerischer Zucht
Und tut als Pflicht, was teuflisch und verrucht.

Der ist kein Mönch, im Müßiggang erschlafft,
Er hat des Wahnsinns schauerliche Kraft.

Arglist'ge Schüler findet er genug;
Ist er ein Schwärmer, sind die Jünger klug.

Divinatorisch sieht er die Kämpfe vorher, die, von solchem Fanatismus angefacht, die Welt verwüsten werden, und schmerzliche Bitterkeit entringt ihm den Ausruf:

O Menschheit, qualenvoller Sisyphus,
Der seinen Felsen ewig wälzen muß!

Noch eine andere Begegnung erschüttert ihn tief und erschüttert den Glauben, der ihn sonst stützte. Der

Zufall führt ihn mit seinem Todfeind, dem Herzog Ulrich von Württemberg, zusammen, dem Mörder, der ihm den Vetter meuchlings erschlug, dem frechen Heuchler, der nur um irdischen Vorteils willen sich zur neuen Lehre bekannte. Hutten vergleicht das Los, das diesem Ruchlosen beschieden, mit seinem eigenen und finsterer Zweifel an einen gerechten Richter beschleichen sein Gemüt:

Gerechtigkeit, bist du nicht außer Amt,
Wirf einen Blitz, der tötend niederflammt!

Der Himmel lacht in unverwölktem Licht —
He! Hast du Ferien, himmlisch Hofgericht?

Die Wage falsch! Gefälscht das Schuldenbuch!
Wie Wetterlaunen walten Heil und Fluch.

Tiefer und tiefer nistet sich der Zweifel in Huttens Geist ein. Er höhnt ihn wegen seines Strebens, dessen einziges Resultat war, sein eigenes Glück zu zerstören; er nimmt die Stimme von Huttens Mutter an, die es bejammert, daß er Streit und Unfrieden heraufbeschworen und den erprobten Segenskreis durchbrochen habe, ohne des neuen Weges sicher zu sein. Es ist ein schwerer, innerer Kampf, den Hutten besteht; doch siegreich geht er aus demselben hervor. Vor seiner festgewurzelten Überzeugung, daß der Mensch nach Wahrheit streben müsse, was auch darüber zugrunde gehe, zerstieben die Zweifel, die ihn in einer Stunde

der Entmutigung befielen. Des Übrigen möge Gott walten.

> Den neuen Marsch des Heeres, nicht kenn ich ihn —
> Die Trommel schlägt! Die Fahne weht! Wir zieh'n!
>
> Genug, daß ihn der Herr des Krieges weiß —
> Sein Plan und Losung! Unser Kampf und Schweiß!

In dem neu erstarkten Glauben an eine vernünftige Weltordnung, in der unbedingten Hingebung seiner selbst an das Ganze, findet Hutten sich selbst wieder. Festen Mutes die Lösung der dunklen Rätsel des Erdenseins erwartend, scheidet er mit einem letzten Gruß an sein germanisch Land von hinnen.

Dies der Inhalt der Dichtung, die im gleichen Maße ein Seelengemälde, wie ein meisterlich ausgeführtes Zeitbild ist. Jedes der kleinen Gedichte, aus denen sie besteht, atmet den Geist der deutschen Renaissance und spiegelt das Wesen des Mannes wider, dessen Wahlspruch war: „Viel Feind', viel Ehr'!" Manche derselben wirken durch jenen Humor, den Jean Paul so treffend als ein „Lächeln voll Schmerz und Größe" definiert. Die Stimmungen sind wechselvoll, wie eben die augenblickliche Gedankenströmung sie erzeugt, aber im Scherz wie im Ernst ist es stets Huttens eigenste Stimme, die zu uns spricht. — Was die Form betrifft, so scheint sie, wie aus dem Inhalt selbst geboren, kein Kleid für denselben, sondern sein

lebendiger Leib. Allerdings hat die Sprache nichts von dem einschmeichelnden Wohllaut, der das Ohr gefangen nimmt, aber meines Erachtens wäre dieser hier geradezu von Übel, weil die psychologische und historische Wahrheit durch ihn schwer gefährdet würde. Eine glaubwürdige Darstellung von Huttens Individualität muß ihn auch die Sprache sprechen lassen, die der Ausdruck seiner Charaktereigentümlichkeiten ist. Für ein schroffes, eckiges, bald in beißender Satire, bald in leidenschaftlichen Ausbrüchen sich äußerndes Wesen paßt nicht die Glattheit melodisch hinfließender Verse; sie würden die Treue des Bildes schädigen, das in seiner jetzigen Gestalt mit überzeugender Wahrheit zu uns spricht und uns an so manches Porträt Albrecht Dürers gemahnt, der gleichfalls das Harte und Herbe nicht scheute, wenn es galt, den innersten Kern einer Individualität bloßzulegen. Daß C. F. Meyer da, wo er es für angemessen hält, den Vers mit großer Schönheit auszustatten versteht, beweisen seine Romanzen und Balladen, wie sein „Engelberg“, zur Genüge.

Die richtigste Bezeichnung für C. F. Meyer hat die ihm geistigverwandte Louise v. François gefunden. Sie nennt ihn den „dichtenden Historiker, der, den Blick nach den Höhen des Lebens gewendet, die Probleme verhängnisvoller Zeiten und hervorragender Ausnahmsmenschen darzustellen sucht“. Um diese Auf-

gabe so erfolgreich zu lösen, muß sich zu der poetischen Begabung ein gleiches Maß durchdringenden, unbestechlichen Verstandes gesellen. Dem bloßen Talent fehlt dieser nur allzu häufig und sein Abgang bringt es um seine beste Wirkung; dem Genie hingegen ist er unzertrennlich beigesellt und eines seiner charakteristischen Kennzeichen.

Und hiermit sei die dritte Auflage des Buches, dessen erste und zweite viel zu wenig Verbreitung bei uns gefunden haben, allen wahren Literaturfreunden dringendst empfohlen.

Friedrich Pecht.

Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. — Studien und Erinnerungen.

I.

(Beilage zur Augsburger „Allgem. Zeitung“, 15. Dezember 1877.)

Das Ziel, welches der Verfasser des vorliegenden Buches anstrebt, ist: in den Biographien der hervorragendsten Künstler ein Bild der gesamten Kunstbewegung in unserem Jahrhundert zu geben. Sein Werk soll für Deutschland werden, was Vasari für die Geschichte der italienischen Kunst ist. Wenn die ferneren in Aussicht gestellten Bände dem ersten soeben erschienenen gleichen, mögen wir uns einer so wertvollen Bereicherung unserer Literatur freuen. Vor vielen ist Pecht berufen, eine Arbeit dieser Art zu unternehmen. Durch fortgesetztes Studium der künstlerischen Schöpfungen aller Zeiten hat er sich den historischen Sinn und Überblick erworben, dessen es bedarf, um für jede einzelne Leistung den richtigen Maßstab zu finden und

die Erscheinungen in ihrem notwendigen Zusammenhang zu begreifen. Der Umstand, daß Pecht selbst ausübender Künstler ist, schützt ihn vor der doktrinären Befangenheit, die den bloß theoretisierenden Kunstkritiker allzu leicht einen einseitigen Standpunkt einnehmen läßt. Um einer Leistung ganz gerecht zu werden, um sich weder durch die Großartigkeit der Intention, über die Mangelhaftigkeit der Ausführung, noch durch eine blendende Mache über die geistige Bedeutungslosigkeit eines Werkes täuschen zu lassen, muß man zu jener Sicherheit des Urteils gelangt sein, zu der nur praktische Erfahrung und die genaue Kenntnis aller technischen Mittel verhelfen. Noch anderes kam hinzu, um Pecht die Idee eines solchen Unternehmens nahe zu legen und ihn für die Ausführung desselben in besonderem Maße zu befähigen: er hat die Künstler, deren Lebensgeschichte er uns erzählt, persönlich gekannt, ist mehreren von ihnen nahe gestanden, und weiß daher die Eigentümlichkeiten ihrer Entwicklung, wenigstens zum Teil, durch ihren Charakter, ihre besonderen Schicksale und die Bedingungen der Zeit, in die ihr Wirken fiel, zu erläutern. Was diesen letzteren Faktor betrifft, so will mir allerdings scheinen, daß Pecht dessen Macht und Wirkung mitunter allzu hoch anschlägt und die künstlerischen Zustände von den politischen und sozialen allzu sehr abhängig macht. Gewiß sind politische Freiheit, nationales Selbstgefühl,

Reinheit und Gesundheit des Familienlebens Güter von köstlichem Wert; doch wird es mir schwer, in ihnen die Grundbedingungen zu erblicken, aus welchen eine mächtige Entfaltung aller künstlerischen Kräfte sich notwendig entwickeln muß. Die staatlichen und sittlichen Zustände Italiens im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert waren die schlimmsten, die sich denken lassen; doch konnten sie die Wunderblume der Renaissance nicht hindern, sich herrlich zu entfalten und, unangefochten von all den Greueln rings umher, Himmelsdüfte auszuströmen, die uns noch heute mit Seligkeit erfüllen. Und die Renaissance der deutschen Literatur! Schienen nicht die allgemeinen Verhältnisse in Deutschland im achtzehnten Jahrhundert, der despotische Druck, der auf den Völkern lastete, die in den oberen Schichten der Gesellschaft französierten, im Mittelstande philiströsen Sitten, der allen Klassen gemeinsame Ungeschmack jeden kühnen Aufschwung des Geistes lähmen, jedes ahnende Verlangen nach Schönheit schon im Keim ersticken zu müssen? Nichtsdestoweniger erstanden inmitten solcher Verhältnisse Lessing, Goethe, Schiller, während in unseren um so vieles lichteren Tagen, trotz aller kostbaren Errungenschaften, auf die das heutige Geschlecht mit Stolz und Freude blicken mag, kein Dichter erstehen will, der den Vergleich mit jenen Heroen aushielte. Die Natur hat ihren eigenen Willen und geht ihre eigenen Wege. Von ihrem Be-

lieben, nicht von dem jeweiligen Stande der Dinge, nicht von den Fortschritten auf dem politischen und wissenschaftlichen Gebiete hängt das Erscheinen jener Genies ab, deren gesetzesprühende Werke eine neue Kunstära ins Leben rufen. Sie sind nicht die Söhne, sondern die Beherrscher ihrer Zeit; statt das Gepräge desselben zu tragen, drücken sie ihr das eigene auf. Man spricht von dem Jahrhundert des Phidias — das laß ich gelten! Wer aber trägt großes Verlangen der Phidias des Jahrhunderts zu sein?

Ich kehre von dieser Betrachtung zurück zu dem Buche, das sie veranlaßte. Es enthält acht Biographien. Vier der Meister, mit deren Lebens- und Entwicklungsgang es uns bekannt macht, Cornelius, Ludwig Richter, Ernst Rietschel und Moriz v. Schwind, sind, reich an Ehren wie an Jahren, bereits von der Erde geschieden, nachdem jeder von ihnen auf seinem Gebiete den Kranz errungen. Die vier anderen wandeln noch unter den Lebenden: Anselm Feuerbach und Ludwig Knaus in voller Manneskraft, Gottfried Semper und Fr. Preller, dem Alter nach Greise, aber im Vollbesitz „jener Jugend, welche nie verfliegt". Ihnen allen wird in diesem Buche Besseres zuteil als eine überschwängliche Apotheose, nämlich ein richtiges Erfassen ihres Wesens und Wollens, ein klares Erkennen der von ihnen angestrebten Ziele und eine von großen Gesichtspunkten ausgehende Würdigung dessen, was sie

geleistet und erreicht, des Einflusses, den sie auf das Kunstleben unserer Zeit ausgeübt haben. Mit wohltuender Wärme verweilt Pecht bei ihren Vorzügen und macht dem Leser ihre charakteristische Eigentümlichkeit verständlich, indem er nicht nur ihre Werke eingehend schildert, sondern uns auch die Individualität vergegenwärtigt, die an denselben vielleicht ebenso großen Teil hatte als das Talent. Man merkt es seinen Worten an, welches Herzensgenüge er darin findet, sich zum Dolmetsch des Dankgefühls zu machen, das Tausende und Abertausende in stummen Herzen für sie hegen. Gebietet ihm die Wahrhaftigkeit, der er unverbrüchlich treu bleibt, auch einzelne künstlerische Mängel und Schwächen der von ihm so hochverehrten Gestalten zur Sprache zu bringen, wie dies z. B. bei Cornelius der Fall ist, so klingt durch seinen unverhüllten Tadel noch immer die Bewunderung durch, die dem außerordentlichen Talent auch dann gebührt, wenn sich an demselben eine, sei es durch die Naturanlage, sei es durch unvollkommene Ausbildung verursachte, Lücke nachweisen läßt. Der ganze Abschnitt, welcher Cornelius zum Gegenstand hat, ist vortrefflich, ein historisches Porträt im vollen Sinne des Wortes. Wir sehen den Jüngling in dunkelm Drange ringen und, von seinem patriotischen Gefühl geleitet, dessen Glut durch den Haß gegen die Franzosenherrschaft noch stärker angefacht wurde, sich vorzugsweise alt-

deutschen Vorbildern zuwenden, sehen ihn dann in Rom, von der antikisierenden Richtung angewidert, sich für eine Weile den Nazarenern, an deren Spitze sein Freund Overbeck stand, beigesellen, und Raphaels Schöpfungen als „die feinsten aller Verführungen, als den wahren Empörungsgeist und Protestantismus" betrachten, sehen ihn nach langem bangen Suchen und Schwanken sich selber finden, sein eigenstes Wesen erkennen und demselben bis ans Ende unerschütterlich treu bleiben, sein ganzes Leben hindurch vom Geiste des Christentums erfüllt, aber fortan durch die Großartigkeit seiner Auffassung und Anschauungsweise vor jeder konfessionellen Beschränktheit geschützt. Der unermeßliche Einfluß, welchen Cornelius auf die deutsche Kunst ausgeübt hat, wird in dem Buch in erschöpfender und überzeugender Weise dargetan, und ihr gegenwärtiger Aufschwung mit Recht auf ihn zurückgeführt, der ihr das Bewußtsein ihrer Würde und ihres hohen Berufes wiedergab.

Die folgende Studie gibt uns Kunde von Ludwig Richters Erdenwallen und charakterisiert den so unendlich liebenswürdigen Künstler, dessen schier zahllose Werke in den Hütten wie in den Palästen das Evangelium der Schönheit verkünden, und die Ahnung ihres Wesens auch in jenen Kreisen vermitteln, in die, ach, nur so selten ein Strahl ihres beseligenden Lichtes dringt. Mit gutem Grunde nennt Pecht ihn den

Meister der deutschen Idylle, nur hätte vielleicht mehr hervorgehoben werden mögen, wie bei Richter der Humor, der mit dem klaren Lächeln der Bewußtheit über den Dingen steht, sich so wunderbar mit der vollkommensten Naivetät der Darstellung verträgt. An diese vom Reiz unverwüstlicher Heiterkeit umflossene Künstlergestalt reiht sich eine ernste, seelenergreifende, auf der schon im Leben ein Schimmer der Verklärung ruhte; Ernst Rietschel, der größte Bildhauer, dessen die deutsche Nation sich rühmen kann, der Meister, der wie kein anderer verstand, in der streng realen Erscheinung die ganze Fülle ihres inneren idealen Gehalts zur Anschauung zu bringen. Es ist ein überaus merkwürdiges Lebens- und Charakterbild, das uns hier entrollt wird, ein Kampf des Genius mit den widerstrebendsten Verhältnissen, wie er nicht standhafter durchgerungen werden kann. Nicht standhafter und nicht glorreicher, denn Armut und Entbehrung, ja selbst der Mangel an gehöriger Leitung und Unterweisung, waren nicht imstande, den Funken zu ersticken, der diese Seele mit der jeden äußeren Widerstand besiegenden Kraft der Begeisterung erfüllte. Wie das edle arabische Roß durch alle Wirbel des Wüstensandes den Weg zum labenden Quell findet, so fand Rietschel, nur von einem geheimnisvollen Instinkt geleitet, den Weg, der ihn zur Unsterblichkeit führen sollte. Die von ihm geschaffenen Werke werden der Reihenfolge ihres

Entstehens nach aufgezählt, und jedes derselben mit der Sorgfalt der Liebe, die auch den kleinsten Zug zu erfassen und zu deuten weiß, beschrieben. Nicht minder wichtig als diese kritische Würdigung des Künstlers ist die Vertiefung in die Eigenart des Menschen, der ohne je einen ordentlichen Schulunterricht genossen zu haben, bloß durch Umgang und Lektüre die Höhen der edelsten und vielseitigsten Bildung erreicht hatte.

In der meisterhaften Schilderung, welche Pecht von Ludwig Knaus' Talent und Persönlichkeit entwirft, wird vor allem die unendliche Verschiedenheit betont, die zwischen ihm und seinen niederländischen Vorgängern in der Darstellung des Bauernlebens besteht, und die den ungeheueren Fortschritt erkennen läßt, den der Bauernstand auf der Bahn der Gesittung gemacht hat. Während David Teniers, Jan Steen und ihre Zeitgenossen den Bauer nur als Teilnehmer an wüsten Trink- und Raufszenen darzustellen pflegten, sehen wir ihn bei Knaus zum Bewußtsein seiner Menschenwürde gelangt. Er zeigt ihn uns in allen Situationen, die sich aus einem innigen und gesunden Familienleben ergeben können, und wirkt um so sicherer, je freier er sich von jeder falschen Idealisierung und jeder tendenziösen Absichtlichkeit erhält. Wie aus dem Buch ersichtlich, gehört Knaus zu jenen Glücklichen, die ohne Suchen und Irren ihren wahren und eigentlichen Beruf erkennen. Er versuchte sich nicht auf

diesem oder jenem Gebiete der Kunst, sondern betrat, wahllos möchte ich sagen, sofort dasjenige, das er nun als Meister beherrscht. Gar manches in der dem großen Architekten Gottfried Semper gewidmeten Studie erinnert an die Künstlergeschichten und Künstlergestalten aus der Zeit der italienischen Renaissance: der von hohen Idealen erfüllte Geist des Mannes wie seine ungeheuere Tatkraft und die leidenschaftliche Bewegtheit seines Wesens, die ihn rastlos vorwärts drängt und treibt und jedes Hemmnis, es komme woher es wolle, rücksichtslos zur Seite stößt. Es ist bezeichnend für Semper, daß er, als es sich für ihn um die Wahl eines Berufes handelte, sich am liebsten dem Ingenieur- oder Kriegsbaufach gewidmet hätte; nur auf besonderes Andringen seiner Eltern entschloß er sich, es mit der Zivilbaukunst zu vertauschen. Ich meine die Städte, die er mit den edlen Werken seiner Kunst geschmückt hat, sollten jenen wie von einer Ahnung geleiteten Beratern noch im Grab ihren Dank votieren. Aber alte Liebe rostet nicht! Im Jahre 1848 brach die unterdrückte Neigung wieder stürmisch hervor und trieb Semper zu jenem unglückseligen Barrikadenbau, für den er mit vieljährigem Exil büßen mußte. Der entscheidende Einfluß, den der Meister auf die Baukunst ausgeübt hat, seine reformatorische Bedeutung ist dem Verfasser der Gegenstand eingehender Betrachtung.

Für Moriz v. Schwinds herrliche Begabung besitzt Pecht ein so feinfühliges Verständnis, daß man die wunderbaren Schöpfungen, die ihr entsprangen, vor sich zu sehen meint, wenn er sie schildert und beschreibt. Ich möchte diese Schilderungen geschriebene Lichtbilder nennen, so getreu geben sie den geistigen Duft und Reiz des Originals wieder. Die Charakteristik Schwinds gehört zu den geistvollsten und glänzendsten Partien des Buches. Sie zeigt uns, wie in dieser genialen Natur der Gefühlstiefe die Lust und Freude an allem sinnlich Schönen, der beflügelten Phantasie ein reiches Maß klarblickenden Verstandes beigesellt war, und wie aus dieser glücklichen Mischung sich jener holde Humor, jene süße und reine Poesie entwickelten, die Schwinds Schöpfungen kennzeichnen. Überaus interessant sind die aus seinen Briefen mitgeteilten Stellen, namentlich jene, die sich auf seine ersten Berührungen mit Cornelius und dessen Schule beziehen, und viele mündliche Äußerungen des genialen, in jedem Moment vollkommen originellen Mannes.

Mit der vollen Achtung und Teilnahme, die einem ungewöhnlichen Talente und einer idealen Richtung gegenüber am Platze sind, wird Anselm Feuerbachs gedacht, dieser nur von ihren Überzeugungen beherrschten Künstlernatur, die ihrem inneren Zuge folgt, ohne sich darum zu kümmern, ob derselbe im Einklang mit der Strömung der Zeit ist, oder nicht. „Viel

Feind', viel Ehr'!" Diese Devise scheint mir nicht übel für Feuerbach zu passen, denn an Gegnern, die, wenn sie auch sein Talent gelten lassen, seine Richtung bekämpfen, fehlt es ihm wahrlich nicht, am wenigsten an seiner neuen Heimatsstätte. Pecht meint: Feuerbach sei gerade im rechten Augenblick nach Wien gekommen; ich möchte dies bezweifeln, und glaube vielmehr, daß ein Publikum, welches, wie die Triumphe Makarts beweisen, von der Kunst statt edler Schönheit sinnlichen Reiz, statt tiefen Gedankeninhalts ein magisches Spiel von Farben und Licht zu fordern gewohnt ist, noch sehr lange brauchen wird, um für den Ernst, die Strenge, die künstlerische Keuschheit Feuerbachs empfänglich zu sein. Sollte ich mich darin irren, und der Künstler den Widerstand, dem er auf diesem Boden notwendig begegnen muß, schließlich besiegen, so würde ich darin ein noch weit größeres Glück für meine Landsleute als für ihn erblicken.

Die Biographie F. Prellers bildet den Schluß des Buches. Sie ist die beste Widerlegung jener bis zum Überdruß wiederholten Behauptung: daß die künstlerische Begabung, um zu ihrer vollen Entfaltung zu gelangen, einer rasch und leidenschaftlich bewegten Existenz, einer Umgebung voll heiteren Glanzes und üppiger Schönheit bedürfe. In der kleinen Residenz eines kleinen Landes in höchst beschränkten Verhältnissen, in einer Atmosphäre, die weit mehr danach

angetan war, die Phantasie zu lähmen, als sie zu beflügeln, ist Preller nichtsdestoweniger eine Kunstgröße ersten Ranges geworden, hat er sich nichtsdestoweniger einen unvergänglichen Namen erobert — ein schlagender Beweis von der Selbstherrlichkeit des Genies, das, in seinem unaufhaltsamen Entwicklungsdrang die Obhut und Sorgfalt, womit schwächere Pflanzen und Pflänzchen gehegt sein wollen, ohne Nachteil entbehren kann. Eine wahrhaft köstliche Gabe sind die nach Prellers mündlichen Mitteilungen aufgezeichneten Berichte über dessen Jugendzeit, die Beziehungen, in welche der kaum den Knabenjahren Entwachsene mit Goethe und Karl August geriet, die Reise nach den Niederlanden im Gefolge des letzteren, endlich der Aufenthalt in Rom, wo der Gedanke eine Reihe von Landschaften zur Odyssee zu malen zuerst in ihm aufdämmerte. Durch die verschiedenartigsten Umstände wurde die Ausführung desselben jahrzehntelang verschoben. Erst im Jahre 1856 begann der Meister das Werk, das, als es zwei Jahre später auf der historischen Ausstellung in München erschien, seinen Urheber in eine Reihe mit den größten Landschaftern aller Zeiten stellte.

In Wahrheit ist diese Galerie von Künstlerporträten eine Ehren- und Ruhmeshalle deutscher Kunst. Unter den Männern, die sie uns vorführt, ist nicht einer, der ihr Gebiet nicht erweitert, verschönert, bereichert hätte. Unendlich verschieden unter sich, gleichen

sie sich doch alle in einem entscheidenden Zug: in der von allem selbstischen Drang abgelösten Reinheit des Wollens, dem Ernst des Strebens, der begeisterten Liebe zur Wahrheit. Wenn es richtig ist, daß die geistigen Spitzen eines Volkes nichts anderes als der höchste Ausdruck, die reinste Blüte der Volksseele sind, dann mag die deutsche Nation mit doppeltem Stolz auf ihre großen Künstler blicken und, von ihnen geleitet, die in der eigenen Brust schlummernden Schätze heben lernen.

Nicht nur dem verhältnismäßig kleinen Häuflein derer, welchen die Kunst eine Herzenssache ist, sondern jedem für den Reiz einer geistvollen Darstellung Empfänglichen, wird das überaus anregende, mit gründlicher Sachkenntnis und liebenswürdiger Wärme geschriebene Buch Genuß und Förderung gewähren.

* * *

II.

(Beilage zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, 18. April 1879.)

Es sind nun zwei Jahre her, daß Friedrich Pecht den ersten Band seines biographischen und kunstkritischen Werkes „Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts“ veröffentlichte. Das Buch, in dem ein überlegener, in der steten Beschäftigung mit den edelsten Interessen gereifter Geist seine Anschauungen und Er-

fahrungen niedergelegt hatte, begegnete lebhafter Teilnahme und fand seinerzeit auch in diesen Blättern die gebührende Würdigung. Das biographische Material war darin in durchaus historischem Sinne verarbeitet, d. h. der Verfasser begnügte sich nicht damit, uns ein möglichst getreues Bild der einzelnen künstlerischen Erscheinungen und Taten zu geben, sondern war auch zugleich bemüht, ihr Verhältnis zueinander festzustellen, ihren Zusammenhang mit den allgemeinen kulturellen Zuständen nachzuweisen. Jede gute Biographie muß ja auch ein Zeitbild sein, da es unmöglich ist, den Menschen von seiner Umgebung zu trennen.

Der Hauptvorzug dieses Buches ist Großes im großen Sinn aufzufassen. Außer dieser angeborenen und wichtigsten Fähigkeit kam dem Verfasser bei seiner Arbeit noch manches andere zu statten: erstens, daß er selbst Künstler ist, folglich auch für das Technische den sicheren Blick besitzt, den nur die Vertrautheit mit dem Handwerk geben kann; ferner, daß er auf seinen häufigen Wanderungen die Kunstwerke der verschiedenen Länder und Perioden kennen lernte und an dem edelsten, was sie hervorgebracht, Geschmack und Urteil gebildet hat; endlich, daß er in persönlichen Beziehungen zu den ausgezeichneten Männern stand, mit deren Lebens- und Bildungsgang, deren künstlerischem Wirken er uns bekannt macht. Diesem Umstande verdankt seine Darstellung eine Wahrheit, Wärme und überzeugende

Kraft, die das Erzählte als ein vor uns sich Begebendes, das Geschilderte als ein Selbstgeschautes erscheinen zu lassen. Mit Recht durfte der Verfasser in der Vorrede sagen: daß sein Buch erlebt ward, bevor es geschrieben wurde; man merkt es ihm auf jeder Seite an. Zu alledem ist Pecht auch ein vortrefflicher Schriftsteller, obgleich man seinen Stil keinen klassischen nennen kann; ein strenger Grammatiker dürfte diesen oder jenen Satzbau zu gewagt finden; aber diese kleinen, unbedeutenden Inkorrektheiten verschwinden vor der geistigen Macht, mit welcher hier die Rede behandelt wird, und tun der Originalität, Plastik und Prägnanz des Ausdruckes nicht den geringsten Eintrag.

Diesem ersten Band ist nunmehr der zweite gefolgt, der in bezug auf Trefflichkeit der Darstellung seinem Vorgänger gleichkommt und ihn an Reichhaltigkeit übertrifft. Ich möchte eine darin vorkommende Stelle dem Werk als Motto voransetzen; sie lautet: „Man wird Kunstwerke nie ganz verstehen, wenn man weder den kennt, der sie geschaffen hat, noch die persönlichen Verhältnisse, unter denen dies geschah, noch die Zeit, die Nation, unter deren Einflüssen sie entstanden sind. Der sonst ganz erlaubte Rückschluß von den Werken auf den Mann ist schwierig, wenn man nicht weiß, was auf ihn eingewirkt, was er von anderen überkommen, wie viel neues er hinzugefügt hat.“ Mit diesen Worten ist der Sinn und Zweck des

ganzen Unternehmens ausgesprochen. Das Biographische, wenn auch von hohem selbständigen Interesse, soll uns vor allem die große künstlerische Bewegung verdeutlichen, die in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts begonnen hat und bis in unsere Tage fortdauert. Es handelt sich hier vornehmlich darum: jedem der an ihr Beteiligten sein Recht zuzuerkennen — niemandem zu liebe, niemandem zu leid.

Der vorliegende Band enthält elf solcher Künstlerporträte. Das erste derselben führt uns Karl Rottmann vor, den herrlichen Meister der Landschaftsmalerei, dessen stets auf das Höchste gerichteter Sinn ihn, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, zum Geistesverwandten Cornelius' macht, dem er jedoch an Schönheitsgefühl und spezifisch malerischer Anlage überlegen war. Die Behauptung, daß die Schöpfungen dieser beiden Begründer einer neuen Kunstära keinen sichtbaren Einfluß auf die Leistungen der Gegenwart ausüben, dürfte, wenigstens was Cornelius betrifft, doch zu beschränken sein. Allerdings ist es dem großen Manne nicht gelungen, eine Schule der Historienmalerei, wie er sie auffaßte, zu stiften, aber in vielem ist sein indirekter Einfluß sehr wohl bemerklich. Das Stilgefühl, der Rhythmus der Linien, die harmonische Gruppierung, die wir an den bedeutenden Werken (und nur diese kommen in Betracht) der heutigen realistischen Kunst wahrnehmen, stammen aus seinem Erbe. Bei Rottmann

läßt sich ein solcher Nachweis allerdings augenblicklich nicht führen; allein so gewiß das ideale Bedürfnis der Menschheit wohl eine Weile unterdrückt, aber nun und nimmermehr ausgerottet werden kann, wird er einst, wenn eine höhere Auffassung der Natur wieder an die Stelle ihrer photographischen Wiedergabe treten wird, nicht weniger Schüler und begeisterte Anhänger finden als Poussin und Claude Lorrain. Bei Geistern solchen Ranges ist es nicht so sehr wichtig, ob die Saat, die sie ausgestreut, früher oder später aufgeht; sie ist unvergänglich und wird schließlich doch ihrer würdige Früchte tragen. In Rottmann selbst tritt uns eine überaus edle und liebenswerte Persönlichkeit entgegen, eine echte Künstlernatur voll begeisterter Schaffenslust, voll freudiger Empfänglichkeit für alles, was das Leben zu erhöhen und zu verschönern vermag, wohlwollend, gütig, stets bereit andere zu fördern — ein großes Talent und ein großes Herz. Keiner, der den seltenen Mann gekannt hat, wird seiner ohne Verehrung, Liebe und Wehmut gedenken.

Wenn in dem vorliegenden Bande die Landschaftsmalerei nur durch Rottmann allein repräsentiert wird, so ist die Historienmalerei um so zahlreicher vertreten. Die profane, wohlgemerkt; der religiösen wird weder in diesem noch in dem ersten Bande erwähnt. Mir scheint dies eine Lücke, auf deren nachträglicher Ausfüllung man bestehen muß. Mag der Verfasser auch

vielleicht die Ansicht hegen, daß diese Kunstrichtung sich ausgelebt hat, so dürfen doch, selbst von seinem Standpunkt aus, ihre letzten bedeutenden Ausläufer, Overbeck, Führich, Veit, Steinle, nicht mit Schweigen übergangen werden. Sollten ihre Namen auch in den noch zu erwartenden Bänden fehlen, so würde das Werk dadurch den Anspruch auf Vollständigkeit verlieren.

Halten wir uns inzwischen an das Gegebene, das in der Tat rühmens- und dankenswert genug ist. Überaus geistvoll und mit großer psychologischer Vertiefung ist namentlich das Bild W. v. Kaulbachs ausgeführt, und der Einfluß hervorgehoben, den sein Charakter, seine „Natur ohne Liebe und Glauben“ auf seine Produktion hatte. Auf die nachwirkende Macht früher Jugendschicksale dürfte hier aber zu viel Gewicht gelegt sein, denn am Ende kommt es weit weniger auf unsere Erlebnisse an, als auf die Keime, die sie in uns vorfanden und zur Reife brachten. Wenn Pecht die Erklärung für Kaulbachs Skepsis und ätzende Ironie, seine egoistische Härte in dem Drucke zu finden glaubt, unter dem er als Kind gelitten hatte, so möchte man auf Charles Dickens hinweisen, um zu zeigen, daß gleiche Ursachen nicht immer gleiche Wirkungen haben. Auch der englische Humorist hat eine Kindheit verlebt, deren Gefährten Not, Schmach und Elend in solchem Maße waren, daß, wie sein Biograph

Forster berichtet, noch der gereifte, mit Ruhm und allen Glücksgütern überhäufte Mann nur mit Schaudern an sie zurückdenken konnte. Aber alles Bittere, das er kennen gelernt, diente nur dazu, die Fülle von Liebe und Erbarmen, die in seiner Seele lag, zur vollsten Entfaltung zu bringen, inmitten der Wirrnis dieser Welt den Glauben an eine höhere Ordnung der Dinge in ihm zu befestigen. In Kaulbach brachten die erlittenen Drangsale die entgegengesetzte Wirkung hervor, weil eben seine Gemütsanlage von vornherein eine gänzlich verschiedene war. Der harte Kampf ums Dasein, den er zu bestehen hatte, dauerte übrigens nicht allzu lang; sein außerordentliches Talent, von großer geistiger Überlegenheit und einer glanzvollen Persönlichkeit unterstützt, verhalf ihm rasch zum Siege. Noch kaum an der Schwelle des Mannesalters angelangt, erfuhr er die Genugtuung, die Welt fortan ebenso geringschätzig behandeln zu dürfen, wie sie es vordem mit ihm getan.

So viel vom Menschen; Pechts Urteil über den Künstler läßt sich folgendermaßen resumieren: „Schwächlich im Kolorit, mager und häufig konventionell in der Formengebung, besitzt Kaulbach dennoch eine künstlerische Eigenschaft, in der er es mit vielen sonst weit größeren Meistern aufnimmt: es ist die bezaubernde Fruchtbarkeit der Phantasie, die sich in Erfindung von Motiven, in Bau und Verschlingung der Gruppen

wahrhaft schöpferisch zeigt. Fehlt ihm hingegen die Hingebung, die zu genauer Beobachtung und liebevoller Durchdringung der Natur erforderlich ist, so hängt dies mit seinem verstandesscharfen, kalkulierenden Wesen zusammen, das ihn nie naiv oder auch nur harmlos produzieren läßt. Unschuld, außer bei Kindern, Naivetät, Keuschheit im höchsten Sinne des Wortes darzustellen, wird ihm schwer, ja geradezu unmöglich. Dennoch ist die Skala der Affekte und Empfindungen, die er auszudrücken weiß, sehr groß, trotz jener Einschränkungen; vorzüglich gelingen ihm die bösen Leidenschaften, speziell das, was mit der dämonischen Seite des Menschen zusammenhängt."

Ich möchte dieses Urteil unbedingt unterschreiben und nur statt „der dämonischen Seite" lieber „das Verruchte, Schlimme und Törichte in der Menschennatur" sagen. Eigentlich dämonische Kraft besaß Kaulbach nicht, wie seine Hexen in der Shakespeare-Galerie nur zu deutlich zeigen. In die tiefsten Abgründe der Seele ist sein Blick nie gedrungen, aber mit unvergleichlicher Schärfe weiß er das Frevel- und Lasterhafte, wie das Gemeine, in jeder Maske, die es vornehmen mag, zu erkennen. Seine Zeichnungen zu Reineke Fuchs sind das sein Wesen und die Natur seines Talents bezeichnendste Werk, das er hervorgebracht hat, und wohl auch sein vollendetstes. Daß es aber diesem Satiriker auch an einem starken ethischen

Pathos nicht fehlte, hat er in seinem „Arbues“ bewiesen, auf dem die Figuren des Ketzerrichters und der zwei ihn begleitenden Mönche wahre Meisterwerke der Charakteristik sind.

Die Studie über die im Zenit seines Lebens von einem gräßlichen Schicksal ereilten Alfred Rethel beginnt mit folgender Betrachtung: „Die anscheinend erbarmungslose Kälte, mit der die Natur ihre schönsten und glänzendsten Bildungen ebenso gleichgiltig verbraucht wie die gemeinsten, hat etwas Empörendes für unseren Geist. Scheint doch eine unerhörte Grausamkeit, ein dämonischer Hohn über die edelsten menschlichen Bestrebungen darin zu liegen!“ In der Tat kann man sich bei der Erinnerung an Rethel ähnlicher Gedanken kaum entschlagen. Mit den herrlichsten Gaben verschwenderisch ausgestattet, zog er schon im frühen Jünglingsalter durch seine „Schlacht bei Sempach“ die Aufmerksamkeit der deutschen Kunstwelt auf sich, bekundete bei stets fortschreitender Entwicklung immer deutlicher sein Anrecht, den größten Talenten seines Faches beigezählt zu werden, errang alles, was das Leben wert und köstlich macht, um dann erst dem geistigen, wenige Jahre später dem physischen Tode zu verfallen. Sein ganzes Wirken war auf einen Zeitraum von kaum zwanzig Jahren beschränkt, aber innerhalb desselben hat er Unvergängliches geleistet. In seinen großartigen, von wahrhaft geschichtlichem

Geist oder wildem Humor durchwehten Kompositionen wird sein Andenken fortleben, und die bekannteste, verbreitetste derselben, „Der Totentanz“, stets zu den Kleinodien der deutschen Kunst gerechnet werden.

An Buonaventura Genelli, diesen Hellenen, der — ein toller Zufall — nach Berlin und in unser Jahrhundert verschlagen wurde, hebt der Verfasser das ganz Antike des Wesens hervor, das seine klassische Dichtung bestimmte. Die Ausschließlichkeit, mit der er sie verfolgte, verhinderte seine Schöpfungen bei der Nation, um deren Anschauungs- und Empfindungsweise er sich nie kümmerte, populär zu machen. Sehr treffend bemerkt Pecht hierüber: „Cornelius ging in seiner Behandlung ähnlicher Stoffe gerade den umgekehrten Weg. Er übersetzte das Griechische in das gute Deutsch des Dr. Luther, markig, nervig, großartig und ein wenig grobknochig, jedenfalls aber viel verständlicher für uns, die wir unseren Sitten zufolge die Art eines Menschen mehr aus seinem Gesichtsausdruck als aus seinen Körperformen und Bewegungen herauszulesen gewohnt sind.“ Wenn Pecht aber behauptet, daß man, um Genelli verständlich und genießbar zu finden, erst Griechisch gelernt haben müsse, so ist dies eben nur ein Scherz. Auf das große Publikum konnte und kann Genelli, schon wegen der Stoffe, die er behandelt, und des antiken Geistes, mit dem er sie beseelt, nicht wirken; wer aber Sinn für die Schönheit der Linien

und außerdem die Fähigkeit besitzt, sich im Geist in eine ideale Sphäre zu versetzen, wird ihn verstehen und seine poetische Kraft würdigen können. Der Gelehrsamkeit bedarf es dazu nicht.

Genellis entschiedenster Widerpart, Adolf Menzel, der resoluteste Vorkämpfer des Realismus, ist mit einer Vorliebe behandelt, die, wenn auch durch das ungewöhnliche Talent dieses Künstlers gerechtfertigt, immerhin in einem Zusammenhang mit der politischen Gesinnung des Verfassers steht. „Deutschland über alles!" ist sein Wahlspruch, dessen Widerhall das ganze Buch durchrauscht. Da nun die Einigung Deutschlands durch Preußen vollzogen ward, so bringt er diesem Staat, und allem, was zu seiner Verherrlichung beiträgt, eine lebhafte Sympathie entgegen. Zudem liegt es in Pechts künstlerischer Sinnesart, das Charakteristische höher anzuschlagen, als das bloß formell Schöne; somit erklärt sich's aus verschiedenen Ursachen, daß er an Menzel, dem Schilderer der Natur, wie sie leibt und lebt, dem Illustrator des preußischen Kriegsruhmes, seine Freude haben muß. Um so schwerer mochte ihm das Geständnis fallen: daß der Staat, dem Menzel angehört, dem sein künstlerisches Schaffen unentwegt geweiht war, ihn lange Zeit fast unberücksichtigt ließ, um ihm endlich einen Auftrag zu geben, der mit dem Talent und der Richtung des Künstlers im vollkommenen Widerspruch stand. Ich spreche von

dem bekannten Krönungsbilde. Pecht schreibt das Mißlingen desselben zumeist äußeren Umständen zu, und meint: dergleichen dürfe überhaupt immer erst nach hundert Jahren gemalt werden. Der Hauptgrund des Nichterfolges liegt wohl in dem Naturell des Künstlers. Käme Menzel in hundert Jahren wieder zur Welt und sollte wieder dieselbe Aufgabe lösen, so käme er damit ebensowenig zustande. Solche Staatsaktionsbilder bedingen einen Sinn für das Pomphafte, feierlich Abgemessene, der sich mit dem besten, was Menzel sein Eigen nennt, absolut nicht verträgt.

In der Studie über Hans Makart beweist Pecht jedoch, daß er, trotz seiner Vorliebe für die in nationalem Boden wurzelnde Kunst und trotz seiner Geneigtheit, auf das Charakteristische des Ausdruckes mehr Gewicht zu legen, als auf die Schönheit der Darstellung, auch ein Talent, dessen Stärke vorzüglich, ja ausschließlich, in dieser liegt, freudig zu würdigen weiß. Noch mehr: der sinnliche Reiz, die blühende Pracht, die Fülle von Gestaltungskraft, die Makarts Bilder bekunden, veranlassen Pecht mitunter angesichts derselben den geistigen Wertmesser beiseite zu legen. Von dem Glanz einer in manchem Sinn unleugbar genialen Erscheinung geblendet, geht er zu leicht darüber hinweg, daß ihr doch gerade dasjenige fehlt, was die Signatur jeder höchsten Kunstbegabung ist: die Macht unser Gemüt zu erheben, unseren Geist zu

beschwingen. Gegen eine Parallele, die Pecht zieht, muß ich entschieden Protest erheben; seine Behauptung: Makart halte E. Delacroix die Wage, ist geradezu eine Ketzerei. Damit soll nicht geleugnet werden, daß Makart ein reineres Schönheitsgefühl, eine größere Leichtigkeit der Erfindung besitzt als der französische Meister; aber in welcher anderen Beziehung reicht er an diesen hinan? Nicht einmal im Kolorit, insofern man dieses Wort nicht auf die Farbenpracht und Farbenharmonie des Ganzen, sondern auf die Karnation anwendet. Diese ist bei Delacroix vom wärmsten Lebenshauch durchglüht, während sie bei Makart oft etwas krankhaftes, elfenbeinartiges hat. Ferner: Delacroix hat Gestalten geschaffen, die sich der Erinnerung unauslöschlich einprägen, die in Lust und Leid unsere Teilnahme stürmisch an sich reißen, deren tiefsten Herzschlag wir zu vernehmen glauben. Wo findet sich ähnliches bei Makart? Die Muse Delacroix' trägt einen Denkerzug auf der Stirn und ein leidenschaftlich bewegtes Herz in der Brust; Makarts Muse gleicht der Undine — sie ist ein Elementarwesen voll Reiz und Zauber, aber ohne Seele.

In höchst anziehender Weise erzählt Pecht den Lebens- und Bildungsgang Defreggers und bespricht seine Werke, die, Dank den vervielfältigenden Künsten, zum werten Eigentum des Volkes geworden sind, ein Born der Erquickung, Freude und Erhebung für alle.

Als charakteristisch für Defregger hebt Pecht hervor, daß dieser Künstler, obwohl er seine Vorwürfe durchgängig dem bäuerlichen Leben in seinem heimatlichen Tirol entlehnt, und in der Darstellung desselben durchaus wahr und naiv bleibt, dennoch das Niedrige und Gemeine gar nicht zu kennen scheint. Ein edler Sinn im Verein mit einer seltenen Feinheit des Geschmackes lassen ihn allem moralisch Anwidernden, wie einer Verunreinigung, aus dem Wege gehen. Die ländlichen Sitten- und die historischen Genrebilder Defreggers werden mit wohltuender Wärme gewürdigt, ebenso sein neuester Versuch in der eigentlichen Geschichtsmalerei, der in seiner Schlichtheit so ergreifende „Andreas Hofer auf dem Gang zur Hinrichtung“. Die Leser dieser Blätter wissen, welchen ungeheueren Erfolg das Bild auf den Ausstellungen in Berlin, München, Wien hatte. Diejenigen aber, die es nicht selbst gesehen haben, sind durch Pechts Bericht in den Stand gesetzt, sich von dem herrlichen Werke mindestens eine richtige Vorstellung zu machen.

Mit gleicher Treue ist Ludwig Passini geschildert, der liebenswürdige Künstler, der dem Wesen des italienischen Volkes dasselbe feine und tiefgreifende Verständnis entgegenbringt, das Defregger seinen Landsleuten gegenüber bewährt. Auch ihm gilt als leitender Grundsatz: daß die Kunst alles, das Furchtbarste, Grausamste, Entsetzlichste darstellen dürfe, aber nie das

Widerwärtige, Ekelhafte. Um ganz zu begreifen, wie sehr er darin Recht hat, muß man Silvio Rottas auf der vorjährigen Pariser Ausstellung prämiierte „Costumi veneziani" gesehen haben, deren Naturwahrheit und Lebensgefühl einem durch die abstoßende Gemeinheit der Charaktere bis zum Unerträglichen verleidet wird. — Mit gutem Fug fragt Pecht: welch anderes Land drei Genremaler wie Knaus, Defregger und Passini aufzuweisen habe? Er hätte auch noch Vautier nennen dürfen, denn wenn auch aus der französischen Schweiz gebürtig, ist dieser Künstler seiner Empfindungsweise und seiner Bildung nach doch so ganz deutsch, als hätte er am Rheingelände oder in einem der idyllischen Täler des Schwarzwaldes zuerst das Licht der Welt erblickt.

Dem geistvollen Romantiker Arnold Böcklin sind eingehende Betrachtungen gewidmet. Ein Romantiker ist er nicht in dem landläufigen, sondern in dem Sinne, daß seine gewaltige Phantasie sich's an der realen Welt nicht genügen läßt, und ihrem kühnen, oft abenteuerlichen Drang sich eine eigene schafft.

Der Aufsatz über Franz Lenbach, den größten deutschen Porträtmaler der Gegenwart, ist schon deshalb höchst interessant, weil er gewissermaßen eine Geschichte der modernen Porträtmalerei gibt. Am längsten von allen Kunstzweigen verblieb sie in einem kläglichen Zustande, die schmählich ausgebeutete Domäne gewisser

Modemaler, die sich den Forderungen eines in künstlerischen Dingen unzurechnungsfähigen Publikums anbequemten. Um sie aus solcher Verkommenheit wieder zu Ruhm und Ehren zu bringen, war das Talent allein nicht genug — auch unter jenen Modemalern gab es mitunter bedeutende Talente — es mußte die künstlerische Begabung von einem Charakter unterstützt werden, dessen Stärke und Festigkeit kein Transigieren mit dem verdorbenen Zeitgeschmack zuließ. Bei Lenbach traf beides zusammen; keine Rücksicht auf Beifall und raschen Erfolg vermochte ihn in seiner besseren Überzeugung untreu zu machen, die ihn im Studium der Natur und der alten Meister das alleinige Heil erkennen ließ. Die Kämpfe, die der Künstler zu bestehen hatte, bevor er siegreich durchdrang, werden von Pecht mit reizendem Humor erzählt.

Die eigentliche Krone des Buches, sein künstlerisch vollendetster Teil, ist jedoch ein mit ungemeiner Liebe und Sorgfalt ausgeführter Essay über Cristian Rauch. Eben weil diese Arbeit so vorzüglich ist, halte ich es für das beste, den Leser auf sie selbst zu verweisen, da flüchtige Andeutungen, kurze Auszüge nicht den richtigen Begriff von ihrem Wert und ihrer Bedeutung zu geben vermöchten. Hier fallen die Lebensgeschichte eines der größten Künstler, die Geschichte einer vielbewegten Zeit und einer neuen Kunstentwicklung in eins zusammen.

Überblickt man die Künstlerschar, die an dem Verfasser einen deutschen Vasari gefunden, so wird man der mächtigen Wandlung inne, die sich in Deutschland im Laufe dieses Jahrhunderts vollzogen hat, nicht nur, daß die bildende Kunst nach langem Stillstand wieder eine Fülle von edlen und glänzenden Leistungen hervorbrachte, sie ist auch dem allgemeinen Bewußtsein um so vieles näher gerückt, nimmt in unserem Leben eine wichtige Stelle ein, und wirkt erhebend, veredelnd, geistig befruchtend auf die weitesten Kreise. Von Jahr zu Jahr schlägt sie festere Wurzeln, entfaltet sie reichere Blüten, während die Dichtkunst in demselben Maße versiegt und verkümmert. Mir dünkt, es würde sich der Mühe lohnen, den inneren Gründen dieser befremdenden Tatsache nachzuforschen.

Ungedruckte Briefe von Gentz an Fanny Elßler.

(„Wiener Allgemeine Zeitung" Nr. 2103. 6. Januar 1886.)

Die nachstehenden Briefe fanden sich in Fanny Elßlers Nachlaß vor und wurden mir von ihrer Cousine, Fräulein Katharina Prinster, der treuen Gefährtin ihres Lebens von den Tagen der Kindheit an, eingehändigt. Jeder Zweifel an ihrer Echtheit ist somit ausgeschlossen. Einen Anspruch auf Vollständigkeit kann diese kleine Sammlung loser Blätter nicht erheben. Mit aller Bestimmtheit läßt sich behaupten, daß viele der Ergüsse, in denen Gentz seinem übervollen Herzen Luft machte, spurlos verschwunden sind. Den sichersten Beweis dafür finde ich in der Tatsache, daß aus dem Winter von 1831 auf 1832, in dem Fanny eines längeren Gastspieles wegen in Berlin verweilte, nicht ein einziges Schreiben vorliegt, während doch alles zu der Vermutung berechtigt, daß Gentz gerade diese Zeit der Trennung, die er, wie wir aus anderen Zeugnissen wissen, sehr schwer ertrug, zu um so häufigeren schriftlichen Mitteilungen benutzt haben mag.

Wahrscheinlich hat Fanny die fehlenden Briefe vernichtet, und ebenso wahrscheinlich sind die, welche ich hier veröffentliche, nur durch ein zufälliges Übersehen demselben Schicksal entgangen. Der erste derselben ist vom 9. März 1830 (Fannys Namensfest) datiert und scheint aus der frühesten Zeit von beider Bekanntschaft herzurühren. Gentz war damals sechsundsechzig Jahre alt, Fanny hatte ihr zwanzigstes noch nicht zurückgelegt. Er hatte daher allen Grund, die Leidenschaft, die sie ihm einflößte, als eine solche zu betrachten, die an dem eigenen Empfinden ihr Genüge finden müsse. In der Tat sind die ersteren Briefe in diesem Tone gehalten. Doch sollte ihm mehr werden, als er selbst zu hoffen gewagt hatte. Nicht lange, und wir sehen ihn im Glück erhörter Liebe schwelgen, allerdings voll demütigen Staunens über das Wunder, das sich begeben mußte, um zwei so ungleichartige Menschen innigst zu vereinen. Die nun folgenden Briefe atmen nicht nur die tiefste Zärtlichkeit, sondern auch die unerschütterliche Zuversicht, daß nichts auf der Welt imstande sei, dies Band zu lösen oder auch nur zu lockern. Mit einem freudigen Siegesgefühle kommt er — auch in den Briefen an andere — immer wieder darauf zurück, daß seine Liebe allein, und nur sie, ihm Fannys Herz gewonnen habe. Durch ungefähr anderthalb Jahre wiegt er sich in diesem ihn beseligenden Glauben. Später stoßen wir auf die bedauerliche Lücke

in dem Briefwechsel, deren ich vorhin erwähnte. Daß aus Gentz' Todesjahr — er starb im Sommer 1832 — nur wenige Blätter auf uns gekommen sind, läßt sich sowohl durch die Anwesenheit Fannys in Wien, wie durch die lange, qualvolle Krankheit erklären, die seinem Ende vorherging. Der Umstand, daß diese letzten Blätter zumeist Reflexionen enthalten, scheint auf eine Wandlung in Gentz' Gefühlsleben hinzudeuten. Sicher blieb er bis zum letzten Atemzug der einst so heiß Geliebten wandellos ergeben, doch möchte ich glauben, es sei ihm schließlich klar geworden, daß er sich einem Wahne hingegeben, als er sich vermessen hatte, die ewige Ordnung der Natur umstoßen und den Spätherbst seines Lebens mit dem Glanz des Frühlings umkleiden zu können.

Rahel Varnhagen preist in ihren Briefen an Gentz das ihm zuteil gewordene Glück, in späten Jahren noch einer tiefen, mächtigen Leidenschaft fähig zu sein. Sprach sie damit wirklich ihre Überzeugung aus? Oder war es ihr nicht vielmehr darum zu tun, die Verdüsterung seines Gemütes, an der die politischen Ereignisse jener Zeit nicht geringen Anteil hatten, durch freundlichere Vorstellungen aufzuhellen? Die letztere Vermutung dürfte der Wahrheit ziemlich nahe kommen, denn schwerlich konnte sich die scharfblickende Frau darüber täuschen, daß Voltaires Worte:

„Qui n'a pas l'esprit de son âge,
De son âge a tout le malheur!"

eine sich immer aufs neue bestätigende Wahrheit enthalten. Doch würde man die Natur der Leidenschaft, die Gentz erfüllte, verkennen, wenn man in ihr nur ein letztes Aufflammen der Sinnlichkeit erblicken wollte, wie es im Greisenalter nicht selten vorkommt. Ohne Frage war es vor allem Fannys Schönheit und unvergleichliche Anmut, was ihn zuerst zu ihr hinzog; als er ihr aber näher trat, ihre Herzensgüte, Schlichtheit und Wahrhaftigkeit, mit einem Worte: ihren inneren Wert kennen lernte, gesellten sich jenem sinnlichen Wohlgefallen edlere Empfindungen bei und gewannen schließlich die Oberhand. Er hatte in seinem ganz auf Genuß gestellten Leben Frauen von jeder Sorte kennen gelernt, aber einer Erscheinung wie Fanny war er nicht begegnet. In ihrer holdseligen Bescheidenheit, ihrem angeborenen Sinn für Maß in allen Dingen, in der durch nichts zu störenden Harmonie ihres Wesens offenbarte sich ihm erst das Weib, wie er es nie geträumt hatte. Im Widerspruche mit der landläufigen Redensart, daß Liebe blind macht, behaupte ich: sie macht scharfsichtig und läßt uns, von keiner Trübung beirrt, bis auf den Grund der Seele blicken. Gentz hat Fanny nicht überschätzt, er hat sie bloß erkannt; das Wunderbare dabei ist nur, daß gerade er, der blasierte Weltling, sie zu erkennen ver-

mochte. Während meines mehr als zwanzigjährigen, häufigen Verkehres mit ihr drängte sich mir oft die Frage auf, wie es denn möglich war, daß sie unter den gegebenen Verhältnissen so werden, so bleiben konnte. Zu beantworten weiß ich mir diese Frage nur mittels einer Hypothese. Ich meine nämlich: wenn die Natur eines ihrer vollendeten Gebilde schafft, sorgt sie im vorhinein dafür, daß die dunkeln Mächte des Lebens ihm nichts anhaben können. Fanny war nicht, was man so gewöhnlich geistreich nennt, d. h. sie hatte keine witzigen Einfälle, machte keine frappanten Bemerkungen und erlaubte sich kein voreiliges Urteil über Menschen und Dinge. Hingegen besaß sie richtigen, natürlichen Verstand und einen Takt von seltener Feinheit. Gentz ließ es sich angelegen sein, die geistigen Anlagen Fannys auszubilden und die vielen Lücken ihres Wissens auszufüllen. Sie durfte sich rühmen, einen der glänzendsten Stilisten zum Lehrer der deutschen Grammatik und Rechtschreibung gehabt zu haben. Aus seinen Briefen an sie und an seine Freunde geht hervor, wie fern ihm jede egoistische Regung blieb, wenn er sich, wie so oft, mit dem Gedanken an Fannys Zukunft beschäftigte, die mitzuerleben er ja doch nicht hoffen durfte. Bemerkenswert ist auch, daß keine Spur von Eifersüchtelei das Verhältnis zwischen dem Greis und der jungen, schönen, gefeierten Künstlerin trübte. Gewiß gab ihm Fanny keinen Anlaß

zum Argwohn, aber nichtsdestoweniger muß sein Glaube an sie unerschütterlich gewesen sein, um ihm, bei solchem Altersunterschied, solche Sicherheit einzuflößen. Freilich ging Gentz noch weiter; er hielt sich für überzeugt, daß eine Liebe wie die seine Gegenliebe erwecken müsse, und zweifelte deshalb nicht, daß Fanny seine Empfindung in ihrer ganzen Glut und Tiefe teile! Selbsttäuschung! wird man sagen. Ja wohl! entgegne ich darauf, doch nur bis zu einem gewissen Grade. Mit Recht mochte Gentz sich fragen, welches andere Motiv als nur der Zug des eigenen Herzens die Geliebte bestimmen könne, ihm vor so vielen, an Wohlgestalt, Rang und Reichtum ihm weit überlegenen Bewerbern um ihre Gunst den Vorzug zu geben. Sein Äußeres war eben das eines hochbejahrten Mannes, sein Rang war, trotz der Macht, die in seinen Händen lag, ein bescheidener. Ich hörte die verstorbene Fürstin Nanny Schwarzenberg,[1]) die ihm keineswegs geneigt war, und ebenso seinen Freund Prokesch wiederholt äußern, daß Gentz zu weit glänzenderen Titeln und Würden gelangt sein würde, wenn er sich entschlossen hätte, zum Katholizismus überzutreten. Beharrlich weigerte er sich, das zu tun. In diesem einen Punkte blieb der sonst schwache, den

---

[1]) Die Witwe des Feldmarschalls Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg.

Versuchungen der Eitelkeit leicht zugängliche Mann fest und standhaft. Die Folge davon war, daß er als Hofrat lebte und starb, während seine Fähigkeiten und sein tatsächlicher Einfluß ihn zu einer viel höheren Stellung in der Beamtenhierarchie berechtigt hätten. Ebensowenig konnte er der Geliebten Schätze zu Füßen legen. Gentz war nicht reich. Allerdings verfügte er über bedeutende Einkünfte, aber sein Leben in den vornehmsten Kreisen und seine sybaritischen Gewohnheiten ließen kein Sparen und Sammeln zu. Aus dem Gesagten geht hervor, daß Gentz durch keine der Äußerlichkeiten, von denen nur allzu viele Frauen sich betören lassen, die Geliebte zu blenden vermochte. Was war es nun, das Fanny dennoch an ihn fesselte, welcher Art war ihre Neigung zu ihm? Man kann darüber nur Vermutungen aufstellen, denn nicht ein Brief von ihrer Hand liegt vor, um irgend einen sicheren Anhaltspunkt zu geben, doch läßt sich vielleicht aus dem Wesen der nun auch Dahingeschiedenen ihr inneres Verhalten Gentz gegenüber erraten. Daß sie ihn geliebt haben sollte, in der Weise geliebt, wie er es erwähnte, ist geradezu undenkbar, doch ebenso unzweifelhaft ist, daß sie ohne warme, tiefe Sympathie nie in vertraute Beziehungen zu ihm getreten wäre. Meines Erachtens hatte Dankbarkeit den größten Anteil an dieser Empfindung. Fannys Gemüt war befähigt, eine so unbedingte, selbstvergessene Hingebung,

wie die seine, nach ihrem vollen Werte zu schätzen. Bis dahin war sie nur bewundert, gefeiert und begehrt worden, die ihr dargebrachten Huldigungen hatten ausschließlich ihrem Talent und ihrer Schönheit gegolten — wer aber hatte sich jemals um ihren menschlichen Wert gekümmert? Wem war es in den Sinn gekommen, sie geistig zu heben und zu fördern? Wenn Fanny damals auch noch zu jung und infolge einer mangelhaften Erziehung zu unentwickelt war, um sich die intellektuelle Bedeutung Gentz' vollkommen klar zu machen, so ahnte sie dieselbe doch. Der Umgang mit ihm erschloß ihr geistige Regionen, von denen sie bis dahin nichts gewußt hatte, und freudig nahm sie diese neuen Bildungselemente in sich auf. So läßt es sich erklären, daß sie in diesem scheinbar widerspruchsvollen Bunde eine wohltuende Befriedigung fand. Man darf dabei nicht übersehen, daß Fanny keine leidenschaftliche Natur war. Oder, richtiger gesagt: die Leidenschaft, die von jeder hervorragenden künstlerischen Begabung unzertrennlich ist, betätigte sich bei ihr ausschließlich auf dem Gebiete der Kunst. Im Leben fand die harmonische Grundstimmung ihres Gemütes in einer gleichmäßigen, ruhigen Heiterkeit den liebenswürdigsten Ausdruck. Man kann nicht weniger emotionsbedürftig sein, als sie es war, die sich von allem Heftigen, Stürmischen geradezu beängstigt fühlte. Nicht nur ihr Gliederspiel, auch ihr Seelenleben war von

dem Gesetze maßvoller Schönheit beherrscht. Mir scheint in dieser Eigentümlichkeit ihres Wesens ein wesentlicher Grund zu liegen, weshalb ein Verhältnis, dessen andere Frauen ihres Alters und überdies ihres Berufes sehr bald überdrüssig geworden wären, ihr dauerndes Genüge bereiten konnte. Noch im Alter rief sie sich gern die mit Gentz verlebten Tage zurück, und bis zu ihrem Tode bewahrte sie dem längst dahingeschiedenen Freunde ein liebevolles Andenken.

Die Briefe.

„Ich konnte mich nicht entschließen, Sie zu Ihrem Namenstage mit frischen Blumen zu begrüßen, weil sie ein gar zu trauriges Bild der Hinfälligkeit sind. Unter denen, die ich Ihnen hier überreiche, kann wenigstens eine oder die andere noch nach Wochen oder Monaten Ihren holden Blick auf sich ziehen und vielleicht eine flüchtige Erinnerung an Ihren alten Freund wecken. Wenn nur der hundertste Teil der Wünsche, die ich Ihnen widme, erfüllt wird, so muß das glücklichste Los, das je einer Sterblichen geblüht hat, das Ihrige werden. Ihre Schönheit und Ihre Talente sichern Ihnen der Anbeter viele; ich kann mich nur noch unter die stummen und uneigennützigen rechnen. Aber auf eines bin ich stolz: wie man Sie lieben kann und wie man Sie lieben soll, um (bei

besseren Ansprüchen als die meinigen) Ihrer Gegenliebe würdig zu sein, das mögen für Ihr künftiges Glück, Meine theuerste Fanny! — alle, die sich Ihnen nähern werden, lernen an Ihrem treuen Verehrer

Wien, den 9. März 1830.

Gentz."

*

„Ich wollte mir schon vor acht Tagen die Freude machen, Ihnen, theuerste Fanny, die Kleinigkeiten, die dieser Carton enthält, zu überreichen; unser Freund rieth es mir in guter Absicht ab. Da mir aber eine der geschmackvollsten Damen in Wien versichert hat, daß meine Sendung nichts weniger als unbrauchbar und folglich auch Ihnen nicht unangenehm sein würde, so habe ich wieder Muth gefaßt. Sie könnten mich unendlich glücklich machen, wenn Sie, ohne alle weitere Danksagung, wogegen ich feierlich protestire, auf einen kleinen Zettel mit Ihrer schönen Hand die Worte schreiben wollten: Sie haben Recht gehabt. Sollten Sie mir eine so bescheidene Bitte abschlagen?

Den 30. März.

Gentz."

*

„Ich sehe voraus, liebe Fanny, daß es mir vor dem Essen nicht möglich sein wird, Sie zu sehen, bitte daher um die Erlaubniß, Sie diesen Abend um 8 Uhr

zu besuchen: sollte ich Sie gestern und vorgestern durch mein Geschwätz zu sehr ermüdet haben, so verpflichte ich mich, Sie eine Stunde lang stillschweigend anzusehen. Es gibt ja ohnehin keinen höheren Genuß für mich.

Sonntag, 2. Mai.

Gentz."

*

„Am 23. Juni 1830. Meine Einzig-Geliebte! Mit welcher Herzensbewegung ich Dir zu diesem Tage[1]) Glück wünsche, wirst Du selbst fühlen, da Du längst begriffen hast, wie unendlich ich Dich liebe. Die kleinen Geschenke, die ich Dir hier übersende, erscheinen mir wie Staub, wenn ich sie mit dem namenlosen Glück vergleiche, welches in den letzten fünf Wochen mein täglicher Umgang mit Dir mir gewährt hat. Könnte ich meinen Wünschen Kraft und Flügel geben, so müßte Dein ganzes schönes Leben eine ununterbrochene Reihe der seligsten Stunden sein. Ich bin stolz darauf, Deinen vollen Werth, wovon Deine Schönheit und Kunst nur Theile sind, erkannt zu haben; und die Freundschaft, womit Du meine Liebe belohnst, schätze ich höher als alle Güter der Erde. Du kennst nun einmal meinen Hang zu wehmüthigen Gedanken. Vergib

---

[1]) Fannys Geburtstag.

also, Meine angebetete Freundin, wenn ich auch in die Wonne des heutigen Tages einen trüben Blick mische. Ich kann mich der Frage nicht erwehren: Wie wird es mit uns stehen, wenn dieser Tag wiederkehrt? Die Zukunft ist mit einem düsteren Schleier verhüllt. Ich mag ihn nicht aufheben. Ueber mich beschließe Gott, was ihm gefällt! Ich bitte ihn nur um das einzige, daß er jede Art von Segen über Dich ausströme. Was ich gewiß weiß, ist, daß keine Zeit, keine Ewigkeit das Gefühl auslöschen kann, welches Du in meinem Herzen erweckt hast. Selbst das so edle Wort Treue ist noch nicht stark genug, es auszudrücken. Ich lebe nur in Dir; und Sterben hat forthin keinen anderen Sinn für mich, als — eine Welt verlassen, worin Du athmest.

Ich habe den Muth, zu glauben, daß auch mich nichts mehr aus Deinem Herzen reißen wird; und wenn Du mir durch einen einzigen Händedruck versicherst, daß ich mich nicht irre, so bleibt mir zur Feier des 23. Juni — nach dem, was ich am Vorabend erlebt habe — nichts zu wünschen übrig.

Gentz."

*

„Am 28. Juli 1830:

So scheid' ich dann mit stiller Klage,
Von meiner Wünsche süßem Ziel,
Und scheid' ich auch auf wen'ge Tage,
Ach, wen'ge Tage sind zu viel!

Die Liebe zählet einst nach Stunden
Und nicht nach Jahren ihre Zeit;
Der Tag, der einsam ihr entschwunden,
Ist ihr ein langes, ew'ges Leid.

Denn köstlich sind die Augenblicke,
Die nur ein Gott uns nimmt und gibt,
Oft führt die kurze Zeit zum Glücke,
Und nur die kurze Den, der liebt.

D'rum scheid' ich auch mit schwerem Herzen,
Von diesem vielgeliebten Ort,
Und nehme alle meine Schmerzen
Und jede Freude mit mir fort."

*

„Hier sind einige Blumen aus Weinhaus. Ich habe sie selbst nicht gesehen, weil sie gut eingepackt waren; ich [hoffe aber, sie werden, wenn auch nicht gleich, doch in der Folge, da sie länger zu blühen pflegen, Deine lieben Augen manchmal erfreuen. Ich wollte, ich wäre an ihrer Stelle, und dürfte Dein Zimmer nie verlassen, denn das ist der einzige Ort, wo mir wohl ist!

Den 4. Januar 1831.

Gentz."

*

„Ich muß Dich im Laufe des Tages sehen, liebe Fanny, und sollte es noch so spät sein. — Du liebst

die Erklärungen nicht; aber über den gestrigen Abend ist doch eine nothwendig. Ein fremder Zeuge unseres gestrigen Gespräches würde uns leicht für zwei ungleichartige (Du verstehst das Wort?) Wesen gehalten und vielleicht gemeint haben, unsere Verbindung könnte von keiner langen Dauer sein. Und doch wird Dein Herz Dir, so wie das meinige mir, sagen, daß kein gewöhnliches, sondern ein wahres Zauberband zwischen uns zwei Ungleichartigen besteht. Es ist mehr noch als Liebe, wovon wir leben. Du warst für mich geschaffen, und fühlst es; daß das Schicksal sich in unserer Geburt verrechnete, war weder Deine noch meine Schuld. Aber trennen kann es uns nicht mehr, „und fiele die Welt zusammen“; und wenn sie auch für mich zusammenfällt, so geschieht nur — was die letzte Zeile besagt. Ich verlange keine Antwort von Dir; ich bitte Dich aber, dieses Billet mehr als einmal zu lesen.

Am 6. April 1831.

Gentz.“

*

„Ich habe heute bis 4 Uhr beim Fürsten aushalten müssen, und daher nicht zu Dir kommen können, ob ich mir gleich von einer halben Stunde zur anderen Dein liebes Gesicht so lebhaft vorstellte, daß ich vor Ungeduld und Sehnsucht fast verzweifelte. Mein Wagen ist um 7 Uhr bestellt; und wenn sich nicht

Erde und Himmel gegen mich verschwören, so muß ich Dich bei guter Zeit sehen. Unterdessen, meine Fanny, konnte ich durchaus nicht umhin, Dir diese Zeilen zu schreiben.

Den 31. März 1831.

Gentz."

*

„Ich wünsche zu wissen, wie „mein süßes Lieb" (um mit unserem Freunde Heine zu sprechen) geschlafen hat und sich heute befindet? — Ich habe eine sehr unruhige Nacht gehabt, bin schon um 4 Uhr erwacht und habe durchaus nicht mehr einschlafen können. Ich fürchte fast, daß der edle Trank, den mir (vielleicht etwas zu spät) Deine lieben Hände reichten, daran Schuld gewesen ist. Da ich mich aber, trotz der Schlaflosigkeit, sehr wohl fühlte und auch jetzt recht munter und heiter bin, so beklage ich mich nicht, wenn nur Du, Meine Geliebte, mit Deiner Nacht zufrieden bist. Ich hoffe Dich um 2 Uhr zu sehen, wenn auch nur auf kurze Zeit; ein einziger Blick in Deine Augen ist mir mehr werth, als Alles, was die Welt mir noch bieten kann.

Den 23. April 1831.

Gentz."

*

„Schönbrunn, den 15. Oktober. Du kannst Dir vorstellen, liebe Fanny, mit welcher Bewegung ich Dein Billet geöffnet, und mit welcher Begierde ich es ge-

lesen habe. Ich verließ Dich gestern in einer wehmüthigen Stimmung; anstatt aber, wie ich gefürchtet hatte, in finstere Gedanken über Gegenwart und Zukunft zu verfallen, überließ ich mich einem ganz anderen Gefühl. Ich wünschte mir Glück zu der Wahrheit und Tiefe des Eindrucks, den Du, meine angebetete Freundin, auf mich gemacht hast. Es gehören nur Augen dazu, um in den Stunden Deines Glanzes an Dir Wohlgefallen zu finden und bis zur Leidenschaft von Dir eingenommen zu werden. Meine Liebe ist von einer andern Art; ich ergetze mich an Deiner Schönheit und genieße, so viel ich kann, den Reiz Deines Umganges. Aber, wenn ich Dich krank und leidend sehe, hänge ich — so scheint es mir wenigstens — noch fester an Dir, als in den Tagen Deiner größten Herrlichkeit; mir war gestern, als hätte ich Dich nie zärtlicher, inniger, treuer geliebt; und wenn dies auch nur eine Täuschung gewesen wäre, so thut sie doch meinem Herzen unendlich wohl; und mein augenblicklicher Kummer verlor sich in eine Empfindung, die ich allen Genüssen der Welt vorziehe.

Gentz."

*

„Königswart, Dienstag, den 3. August.
Um 7 Uhr Abends.

Ich wußte es ja, Fanny, daß der Abend nicht herankommen würde, ohne daß ich wieder die Feder in

der Hand hätte, um Dir zu schreiben. Zwei Stunden nach Abgang der heutigen Estafette, während wir bei Tische saßen, kam ein Courier aus Wien. Ich durfte meine Pakete nicht eher eröffnen, als bis ich mich in mein Zimmer begeben konnte, mußte aber vorher — und das zwar durch anderthalb Stunden — die Briefe und Depeschen lesen und lesen hören, die an den Fürsten gerichtet waren. Endlich wurde eine Promenade beschlossen, von welcher ich mich unter dem Vorwande einer Verletzung am Fuße (wovon ich Dir nachher erzählen werde) losmachte, und nun sitze ich hier und labe meine Seele an Deinem lieben (dritten) Brief vom vorigen Sonnabend und an den Blumenblättern, die Deine Hand gebrochen und berührt, und an den Versen, die sie begleiten, vergesse die Politik und die Welt und denke nur an Dich. Du kannst Dir nicht vorstellen, meine Liebe, wie unendlich es mich freut, von Dir zu hören, daß Du meine Briefe ohne alle Schwierigkeit liesest. Diese Versicherung, die mich von einer meiner schwersten Sorgen befreit, wird Dich noch manche halbe Stunde mehr kosten; denn forthin werde ich Dich, soweit nur meine Zeit reicht, mit Briefen überschwemmen. Noch inniger aber hat mich gefreut und gerührt, was Du von Deinem Schreiben an mich sagst. Ich weiß, daß Du nicht gern schreibst; um so höheren Wert hat das Opfer, das Du mir bringst, und ich rechne es Dir an, wie ein unbezahlbares Geschenk. Ich

höre, ich sehe, ich fühle Dich, bei jedem Worte von Deiner theuren Hand. Du kannst mir sicher glauben, daß Du in Deinem Leben durch keine einem anderen Menschen erzeigte Wohlthat wärmeren Dank verdienen wirst, als durch Deine Briefe an mich. Diese Wahrheit möge Dir stets vorschweben, wenn Du in einer stillen Abendstunde die Feder ergreifst. Ich will Dir jetzt, da ich, Gottlob, noch eine Stunde ungestört zu sein hoffe, meine Geschichte von gestern Abend erzählen, die ich in meinem vorhergehenden Briefe nur leise andeuten konnte. Sie wird nicht ganz ohne Interesse für Dich sein.

Der Fürst, unstreitig einer der liebenswürdigsten Menschen, und der mir wirklich überaus wohl will, war gestern beim Souper in besonders guter Laune. Wir waren allein; das heißt, Er, Leontine [1]), Hermine [2]), die Gouvernante (eine sehr gescheute Person), sein Hausarzt Dr. Jäger und Baron de Pont von der Staatskanzlei, ein bescheidener und edler Mensch. Das Gespräch fiel auf menschliche Charaktere. Der Fürst neckte mich eine zeitlang freundlich und zart, und meinte endlich, „es sei sehr Schade, daß ich nicht eine Frau geworden wäre“. Er zählte nun alle die Eigenschaften auf, die mich, wie er sagte, zu einer Frau bestimmt hätten, nämlich — mein reizbares Nervensystem —

---

[1]) Spätere Gräfin Sandor, geborne Fürstin Metternich.

[2]) Die jüngere, unvermählt gebliebene Schwester derselben.

meine empfindliche Haut — mein weiches Gemüth — meine sanfte Stimme — und meine unbegrenzte Koketterie! Du kannst Dir leicht denken, daß ich mich, unter vielem Spaß und Gelächter, meiner Haut wehrte, so gut ich konnte. Er ließ mich aber nicht zu Worte kommen, indem er wiederholt versicherte, ich würde eines der liebenswürdigsten Weiber geworden sein, und heute noch, wenn ich es darauf anlegte, wie Ninon de L'Enclos in ihrem achtzigsten oder neunzigsten Jahr, allen Männern die Köpfe verdrehen. Mitunter wurden Anspielungen auf mein Verhältnis mit Dir gemacht, aber alles mit so guter Manier und so viel Delicatesse, daß ich mich keinen Augenblick zu beschweren hatte. Das Gespräch dauerte über eine halbe Stunde. Leontine, die manchmal sehr gut spricht, stand ihrem Vater treulich bei. Nachdem der Lärm sich gelegt hatte, sagte sie mir: „Nun wohl, ich erkläre Ihnen, daß wenn Sie sich noch jetzt in eine Frau umwandeln wollen, ich morgen Ihr Liebhaber werden will." Und ich gab ihr zur Antwort: „Für das Compliment danke ich Ihnen verbindlichst; es beweist mir, daß Sie einer Frau oder einem Mädchen, die thöricht genug wäre, mir zu erlauben, daß ich sie als Mann, meiner Jahre ungeachtet, liebte, diese Thorheit verzeihen würden, besonders, wenn ich keine Gegenliebe verlangte." Und diese Bemerkung wurde von ihr und den Uebrigen mit einem einstimmigen, für meine Eitelkeit (auch wohl

etwas für mein Herz) sehr schmeichelhaften „Allerdings“ erwidert.

Nach dem Souper, gegen halb 11 Uhr, schlug der Fürst vor, da der Abend wunderschön war, im Garten spazieren zu gehen. Man redete von den Sternen; und da ich im gestirnten Himmel so bewandert bin, wie in den Straßen einer mir bekannten Stadt (ob ich mich gleich seit Jahren nicht mehr damit beschäftigte), hielt ich den Damen eine kleine Vorlesung, die ihnen sehr gefiel. Gegen 12 Uhr ging ich zu Bette. Ich war den ganzen Tag besonders heiter und bewegt. Deine Briefe hatten alle meine Lebensgeister erweckt; in meinem Innern war ich unablässig mit Dir beschäftigt, auf der Spazierfahrt, beim Tischgespräch, in den Sternen sah und dachte ich nur Dich. „Es muß Ihnen heute etwas recht Angenehmes begegnet sein“ — sagte mir der Fürst, als wir uns trennten — „so heiter habe ich Sie lange nicht gesehen“; ich antwortete ihm kurz: „Sie haben Recht!“ Ich schlief erst nach einer Stunde ein und mochte kaum eine halbe geschlafen haben, als ich plötzlich erwachte und mir war, als ob der Lärm eines am Schlosse vorfahrenden Wagens mich geweckt hätte. Wäre dies auch wahr gewesen, so lag darin kein Grund aufzustehen. Ich sprang aber in einer Art von halbwachem Zustande (wie ein Nachtwandler, welcher ich doch nie gewesen war) aus dem Bette, lief in's Vorzimmer, wo mein Kammerdiener schlief, rief diesen

mit so lauter Stimme, daß der Dr. Jäger, der neben mir wohnt, davon erwachte; doch, ehe er sich aufrichten konnte, lief ich schon wieder in mein Zimmer zurück, stieß aber in der Finsterniß an eine vorspringende Thürschwelle und verwundete mich — ich war in bloßen Füßen — über dem Knöchel und der großen Fußzehe, so daß es blutete. Als gleich darauf Licht angezündet ward und mein Kammerdiener erschien, fand sich, daß gar kein Wagen gekommen und das Ganze ein heller Traum war. Ich schlief nach einer Stunde wieder ein und erwachte erst gegen 8 Uhr.

Diesen Morgen, da die Geschichte gleich im Schlosse bekannt ward, kam der Fürst und Dr. Jäger, sich nach meinem Befinden zu erkundigen, und machten sich über meinen Somnambulismus nicht wenig lustig. Später kamen mir meine kleinen Wunden am Fuße gut zu statten, weil sie mir, wie ich oben schon bemerkt habe, einen Grund gaben, nicht aus dem Hause zu gehen. Wenn diese Geschichte etwas langweilig scheinen sollte, so stelle Dir vor, Du hättest sie in einem Romane der Madame Frohberg gelesen. Ich hoffe, sie ist etwas besser geschrieben, als die Entsagung, die ich — so leid es mir auch um die Verfasserin und um Therese thut — neben einigen hübschen Stellen, für eine sehr matte Composition halte. Es war wirklich eine Heldenthat von mir, daß ich sie unterwegens von Anfang bis zu Ende verschluckte."

*

„Ich habe diesen Morgen schon in sehr verschiedenartigen Gefühlen gelebt. Zuerst vertiefte ich mich in meine unendliche Liebe zu Dir und stellte mir so lebhaft vor, wie schön Du gestern warst, daß ich gleich hätte zu Dir stürzen mögen, um nur einen Deiner Blicke aufzufangen. Dann ärgerte ich mich eine halbe Stunde lang über den Theaterzettel für Mittwoch (nicht Freitag) und über die zahllosen Kniffe und Ränke des Niederträchtigsten aller Niederträchtigen. Jetzt bin ich ruhig, freue mich auf Dich, wie ein Kind, und wünsche das gewisse Buch, wenn es sich wirklich noch bei Dir befindet, zu haben; bloß um endlich über das Schicksal desselben beruhigt zu sein.

Den 9. April. Gentz."

*

„Es steht Dir, meine liebe Fanny, heute ein böser Tag bevor; ich mache daher für mich keinen anderen Anspruch, als den, daß Du mir Nachmittag ein paar Stunden Deiner wohlthätigen Gegenwart in Weinhaus schenkest, wohin ich auch *** zum Besuch eingeladen habe.

Den 2. Juni.

Gentz."

*

„Dein Weinhaus hat noch keine besonderen Reize, und Du wirst nichts verlieren, wenn Du den ersten Besuch auch noch auf 8 Tage verschiebst. — Das Beste

war, daß ich Alles so wieder fand, wie wir es im vorigen Jahre verlassen hatten. Wenn ich das Nämliche von mir sagen könnte, würde ich glücklicher sein.

Den 20. April.

Gentz."

*

„Du könntest aus meinem Stillschweigen schließen, liebe Fanny, daß es mir gleichgültig wäre, Dich diesen Vormittag nicht gesehen zu haben. Ich sage Dir also lieber, daß es mir sehr wehe gethan hat; und um so mehr, weil ich besorge, daß ich diesen Abend nicht so früh, als ich wünschte, zu Dir kommen werde; indem ich einen Besuch, der sich nicht ablehnen ließ, erwarten muß. Ich werde aber das Mögliche thun, ihn abzukürzen.

11. März.

Gentz."

*

„Am Ostermontage, den 4. April.

Ich hab' Dich geliebet und liebe Dich noch;
Und fiele die Welt zusammen,
Aus ihren Trümmern stiegen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.
Und wenn ich Dich geliebet hab'
Bis in meine Todesstunde,
So nehm' ich mit in's ew'ge Grab
Die große Liebeswunde.

Dies, liebe Fanny, ist mein wahres Glaubensbekenntniß. Auch ich nehme es mit „in's ewige Grab",

für's Erste aber soll es mich hoffentlich noch eine Strecke weit durch's Leben begleiten; und der gestrige Tag wird nicht der einzige und letzte seiner Art sein."

*

„Sonntag, den 27. Juni.
Um 2 Uhr N.-M.

Ich möchte Dir, meine herrliche Fanny, für jedes Wort Deines lieben Briefes ein eigen Danksagungsschreiben senden, so sehr hat jedes Wort mein Herz erfreut. Wenn ich aber bedenke, daß ich spätestens in 5 Stunden zu Deinen himmlischen Augen werde sprechen können, so erwarte ich lieber den glücklichen Moment, und genieße unterdessen in der Stille, was Du mir diesen Morgen bescheert hast! Das Lied ist vortrefflich gewählt. Die drei ersten Strophen kann ich mir nur im Scherz zueignen; die drei letzten sind aus meiner Seele geschrieben. Du hast mich verstanden. In diesem Worte liegt Alles. Ueber den Theater-Streit wollen wir uns mündlich unterhalten. Ich traue Deinem Urtheil mehr als dem meinigen; und wenn es sich bloß um den Zauber-Ring handelte, würden wir leicht einig werden. Ich zittere nur vor den weiteren Folgen, die uns treffen können. Doch vielleicht sind meine Besorgnisse unbegründet. Ich küsse jetzt Dein Bild; Dir selbst ehrerbietig die schöne Hand. Bis zu dem Munde erhebt sich noch nicht Dein Getreuer

Gentz."

*

„Sonnabend den 3. Juli.

Ich befinde mich diesen Morgen vollkommen wohl, meine liebe Fanny, und verdanke es dem herrlichen Abend, den ich gestern bei Dir zubrachte. Mich dünkt, ich hätte Dich nie schöner gesehen, als gestern! Doch so habe ich oft schon gedacht, und ein Tag beschämt den andern! Gewiß ist aber, daß, als ich Dich gestern verließ, ein Gefühl von Frieden in mir erwachte, wie ich es lange nicht gekannt, und daß dies Gefühl aus Deinem ruhigen Gemüth in das meinige übergegangen war. Auch war mein Schlaf so süß, als wenn ich im Paradiese erwachen sollte. Jetzt aber — fallen meine Augen nur auf meine bekannten Blumen, und die einzig Reizende soll mich erst auf den Abend erquicken. Bis dahin, meine Geliebte, lebe wohl!

Gentz."

*

„Du hast heute Deinen Wohlthaten die Krone aufgesetzt, liebe Fanny, indem Du mir eine der schrecklichsten Stunden meines Lebens erträglich zu machen und fast zu versüßen wußtest. Die Schmerzen, unter denen ich Dich verließ, werden mir freilich auf jedem Schritt folgen; aber Deine holden und kräftigen Worte werden auch immer und immer in allen Tiefen meines Herzens widerhallen. Lebe wohl, meine unaussprechlich Geliebte; ich will Deine himmlische Seele nicht mit meinen bitteren Thränen erweichen; ich will mich selbst

nicht in Wehmuth vernichten; ich will leben, wie Du lebst, und mit meiner Liebe allen Schicksalen und selbst dem Tode Trotz bieten. Dich aber, mein süßes Kind, nehme der Himmel in seinen besten Schutz!

Am Abend des 27. Juli. Gentz."

*

„31. August.

Seit einiger Zeit, liebe Fanny, habe ich versuchen wollen, Dich etwas weniger zu lieben. Du würdest dabei nichts verloren haben, da das Uebermaß meiner Liebe Dich wirklich mehr plagen als erfreuen muß. Ich aber bin bald inne geworden, daß jener Versuch nicht bloß ein eitler und thörichter, sondern ein frevelhafter war, daß ich mir ebenso gut hätte vornehmen können, mich nach und nach vom Essen und Trinken oder vom Athemholen zu entwöhnen; mit Einem Worte, daß ich einen Selbstmord begangen hätte. Denn, da das Gefühl, welches mich an Dich bindet, das einzige ist, in welchem ich eigentlich noch lebe, so wäre der Wunsch, daß es weniger mächtig in mir sein möchte, ein unvernünftiger und gottloser Wunsch; und ich will zehnmal lieber an meiner Wunde, als an einer trostlosen Genesung sterben. So lange Du mich nur mit Großmuth erträgst, und meine öfteren Klagen Dich nicht ermüden, soll alles beim Alten bleiben. Gott hat uns zu einander geführt; nur Er kann uns trennen!"

*

„Mittwoch Früh.

Die Postpferde bleiben lange aus. Es ist halb 7 Uhr. Alle meine Gedanken sind bei Dir, liebe Fanny. Warum muß ich Wien verlassen? Warum nicht noch einmal in dieses Auges Tiefe blicken? Leb' wohl, Engel, und gedenke meiner!

G."

* * *

„In manchen Augenblicken denke ich mir, ich würde glücklicher sein, wenn ich sie etwas weniger liebte. Ruhiger vielleicht; aber kannst Du den Strom aufhalten, daß er nicht in seinem gesegneten Laufe deine Hecken und Weinberge überschwemme? — das einmal lodernde Feuer, daß es nicht deine alte Hütte verzehre?

Thätigkeit und Ruhe, Genuß und Leiden haben nur durch sie und mit ihr Sinn und Bedeutung für mich; und die Freiheit selbst — denn daß ich in Ketten, obwohl in Rosen-Ketten, liege, ist gewiß — wäre mir eine Last, wenn ich fern von ihr meine Tage verträumen müßte!

Diese wonnesüße Schelmerei, dieses zaubervolle Lächeln, das man trinkt und trinkt, bis man völlig berauscht ist; und so ohne alle Tücke, so ohne alles mühsame Streben nach Gunst; kein Hauch von Koketterie an ihr! Wäre es aber doch Kunst, käme das Zauberlächeln nicht aus der Seele — dann wäre es

ein Beweis mehr, daß die Weiber furchtbare Geschöpfe sind.

Man soll nur nie, und auch unter den schmerzlichsten Verhältnissen, an die Unmöglichkeit glauben, daß sie sich jemals wieder heiter gestalten könnten. Wenn ein großes Leiden des Gemüthes Alles um uns her zu Nacht verfinstert und darin der letzte Hoffnungs- und Freudenstrahl ausstirbt, welchen der Himmel senden konnte, glaube doch Niemand, daß die ewigen Sterne selbst ausgelöscht seien. Sie leuchten noch über den Wolken. Und alles Leiden ist nur Gewölk. Es entspinnt sich und zerrinnt.

Warum gibt es in der Welt überhaupt ein Letztes? Warum wurzelt fast alles Tragische und Schmerzliche in diesem Begriffe? Man findet kaum eine Rettung, einen Trost dagegen, als aus Geistesmacht das Letzte wieder als das Erste, als einen neuen Anfang zu setzen!“



Anmerkungen.



Außer den in diesem Bande gedruckten Aufsätzen „Zur Literatur“ hat Betty Paoli noch eine Reihe anderer, in Buchform noch nicht gesammelter Artikel zur Veröffentlichung in einer Auswahl ihrer prosaischen Schriften bestimmt. Die Verwirklichung auch dieses weiteren Wunsches der Dichterin bleibt späterer Zeit vorbehalten. Hier mögen einstweilen die Titel dieser Arbeiten folgen:

Reise-Erinnerungen:

Pariser Eindrücke 1850.
Rachel Felix. Ary Scheffer. Jules Janin.
Reise-Memoiretten 1852.
Ein Ausflug nach Dresden.
Italienische Reisestationen 1871.
Innsbruck. — Bozen. — Venedig. — Loretto. — Rom. — Ein Künstlerabend in Rom. — Der römische Karneval. — Abschied von Rom. — Die neue Hauptstadt Italiens.

Zur Frauenfrage:

Eine Zeitfrage.
Ein Wort Pombals.
Über weibliche Erziehung.
Wissen ist Macht.

Soziale und Zeitfragen:

Die Friedensmänner.
Ausgemachte Wahrheiten.
In Sachen der Literatur (Der Schillerverein.)

In Sachen der Poesie.
Unsere Geselligkeit.
Unsere Manieren.
Moderne Ehen.
Unsere Stadt.

Zwei Tragödinnen:

Frau Sophie Schröder.
K. k. Hofburgtheater, 16. Mai 1854.
Julie Rettich.
Ein Lebens- und Charakterbild, 1866.

VIII.[1]) Widmung an Lenau, S. 2. — An Lenau, S. 152.

IX. Ottilie von Goethe war Betty Paolis Novellensammlung „Die Welt und mein Auge" gewidmet.

IX. Briefe von Betty Paoli an Leopold Kompert. Mitgeteilt von Stefan Hock. Grillparzer-Jahrbuch 1908. XVIII. Jhrg.

IX. Fürst Friedrich Schwarzenberg, geb. 30. September 1800 in Wien, als ältester Sohn des Feldmarschalls Carl Philipp Fürsten Schwarzenberg, des Siegers in der Völkerschlacht bei Leipzig und dessen Gemahlin, Maria Anna, geb. Gräfin Hohenfeld, verwitwete Fürstin Esterhazy. 1815 trat Fürst Friedrich in die österreichische Armee, 1818 wurde er Leutnant im Ulanenregiment des Feldmarschalls, das in Ungarn stationiert war, als am 15. Oktober 1820 sein berühmter, von ihm heißgeliebter Vater in Leipzig starb, so daß er erst zu den Leichenfeierlichkeiten eintreffen konnte. Er war es, der später den Plan für das Siegesdenkmal des Geschiedenen auf dem Leipziger Schlachtfelde angeregt hat. Im Frühling 1821 bei Ausbruch der Revolution in Neapel focht er bei St. Germano als Ordonnanzoffizier, war dann mehrere Jahre in Ungarn und Galizien, wo dem tatendurstigen jungen Stabsoffizier das müßige

---

[1]) Die römischen Ziffern bezeichnen die Seiten der Einleitung, die arabischen die Seiten des Textes.

Garnisonsleben nicht zusagte. Als im Juni 1830 die Expedition der Franzosen gegen Algier zustande kam, nahm er einen längeren Urlaub, nachdem er seine Majoratsrechte an seinen Bruder Carl abgetreten und das Malteser-Ritterkreuz empfangen, und focht unter dem Kommando des Grafen Bourmont so heldenmütig mit, daß der Marschall selbst ihm auf dem Schlachtfelde die Ehrenlegion überreichte. Wegen seiner angegriffenen Gesundheit verließ er Afrika, nahm längeren Aufenthalt in Südfrankreich, Paris und England, kehrte 1832 in die Heimat zurück und trat als Oberstleutnant aus dem aktiven österreichischen Dienst. Er begab sich neuerdings auf Reisen, in die Türkei, nach Griechenland, Ungarn und Siebenbürgen. Alle seine Kriegszüge und Fahrten in fremde Länder zeitigten reichliche literarische Früchte. Er schrieb auch über den Karlistenkrieg, in dem er 1837/38 unter der Fahne Don Carlos mitkämpfte. Nach diesem Feldzuge führte der Fürst mehrere Jahre ein ruhiges zurückgezogenes Leben auf seinem ungarischen Landgute St. Mariathal bei Preßburg, das er selber aus einem ehemaligen Paulinerkloster aufgebaut hatte. Dort verfaßte er sein Hauptwerk „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechtes". 1842 begleitete er den, von ihm sehr verehrten Erzherzog Ferdinand von Este nach Liegnitz in das preußische Lager. 1846 bei Ausbruch des galizischen Aufstandes eilte er wieder an die Seite des Erzherzogs nach Lemberg und erhielt, an allen Kämpfen eifrig teilnehmend, den Rang eines Obersten. Im Herbst desselben Jahres reiste er in die Schweiz zu den Beratungen des Sonderbundes und 1847, dem Einladungsschreiben der katholischen Stände folgend, kämpfte er als Adjutant des Generals Salis-Soglio bei Gisliton. Doch mußte er schließlich mit seinen Waffenfreunden der feindlichen Übermacht weichen und erreichte Mailand auf mühseligen Wegen über die Furka und den Simplon, nicht ohne Gefahren flüchtend. Wenige Monate danach führte ihn der Tod seiner geliebten Mutter, die dort am 2. April 1848 starb, nach Wien. Nachdem sie in Worlik an der Seite ihres Gemahls beigesetzt war, nahm er als einfacher Landschütze an den Kämpfen in Südtirol teil, späterhin riefen ihn Radetzkys Siege nach Mailand, wo er einige Zeit verblieb. 1849 war er als Ordon-

nanzoffizier Haynaus in den Schlachtreihen bei Komorn und Raab zu finden und kehrte, mehrfach ausgezeichnet, in sein stilles Mariathal zurück und erhielt 1851 den Charakter eines General-Majors in der Armee. Als er im Jahre 1866 nicht mehr mit dem Degen in der Hand für sein Vaterland eintreten konnte, stellte er seine Feder noch in dessen Dienst und schrieb, wie Bernhard von Meyer berichtete, „einen meisterhaften Plan über Organisation und Verwendung des Landsturmes, welchen er damals dem Kriegsministerium einreichte.“ 1867 sah er in Wien noch die Hülle vom Denkmale seines Vaters fallen. Seit Jahren kränkelnd, starb der Fürst am 6. März 1870 in Wien und wurde in Worlik beigesetzt. Die Werke des „Lanzknechts“ sind im Buchhandel nicht erschienen und nur als Manuskripte gedruckt worden, doch war er Mitarbeiter von verschiedenen Zeitschriften und Almanachen. S. Wurzbach, Biogr. Lex. — A. D. B. — Briefe und Tagebücher von Hebbel. — Biographie Hebbels von Emil Kuh. — H. Laube, Erinnerungen. — Erlebnisse des Bernhard Ritter von Meyer. — „Prinzeß Elisa Radziwill. Ein Lebensbild von Oswald Baer“. 2. Aufl. Berlin 1908, gibt S. 116 ff. „Die zweite Liebe“ reichen Aufschluß über die Neigung der (auch für Kaiser Wilhelm I. Lebenslauf bedeutsamen) Prinzessin zum „Lanzknecht“. — Eine selbständige wünschenswerte Arbeit über den Fürsten, insbesondere über seine politischen Flugschriften, fehlt bisher.

XXX. Briefe an Stifter: 3. Mai 1844. Betty Paoli ladet ihn im Namen der Fürstin Schwarzenberg zur Vorlesung seiner Erzählung „Der Hagestolz“.

Wien, 16. Mai 1849 . . . Ihr Wunsch, daß ich dereinst Ihr Leben schildern soll, hat mich wahrhaft gerührt, denn er setzt die Zuversicht auf das liebevollste Verständnis voraus. Ich denke, es wird nicht dazu kommen, da ich wahrscheinlich, hoffentlich, vor Ihnen sterbe, sollte es demungeachtet anders kommen, so haben Sie mein Wort darauf, daß ich mit der frömmsten Sammlung und Andacht an dieses ernste Werk gehe. Ihre schönste Biographie wird aber doch aus Ihren Werken herausgelesen werden; Menschen Ihres Ranges stehen immer über dem, was von ihnen gesagt werden kann.

Ich fühle dies am besten, wenn ich Sie oder einen Ihrer Ebenbürtigen von Anderen loben höre . . .

Wien, 2. April 1855. Mein theuerer lieber Freund! Denn das sind Sie mir noch trotz des Verstummens, das nun schon seit Jahren an die Stelle des früheren lebendigen Austausches unserer Gedanken getreten ist. Ich war in dieser langen Zeit oft daran, Ihnen zu schreiben und bereue, es nicht gethan zu haben. Warum ich es unterließ? . . . Ich habe nie finden können, daß ein Briefwechsel zwischen Langgetrennten sich zum wirklichen geistigen Verkehr gestalten könne; mir scheinen Briefe immer nur Monologe, die sich kreuzen ohne sich eigentlich zu beantworten . . . Ein anderer Grund meines Schweigens ist der, daß ich gar zu wenig Erfreuliches, Beglückendes erfuhr, Klagen aber gründlich verabscheue . . . Einsames, einsames Leben! sagte ich mir sonst oft im sehnenden, blutenden Herzen; jetzt weiß ich, es muß so sein und weiß mich zu fassen. Dies Alles ist wahr, nichtsdestoweniger hätte ich Ihnen doch schreiben sollen, wenn auch aus keinem anderen Grunde, als um der Freundschaft und Verehrung, die ich Ihnen treu bewahrt habe, lebendigen Ausdruck zu leihen. Es welkt und dorrt so Vieles, daß man freudig das Auge vor den wenigen Blüthen heben sollte, die nach dem Verlauf vieler Jahre unsere Seele noch mit unvergänglichem Duft erfüllen. Das thut die Freundschaft, die ich Ihnen bewahren durfte; ich sage „durfte", weil der Freunde nicht viele sind, die es uns möglich machen, sie bis ans Ende zu lieben.

Das mußte ich aussprechen, damit Ihnen zu meiner Befriedigung Ihr Recht widerfahre.

Die Contouren meines äußeren Lebens seit Oktober 1852 sind bald gezeichnet. Ich blieb bis August vorigen Jahres beim „Lloyd", dann machte eine Intrigue, ohne das geringste Verschulden meinerseits und zu meinem empfindlichsten Nachteile, dieser meiner Stellung ein Ende. In der ersten Entrüstung über die unverdiente Kränkung war ich so gut wie entschlossen, allem journalistischen Treiben fortan ferne zu bleiben, ich bedachte nicht, daß ähnliche Entschlüsse nur von solchen gehalten werden können, die nicht gezwungen sind, sich materiellen Notwendigkeiten zu beugen . . ."

LV. An Jakob Kaufmann. Neue Gedichte. II. Aufl. 1856. S. 63.

LVI. An Radetzky. Nach dem Gewitter. II. Aufl. 1850. S. 235. — Ein zweites Gedicht befindet sich im Radetzky=Album des Innsbrucker Museums.

LXIV. Zu E. v. Feuchterslebens Gedächtnis. Nach dem Gewitter. 1850. II. Aufl. S. 238. — Grillparzer spricht sich, über Feuchterslebens Tod, in seinen Ästhetischen Studien, zur Literargeschichte, in gleichem Sinne aus wie Betty Paoli und schließt mit den Worten: „. . . Er wäre für ruhige Zeiten der bestdenkbare Unterrichtsminister gewesen. Hier aber kam er mit etwas in Konflikt, was seiner Natur rein entgegengesetzt war: mit der Roheit. . . . Er ist vom Geiste aus gestorben.“

LXVI. Ein Verwandter des Fräulein Olivier ist seinerzeit Hofmeister des Fürsten Edmund gewesen.

LXVIII. An Peter Cornelius. Nach dem Gewitter. II. Aufl. 1850. S. 262.

LXXIX. Elisabeth v. Froloff=Bagrejew, geb. Gräfin Speranski, hielt sich bereits in den vierziger Jahren in Wien auf. Von der russischen Regierung aufgefordert, nach Rußland zurückzukehren, erwirkte sie durch die Vermittlung des Fürsten Gortschakoff die Erlaubnis zum weiteren Aufenthalt in Wien, der durch mehrfache Reisen unterbrochen wurde. 1853 veröffentlichte sie in Wien ein Werk „**Méditations chrétiennes**“, 1854 das Drama „Ein Kosaken=Zar“, in Graz einmal aufgeführt. 1855 schrieb sie drei Lustspiele, 1856 das Trauerspiel „Der letzte Romanoff“. 4. April 1857 starb sie nach kurzer Krankheit in Wien.

LXXXI. An Julie Rettich. Neueste Gedichte. Wien 1870. S. 40.

LXXXI. An Karl Laroche. Neue Gedichte. II. Aufl. 1856. S. 261.

LXXXI. In das Gedenkbuch einer Künstlerin. Neueste Gedichte, Wien 1870. (An Zerline Gabillon. 24. Dezember 1860.)

1. Betty Paolis Gedicht an „Annette v. Droste=Hülshoff, gest. 1848“. Nach dem Gewitter. II. Aufl. 1850. S. 214.

11. Levin Schücking wählte als Motto seiner Einleitung zu den gesammelten Schriften von Annette v. Droste=Hüls=

hoff Betty Paolis Ausspruch: „Man pflegt die Droste die größte deutsche Dichterin zu nennen. Mich dünkt dies eingeschränkte Lob viel zu bescheiden, ich möchte es in ein absolutes verwandeln und sie die größte Dichterin aller Länder und aller Zeiten nennen, von denen wir wissen. — Auf dem Gebiet der Poesie in metrischer Form weiß ich in den mir zugänglichen Literaturen keine Frau, die der Droste an die Seite zu stellen wäre."

26. Anschließend an den vorliegenden Aufsatz — „Zur neuesten Literatur" Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff an Prof. Dr. Schlüter, 1877. — hatte Betty Paoli auch die Selbstbiographie des Malers Karl Blaas (1815 bis 1876) lobend besprochen.

163. Schwab, Sohn von Gustav Schwab.

202. Ferdinand von Saar hat zur Gedenkfeier des Vereines Wiener Schriftstellerinnen und Künstlerinnen, zu Ehren Betty Paolis, ein Requiem gedichtet, das von Hofschauspieler Ludwig Gabillon gesprochen und in dem Nachlaß-Bande ihrer Gedichte (J. G. Cotta, Stuttgart 1895) abgedruckt wurde.

237. S. Louise v. François und C. F. Meyer. Ein Briefwechsel. Herausgegeben von Anton Bettelheim, Berlin 1905. S. 38.

„Weißenfels 2. Januar 1882. Verehrter Freund, . . . Ich weiß, daß weibliches Urteil und weiblicher Preis männlichen Ohren verdächtig klingen und einem namhaften Dichter schwerlich genehm sind. Mit dem Artikel des Fräulein Paoli — Ihrer großen Bewunderin! — mache ich eine Ausnahme. Wenn eine Österreicherin und Katholikin den Hutten, sei es auch nur als Dichtergebild, ihren österreichischen, katholischen Landsleuten zur gerechten Würdigung empfiehlt, ist das ein Zeichen seltener Geistesfreiheit und daß die Poetennatur bei ihr „zu unterst" liegt . . ."

256. S. B. Paolis Gedicht „An Wilhelm Kaulbach". Nach dem Gewitter. II. Aufl. 1850. S. 125.

268. Die hier abgedruckten Briefe von Gentz an Fanny Elßler befinden sich jetzt in unserem Familienbesitz. — Einige dieser Briefe sind nach Betty Paolis Artikel von Professor August Ehrhard übersetzt und abgedruckt in seinem Essay — „La

dernière passion de Gentz" — Revue germanique. Nr. 5. 1907 erschienen.

394. Der letzte Abschnitt, der — wie ersichtlich — nicht an Fanny Elßler sondern — in der Form eines Tagebuchblattes — über sie geschrieben wurde, muß damals auch Baron Anton Prokesch bekannt gewesen sein, da sein Schreiben an Gentz vom 3. Januar 1832 deutlich darauf abzielt; es fand sich bei den vorliegenden Briefen und lautet:

„Wenn mir jedesmal das Datum des ersten Briefes oder Zettelchens, womit ich mein Tagwerk beginne, eine Mahnung an den Vorüberflug der Zeit ist, so begleitet doch jetzt wenigstens eine freundliche Idee dieses wenig heitere Bild. Ich denke nämlich, daß mit jedem Tag, mein verehrter Freund, der Zeitpunkt des Wiedersehens Ihrer geliebten Fanny näher rückt. — Wissen Sie denn, daß wir heute am 50. Tage sind? Also nur mehr 40! Da wir schon so weit über die Hälfte sind, so fällt mir eben ein, daß Ihnen Fanny wohl schon etwas über ihre Rückkunft geschrieben haben könne, hat sie das nicht? Sagen Sie mir doch ein Wort darüber. Sie wissen ja wie sehr ich Teil an Ihren Freuden nehme. So wahr es in gewisser Beziehung bleibt: es giebt kein Letztes! — So gibt es zu unserem Troste, doch einen letzten, einen Tag nemlich, welcher der letzte für Fanny in Berlin ist. Diesen Satz verfecht ich auf Tod und Leben, obwohl ich nicht zweifle, daß die ganze Berliner Jugend gerne gegen mich in die Schranken träte.

Wenn ich Sie Mittags nicht sehen sollte, so doch Abends in Portici. — Besten Morgen! Pr."

Von Gentzens Hand ist bei „Portici" für Fanny bemerkt, der er den Brief gesandt: „So nennt Pv. das Hôtel de la rue de Carinthie, welches bei mir auch Elysium heißt." —

Namenverzeichnis.

(Mit Ausschluß der Anmerkungen.)



